

Zeitzeugen der Wende

Teil 1



based on a photograph by Jan Kowalski

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	2
Zeitzeugen der Wende am Mathematischen Institut in Potsdam	3
Interview mit Dr. Andreas Braunß.....	4
Interview mit Dr. Wolfgang Schöbel	16
Interview mit Apl. Prof. Dr. Hans-Jürgen Vogel und PD Dr. Jörg Koppitz.....	24
Interview mit Apl. Prof. Dr. Hannelore Liero und Prof. Dr. Henning Läuter	36
Interview mit Dr. Horst Wendland und Dr. Wolfgang Schöbel	53
Interview mit Prof. Dr. Bert-Wolfgang Schulze	67
Zeitzeugen der Wende an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam.....	79
Interview mit apl. Prof. Dr. Gabriele Saupe.....	80
Interview mit HD Dr. Werner Neumann	94
Interview mit Prof. Dr. Ludwig Brehmer	105
Interview mit Apl. Prof. Dr. Wolfgang Regenstein	115
Interview mit Dr. Reinhard Tiebel	129
Danksagung	139

Einleitung

Im Frühjahr 2018 wurde das Projekt „Zeitzeugen der Wende“ ins Leben gerufen.

Die Erinnerungen von Kollegen und Kolleginnen an verschiedenen Universitäten und Forschungsinstituten in Deutschland an die Zeit der Wende, ihre Erlebnisse, Erfahrungen und individuellen Schicksale in dieser historisch einmaligen und umwälzenden Situation, wurden aufgezeichnet, damit sie nicht in Vergessenheit geraten und letztlich verloren gehen.

Unsere bisherige Erfahrung hat uns gezeigt, wie wichtig die Aufzeichnung solcher Zeugnisse ist, sowohl für die Interviewten — einige teilten uns mit, dass sie zum ersten Mal zu diesem Thema befragt wurden — als auch für die möglichen ZuschauerInnen, die durch die Interviews mit konkreten Erlebnissen konfrontiert werden und dadurch ein lebendiges Bild der Ereignisse zur Wendezeit bekommen können.

Zeitzeugen der Wende am Mathematischen Institut in Potsdam

Zählte man die Vorgeschichte unserer Universität mit, würden wir in diesem Jahr ihren 70. Geburtstag feiern. Jedoch wurde im Jahr 2016 ihr 25. Geburtstag gefeiert, was die Komplexität ihrer Geschichte zeigt.

Am 19. März 1948 wurde auf Befehl Nr. 45 des obersten Chefs der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland, die Brandenburgische Landeshochschule in Potsdam gegründet und am 20. Oktober 1948 im Theatersaal des Neuen Palais eröffnet. In den Communs und den ehemaligen Marställen des Neuen Palais fand sie ihren ersten Sitz. 1951 wurde sie in Pädagogische Hochschule umbenannt und von 1971 bis zur Wende trug sie den Namen Pädagogische Hochschule Karl Liebknecht. Am 15. Juli 1991 wurde die Universität Potsdam als Nachfolgerin der Brandenburgischen Landeshochschule Potsdam und der Hochschule für Recht und Verwaltung Potsdam-Babelsberg durch das Gesetz über die Hochschulen des Landes Brandenburg gegründet.

Heutzutage erstreckt sich die Universität über drei Campus. Zum historischen Campus am Neuen Palais gehören die Hochschulleitung sowie einige Institute der Philosophischen Fakultät und der Sportmedizin, deren Gebäude zum Großteil aus der Zeit Friedrichs des Großen stammen. Der größte der drei Standorte der Universität Potsdam ist der Campus Golm. In den 1930er Jahren als Kasernengelände angelegt, wurde er bis 1945 vom Nachrichtendienst der Luftwaffe genutzt. 1951 entstand hier die sogenannte Juristische Hochschule Potsdam-Eiche des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS), an dem bis 1990 Juristen für den Dienst beim MfS ausgebildet wurden. Heute sind hier die Mathematisch-Naturwissenschaftliche und die Humanwissenschaftliche Fakultät verortet. Der dritte Teil des Campus mit der Juristischen und der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, der sich in Griebnitzsee befindet, war einst die Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR.

Dozenten, die die Wende am Institut für Mathematik der Universität Potsdam erlebt haben oder kurz danach eingestellt wurden, berichten uns von ihren Erfahrungen und den Änderungen, die sie beobachten konnten.

Prof. Dr. Sylvie Paycha (Professorin für Analysis) und Dr. Elke Rosenberger (Arbeitsgruppe Semiklassik und Asymptotik)

März 2018

Interview mit Dr. Andreas Braunß

Biodaten:

Dr. Andreas Braunß ist seit 1984 am Institut für Mathematik, Arbeitsgruppe Mathematische Modellierung und Systembiologie

Das Interview fand am 22. Januar 2018 statt.

Transkript:

Paycha: Guten Tag Elke, Guten Tag Andreas, Ich freue mich sehr, dass wir heute zusammen sind. Sie sind beide schon lange am Institut, Sie, Andreas, länger als Elke und deshalb haben wir uns hier heute getroffen, damit Sie uns von ihren Erfahrungen am Institut, besonders im Zusammenhang mit der Zeit der Wende, erzählen.

Meine erste Frage, vielleicht an Sie, Andreas, ist: Wann wurden Sie an der Universität, am Institut angestellt, in welchem Jahr? Vielleicht haben sie sogar am Institut, an der Uni studiert damals? Können Sie uns etwas darüber erzählen?

Braunß: Ja, ich hatte mich damals, wie das, üblich war, mit meinem Zeugnis der 11. Klasse beworben für das Studium „Diplomlehrer für Mathematik und Physik“, wie es damals hieß. Und wurde dann auch angenommen, d.h. Ich habe im September 1977 mein Studium hier angefangen und nach vier Jahren abgeschlossen. Danach durfte ich dann an der damaligen Hochschule bleiben und ein sogenanntes Forschungsstudium beginnen, was dann 1984 mit der Promotion abgeschlossen hat und ab 1. September 1984, glaube ich, bin ich dann eingestellt worden.

Rosenberger: Warst du dann vorher auch in der Schule, du hattest ja auf Lehramt studiert?

Braunß: Ja, ich hatte Lehramt studiert, weil, was macht man, wenn man Mathematik studiert hat und nicht gerade eine akademische Laufbahn an einer Hochschule einschlägt? Dann sitzt man irgendwo in der Firma, am Computer und das war mir nichts, also ich wollte lieber was mit Menschen zu tun haben und habe mich deswegen für das Studium im Lehramt entschieden. Und meine Schulerfahrung, außer den schulpraktischen Übungen, so wie sie es auch heute noch gibt, war dann das sogenannte große Schulpraktikum, wo man mehrere Monate an einer Schule war. Ich war dann in Treuenbrietzen an einer sogenannten Oberschule, also polytechnischen Oberschule, P O S. Da hat man zuerst nur hospitiert und dann selber unterrichtet und mit der Zeit, wurden die Stunden, die man unterrichtet hatte, immer mehr, aber das ist sozusagen das Einzige, was ich von der Schule, außer meiner eigenen Schulzeit, von innen gesehen habe.

Paycha: Und du Elke, wie lange bist du schon am Institut?

Rosenberger: Am Institut bin ich seit 1999. Also erst nach der Wende bin ich hergekommen. Ich bin ja aus Westberlin, also war ich da vielleicht schon noch ein bisschen näher dran, aber ich habe das schon irgendwie noch sehr anders hier empfunden.

Paycha: Damals?

Rosenberger: Damals noch, jetzt hat sich ja sehr viel auch verändert seitdem. Aber so aus Westberlin, ich war an der TU, dann hier nach Potsdam zu kommen und diese alten Gebäude. Ich bin mit dem Rad von Potsdam Hauptbahnhof dann immer durch die Stadt gefahren und da so zu sehen, wie sich die...

Paycha: Das war am Neuen Palais damals?

Rosenberger: Am Neuen Palais damals noch, genau. Da noch zu sehen, wie sich die Stadt halt verändert hat. Da ist man ja am Anfang noch an ganz vielen Ruinen vorbeigefahren. Die dir vielleicht auch nicht so aufgefallen sind, wo aus den Dächern Birken wuchsen und so. Das ist gar nicht mehr vorstellbar.

Rosenberger: Wie hast du denn Potsdam empfunden? An sich war es ja noch relativ eine Stadt, die ganz....

Braunß: Ja, für mich war die Stadt relativ in Ordnung. Ich meine, auch wenn man damals durch Berlin gegangen ist, dann hat man da noch die Einschusslöcher gesehen.

Rosenberger: Ja, das stimmt.

Braunß: Insofern gab es auch Straßen, ein bisschen ab von der Vorbildstraße, der Brandenburger Straße, wenn man da in eine Nebenstraße ging, dann sah es eben auch noch bisschen sehr trist aus. Ich war ja ein Jahr in Kaiserslautern an der Universität und die Studenten, die ich dort in der Diplomarbeit betreut habe, haben mich dann mal besucht in Potsdam und fanden: „Ja, sieht ja alles ganz gut aus.“

Paycha: Ach so.

Rosenberger: Wann war das?

Braunß: Das war 91, also da war noch nicht viel Veränderung zu sehen. Dann sind wir mal in solch eine Nebenstraße gegangen und dann waren sie doch ziemlich betroffen. Sie konnten sich nicht vorstellen, dass es in Deutschland, was weiß ich, 40 Jahre nach dem Krieg, noch solche Häuser zu sehen gibt.

Paycha: Eine Frage an beide: Wo waren Sie am Tag des Mauerfalls?

Braunß: Am Tag des Mauerfalls war ich gerade in Warschau gewesen. Ich hatte einen 14-tägigen Aufenthalt am damaligen Banach-Zentrum und da hat man in erster Linie Bibliotheksarbeit absolviert. Weil das sozusagen die beste, einfach zugängliche Bibliothek im damaligen Osten war, also im Ostblock, wenn man den Begriff so nennen will.

Paycha: Für Mathematik?

Braunß: Ja, für Mathematik, das war also praktisch die Bibliothek der Akademie dort. Dort war es zwar ziemlich kalt, aber wenigstens hat man alles gefunden, was man an Literatur brauchte, also Zeitschriften waren dort vollständig vorhanden.

Rosenberger: Mehr als hier in Berlin?

Braunß: Ja, mehr als in Berlin. Beispielsweise waren manche Zeitschriften an drei verschiedenen Standorten in Berlin verstreut. Was weiß ich: Die Jahrgänge von A bis B waren an der Humboldt Uni, die von B bis C fand man in der Staatsbibliothek, noch andere fand man in der Stadtbibliothek. Also das war etwas schwierig dort, nach Literatur zu suchen, Literaturrecherchen allgemein haben dann einen ganzen Tag in Anspruch genommen. Und dort war alles zugänglich. Man konnte sofort die entsprechenden Bände aus dem Regal nehmen. Untergebracht war man dann üblicherweise privat. Ich war bei einer Frau unterbracht und es war ja die Zeit, als die Ungarn die Grenzen geöffnet hatten, und schon viele Bürger aus der DDR das Land verlassen hatten über Ungarn. Der 9. November war

praktisch mein letzter Tag dort und für den 10. hatte ich dann den Rückflug und ich habe von dem Mauerfall nichts mitbekommen an diesem Tag. Erst dann im Flugzeug fragte mich meine Nachbarin, wie man von Schönefeld nach Alexanderplatz kommt und ob denn die Geschäfte geöffnet sind und ich sagte: „Ja warum nicht, es ist doch Freitag.“ „Na ja“, sagt sie, „vielleicht sind alle in Westberlin.“ Und als ich dann fragte: „Wieso denn das?“ sagte sie: „In unseren Zeitungen steht, alle Grenzen sind offen und die Leute können rübergehen.“ Und das hat mich doch damals ziemlich umgehauen dieser Tag. Also das werde ich wohl nie vergessen in meinem Leben.

Paycha: Und du Elke, wo warst du?

Rosenberger: Ich hatte am 9. November das ja noch irgendwie in den Nachrichten gehört, aber noch gar nicht mitgekriegt, dass sie die Grenzen aufgemacht haben. Es hieß ja erst noch so, vielleicht gibt es Reiseerleichterungen und ich konnte das gar nicht glauben, dass das wirklich ernst gemeint war. Am nächsten Tag war ich dann in der Uni und in der ersten Vorlesung saßen wir da um 8 und dann kam jemand durch und hat jedem eine Rose geschenkt und ich habe gesagt: „Wieso denn jetzt eine Rose?“ Es war morgens-früh, ich war einfach losgegangen, gar nicht mehr Zeitung gelesen, und dann habe ich das erst mitgekriegt. Und dann sind wir alle irgendwie zur Mauer gegangen und haben geguckt, was da los ist. Sagen wir mal so, ich habe es erst in der Uni erfahren, tatsächlich. Und dann sind wir natürlich hingefahren. Und haben da geguckt. Dann kam ja das Wochenende und an diesem Wochenende waren gefühlt Millionen in Westberlin mit ihren Trabbis. Der ganze Kudamm war ja irgendwie gesperrt. Warst du denn dann auch rübergefahren?

Braunß: Nicht gleich, ich war ja 14 Tage in Polen gewesen. Es war ja die Zeit, als an Handys und Telefone im Osten nicht zu denken war und deswegen wollte ich erst mal nach Hause meine Mutter besuchen, was sie denn zu den Ereignissen sagt. Ich bin erst mal in meine Heimatstadt gefahren. Und später dann natürlich, habe ich über die Glienicker Brücke, Westberlin besucht.

Paycha: Und wo seid ihr hingefahren? Als du sagtest...

Rosenberger: Zum Brandenburger Tor erstmal. Die TU ist ja am Ernst-Reuther-Platz und der Straße des 17. Juni und da fahren dann auch schon viele. Gut, natürlich nicht am Brandenburger Tor direkt, da war ja kein Übergang. Aber da hatten wir halt geguckt, da sind ja auch alle auf die Mauer geklettert und haben rübergeguckt und so. Ich weiß gar nicht mehr über welchen Übergang wir gegangen waren.

Paycha: Andreas, Sie sind lange Zeit als Mitarbeiter am Institut tätig. Sie haben also viele Veränderungen erlebt. Eine haben Sie erzählt, um die Wende herum. Können Sie uns erklären, wie das auf das Institutsleben gewirkt hat, wie es auf sie gewirkt hat. Wie haben sie das empfunden?

Braunß: Na ja, erst mal wusste man ja gar nicht, wie es richtig weitergeht, bleibt die Hochschule als solche bestehen? Es war ja damals die Pädagogische Hochschule Karl-Liebknecht Potsdam und es sind ja auch alle zurückgetreten in der Leitung.

Rosenberger: Wann denn eigentlich?

Braunß: Ja, eigentlich ziemlich kurz nach der Wende, muss ich sagen.

Paycha: Ein paar Monate?

Braunß: Ja, doch relativ schnell. Es wurde dann Prof. Mitzner von der Chemie als neuer Rektor gewählt. Er hat dann als erstes dafür gesorgt, dass die Hochschule wieder ihren ursprünglichen Namen bekam. Sie ist nämlich 1948 als Brandenburgische Landeshochschule gegründet worden und damals konnte nicht nur Lehramt studiert werden, sondern was an einer Hochschule eben üblich war. Und dann bekam die Hochschule den alten Namen wieder. Dann war eben die Frage: Was wird daraus? Und ich

möchte sagen, dem damaligen Minister für Wissenschaft, Herrn Enderlein, hat man es eigentlich zu verdanken, dass sich aus dieser Hochschule dann diese Universität entwickelt hat. Denn es gab ja dann auch schon die Idee, als dann Brandenburg gegründet wurde, das dauerte ja auch noch einige Zeit, dass Brandenburg schnell mit Berlin fusionieren sollte und der damalige Regierende Bürgermeister von Berlin, Diepgen, sagte: „Wir gucken nicht zu, wie Studienplätze, die wir in Berlin abbauen vor unserer Tür wieder aufgebaut werden. Insofern war ich eigentlich froh, dass die Fusion nicht zustande kam, denn ich glaube, dann hätte es nie eine Universität Potsdam gegeben. Es gab ja auch Pläne mit der FU zu fusionieren. Es war politisch nicht so einfach, die Gründung so durchzusetzen, das fand nicht große Begeisterung bei allen.

Paycha: 91?

Braunß: Kurz danach, als wir dann wieder Brandenburgische Hochschule waren, haben wir natürlich sofort auch andere Studiengänge eingerichtet: Man konnte dann wieder die Diplommathematik, Diplomphysik usw. studieren. Ja, da, ging das alles ziemlich schnell, es wurde eine Studienordnung sofort erarbeitet und dann ging es los.

Rosenberger: Sag noch mal, wann das ungefähr war. War das schon 90?

Braunß: Ja, das war schon 90.

Paycha: Es gibt also so ungefähr ein Jahr bevor die eigentliche Universität Potsdam entstanden ist?

Braunß: Ja.

Rosenberger: Also das war dann noch, als es dann Landeshochschule hieß.

Braunß: Ja, als es noch Landeshochschule war, wurden schon diese Studiengänge einfach eingerichtet. Es war ja sowieso eine etwas, wie sagt man,...

Rosenberger: Chaotische Zeit.

Braunß: Ja, eine chaotische Zeit. Beispielsweise war zu DDR-Zeiten ja am Sonnabend noch Unterricht und die Eltern haben ihre Kinder einfach nicht mehr zum Unterricht geschickt und schon war der Sonnabend unterrichtsfrei. Es war in gewisser Weise auch ein bisschen eine rechtslose Zeit. Welches Recht gilt jetzt und da war es eben relativ einfach die Studiengänge zu etablieren und...

Paycha: Nicht wie heute.

Rosenberger: Das stimmt. Aber wie waren da die Entscheidungsgremien, das ist mir gar nicht so richtig klar. Du hast ja gesagt, der Direktor und so sind erstmal alle zurückgetreten und dann wurden andere gewählt. Von wem denn eigentlich?

Braunß: Von den entsprechenden Mitgliedern, die dort waren. In der Mathematik wurde dann eben Prof. Kaiser gewählt und das ging eigentlich relativ problemlos, sagen wir mal, dieser Übergang.

Rosenberger: Ich war ja nicht dabei, aber ich denke, in der DDR-Zeit gab doch schon so gewisse Personen, denen man eher vertraut hat und Personen, denen man vielleicht weniger vertraut hat, sage ich jetzt mal, begründeter oder unbegründeter Weise.

Braunß: Es wurden in erster Linie Personen gewählt, die nicht in der SED gewesen sind, obwohl ich sagen muss, so eins zu eins ist das auch nicht gewesen. Der Chef der SED-Hochschulleitung, oder der Vorsitzende, hatte ja viel zu sagen und in der Zeit, wo ich an der Hochschule war, habe ich da auch ganz unterschiedliche Leute erlebt. Leute, mit denen man reden konnte und Leute, wo man lieber nichts gesagt hat, was nicht auf der offiziellen Linie lag. Aber Herr Mitzner, der als Direktor gewählt

wurde, war ja auch parteilos, obwohl es in der damaligen Zeit nur noch wenige Leute gab, die Professor waren und nicht in der Partei gewesen sind. Die sind praktisch noch von alters her da gewesen, aber diejenige, die neu berufen wurden, waren dann alle in der Partei.

Rosenberger: Ach so, das war stärker geworden, in den späteren Jahren?

Braunß: Ja.

Rosenberger: Ab wann würdest du sagen?

Braunß: Na ja...

Rosenberger: Wahrscheinlich war es so ein allmählicher Übergang.

Braunß: Welche hatten ja noch vor der DDR studiert und waren in Amt und Würden, aber die führende Rolle der Partei wurde eben an allen Ecken und Enden immer mehr durchgesetzt. Ich musste auch erfahren, dass die Hauptaufgabe des Lehrers eben nicht ist, den Schülern und Schülerinnen Mathematik und Physik beizubringen, sondern sie zu sozialistischen Persönlichkeiten zu entwickeln. Dieses Prinzip wurde eben in allen Führungsebenen mehr oder weniger durchgesetzt.

Paycha: Sie erzählten ein bisschen von ihren Erfahrungen in der Lehre und von den Änderungen für die Uni und die Verwaltung der Uni. Können Sie ein bisschen darüber erzählen, wie sich die Atmosphäre im Institut entwickelt hat und auch in der Lehre. Sie sagten gerade, wie es damals war. Wie hat es sich zur und nach der Wendezeit entwickelt?

Braunß: Wie ich schon sagte, man musste ja in gewisser Weise vorsichtig sein, zu wem man damals etwas gesagt hat. Nach der Wende konnte man plötzlich das sagen, was man wollte. Also ich habe das vor allen Dingen so empfunden, dass man freier reden konnte und der Umgang eben plötzlich offener war zueinander. Auch mit Leuten, die man eigentlich schon lange kannte, wusste man immer nicht genau, was man davon halten sollte. Und das war eben, auch eine Befreiung. Und dann natürlich in der Lehre, Mathematik war überall gleich, das war von mir auch bewusst gewählt worden. Und man kannte auch schon von internationalen Tagungen und Kongressen Kollegen aus dem westlichen Ausland und insofern brauchte man da jetzt nichts anderes zu machen in der Lehre und...

Rosenberger: Nur, dass ihr die Studenten nicht mehr zu sozialistischen Persönlichkeiten ausbilden musstet.

Braunß: Ja allerdings, das hat sich dann schon geändert. Dieser politische Zwang war eben nicht mehr vorhanden.

Rosenberger: Das war ja vielleicht in diesen pädagogischen Fächern vielleicht sogar noch stärker, als an der HU oder so, vermute ich, wo die dann wirklich nur Mathematik oder Physik studiert haben. Oder denkst du nicht?

Braunß: Na ja, die Gesellschaftswissenschaften waren natürlich sehr durchdrungen von Marxismus-Leninismus, sowohl Pädagogik als auch Psychologie beispielsweise. Das Wort Begabung gab es in der Psychologie damals nicht. Vom wem kommt denn die Gabe, vom Gott, und als atheistischer Staat gab es also keine Begabten.

Rosenberger: Und wie wurde das genannt?

Braunß: Tja, Schwer zu sagen, die war eben interessiert und durch ihr Umfeld vorgeprägt. Es wurde gesagt, wenn Gauß in einer Musiker-Familie aufgewachsen wäre, dann wäre er ein guter Musiker geworden und wenn, Beethoven in einer Mathematiker- Familie aufgewachsen wäre, dann wäre er

ein berühmter Mathematiker geworden. Was natürlich Unsinn ist, denn Gauß ist überhaupt nicht in einer mathematischen Familie aufgewachsen.

Rosenberger: Vielleicht noch mal so ein bisschen zu der Zeit danach. Du hattest gesagt, erst mal war es eine Befreiung, atmosphärisch, Sylvie hatte ja nach der Atmosphäre im Institut gefragt. Aber dann gab es ja auch viel Veränderung im Institut, oder?

Braunß: Mit der Zeit wurde die Akademie der Wissenschaften in Berlin zum großen Teil abgewickelt und dadurch kamen ja dann einige Kollegen zu uns.

Rosenberger: Als Max-Planck-Gruppe oder wie war das...?

Braunß: Ja, einmal von Herrn Prof. Schulze als Max-Planck-Gruppe, das war ein besonderer Status und damals mit relativ vielen auch finanziellen Mitteln verbunden, aber andere eben auch als normale Professoren.

Paycha: Und andere mussten weg?

Braunß: In der Mathematik eigentlich nicht. Ja, wir mussten dann natürlich unterschreiben, dass wir nie für die Staatssicherheit gearbeitet haben. Wer das unterschrieben hat, wenn sich dann was anderes herausgestellt hat, der wurde natürlich entlassen.

Rosenberger: Aber gab es das nicht auch?

Braunß: Ja, aber direkt in der Mathematik kenne ich keinen.

Paycha: Wie viele kamen von der Akademie?

Braunß: Bestimmt zehn

Paycha: Und wie viele Mitarbeiter gab es damals?

Braunß: Na ja, vielleicht 20 – 30.

Rosenberger: Also das Institut wurde auch deutlich größer dann?

Braunß: Das Institut wurde deutlich größer, ja.

Rosenberger: Und hat dann in dem Rahmen auch Mathematik als Diplomstudiengang zusätzlich eingeführt?

Braunß: Ja, es wurden dann neue Lehrstühle oder neue Professuren eingerichtet, wie von Herrn Schulze mit Partiellen Differentialgleichungen, was vorher eben nicht so vertreten war. Dadurch wurde schon das Diplomstudium Mathematik natürlich belebt, durch die neuen Mitarbeiter.

Paycha: Ich denke vor der Wende gab es schon aktive Forschung, aber hat das die Forschung weiterentwickelt? Diese neuen Mitarbeiter, haben sie mit ihrer Präsenz auf die Forschung gewirkt? War es vielleicht vorher mehr in Richtung Lehre ausgerichtet und jetzt, dann nach der Wende, mehr in Richtung Forschung?

Braunß: Ja, es hat sich schon etwas mehr in diese Richtung verschoben. Wir hatten ja auch damals Lehrer im Hochschuldienst, die 20 Unterrichtsstunden zu machen hatten und praktisch überhaupt keine Forschung.

Paycha: Das ist viel!

Braunß: Aber diese Stellen sind ja dann ausgelaufen. Natürlich war es jetzt auch einfacher zu forschen, schon durch die Literatur, an die man jetzt besser herankam. Es war ja dann so, dass alle Mitglieder der Mathematik von Potsdam an der FU genauso Literatur ausborgen konnten, Bücher oder Zeitschriften einsehen, wie Mitarbeiter der FU.

Die Humboldt Uni hatte dann mit der TU auch so ein Kooperationsabkommen und das war natürlich viel einfacher. Vorher konnte man ja auch nicht Briefe in den Westen schreiben. Das Einzige, was man machen konnte, waren Vordrucke, wo man Sonderdrucke anfordern konnte. Aber zur TU durfte man auch nicht schreiben.

Rosenberger: Warum nicht?

Braunß: Weil das ja in der Straße des 17. Juni war.

Rosenberger: Die Adresse ging nicht?

Braunß: Die Adresse ging nicht.

Rosenberger: Echt, das habe ich ja noch nie gehört, das ist ja verrückt.

Braunß: Ja, auch nach Israel durfte man nicht schreiben. Bestimmte Länder waren eben Tabu. Das mit den Sonderdrucken hat eigentlich soweit ganz gut geklappt, aber es war eben doch sehr eingeschränkt, persönliche Kontakte durfte man nicht haben. Auch bei meiner Einstellung musste ich unterschreiben, dass ich keine Kontakte zu Personen des nichtsozialistischen Wirtschaftssystems unterhalte.

Rosenberger: Gar keine Kontakte?

Braunß: Keine Kontakte

Rosenberger: Also auch nicht Verwandte?

Braunß: Nein

Rosenberger: Okay, das ist ja streng. Du hattest ja vorhin erzählt, dass du nach Kaiserslautern gegangen bist, 91 oder 90?

Braunß: 90/ 91

Rosenberger: 90 schon, 90/91, dann warst du ja auch in dieser Umbruchphase so ein bisschen erst mal weg. Aber du hast bestimmt trotzdem mit den Leuten gesprochen und das mitgekriegt und kamst dann wieder zurück, nach diesem Jahr. Wie hast du das empfunden, einmal dahin zu gehen und zu sehen, wie es da ist und dann auch wieder hierher zurückzukommen?

Braunß: Ja, das war vielleicht zufällig, Professor Schock in Kaiserslautern forschte damals auf demselben Gebiet der Funktionalanalysis wie ich und im Zentralblatt der Mathematik waren unsere Arbeiten nebeneinander abgedruckt. So ist er, hat er mir jedenfalls erzählt, auf meinen Namen gekommen.

Rosenberger: Ach so, er hat dich eingeladen?

Braunß: Ja, er hat mich eingeladen. Ich habe dann einen Vortrag gehalten, im Juni 90, vor seiner Arbeitsgruppe und danach hat er für seine Mitarbeiter und Studenten, die bei ihm Diplomarbeit geschrieben haben, ein Fest in seinem Garten gegeben. Da hat er mir eröffnet, ob ich mir vorstellen könnte, ein Jahr, also zwei Semester, in Kaiserslautern zu verbringen. Da habe ich eben meinen damaligen Chef, Prof. Juneck, gefragt, ob das geht. „Ja“, sagte er, „Ach, jetzt passiert sowieso nicht viel hier, mach das ruhig.“ Ja, und das habe ich dann eben gemacht. Dann hatte ich dort mehr oder weniger

das Gleiche gemacht in Lehre und Forschung wie hier. Ich wurde dann auch nochmal eingeladen für ein Semester, aber da war dann die Zeit, wo man lieber nicht...

Paycha: ...nicht weg sein sollte.

Braunß: nicht weg sein sollte, sonst wäre man....

Paycha: Sonst hätte kein Platz mehr.

Braunß: Ja, so ist es.

Paycha: Und du Elke, du hast die Wende nicht hier an der Uni Potsdam erlebt. Aber du hast schon erzählt, dass es Nachwirkungen gab, als du ankamst, also dass du noch etwas von den früheren Zeiten spüren konntest im Institut. Kannst du das ein bisschen erzählen.

Rosenberger: Also jetzt im Institut einmal natürlich von den Gebäuden her. Als ich das erste Mal Markus Klein besucht hatte, da hatte ich noch meine Diplomarbeit geschrieben, Da saß er noch im Büro in so einem diesem Container hinter dem Neuen Palais und das war alles irgendwie unschön, also so klein und es roch komisch wie gesagt und war alles so sehr übergangsweise, wobei die Container ja immer noch stehen, interessanterweise.

Paycha: Ja, ja

Rosenberger: Damals dachte ich, das ist jetzt so, solange da noch renoviert wird.

Braunß: Nichts hält länger als ein Provisorium.

Rosenberger: Ja, genau. Und dann habe ich, als ich dann tatsächlich hier angefangen habe zu promovieren, eine Weile gebraucht, aber immer mehr das Gefühl gehabt, dass da Strukturen im Institut sind, die ich noch nicht so richtig durchschaue. Es gab eben einerseits sozusagen die alten, zum Teil auch noch aus der Akademie gekommenen Mitarbeiter und dann gab es eben welche, die aus dem Westen gekommen waren in den 90er Jahren, wie ja Markus auch und dass es durchaus auch gewisse, also Konflikte ist vielleicht ein großes Wort, aber schon vielleicht Ressentiments oder so etwas gab.

Braunß: Ja, würde ich auch sagen.

Rosenberger: Was aber auch nicht so richtig ausgesprochen wurde. Ich kam da ja so rein, vielleicht auch vollkommen naiv, dachte es ist halt einfach ein Institut, wie ich es auch von der TU kannte und kriegte eben so langsam mit, was da innerlich an Strukturen waren. Ich habe dann eine Weile gebraucht, um zu verstehen, wer überhaupt wie einzuordnen ist, und warum jetzt wer mit wem nicht redet, was du vielleicht sowieso alles wusstest, du warst ja da drin. Wie hast du denn das empfunden? Gerade diese Situation, dass aus Westdeutschland so viele dann berufen wurden, die sich da eingebracht haben und ja dann vielleicht auch versucht haben alles „besser“ zu machen, also von ihrer Sicht aus besser, anders.

Braunß: Na ja, einerseits, wie du schon sagtest, sind ja einige von der Akademie gekommen.

Rosenberger: Ja, das war der erste Wechsel.

Braunß: Da hat man so bestimmte Probleme, die schon an der Akademie bestanden, hierher verlagert.

Rosenberger: Also die alten Konflikte kamen einfach mit?

Braunß: Die alten Konflikte kamen dann mit und man hat natürlich dann schon gemerkt, wer da mit wem nicht so ganz grün war.

Rosenberger: Kannst du die eigentlich vorher, die Leute?

Braunß: Ja, die Gruppe um Professor Baumgärtel kannte ich vorher schon. Damals gab es in der DDR sogenannte Hauptforschungsrichtungen und mit Funktionalanalysis, waren wir mit der Gruppe um Professor Baumgärtel in derselben Hauptforschungsrichtung. Deswegen waren wir auch oft dort an der Akademie und haben uns Vorträge angehört, die es da gab. Nun muss man natürlich sagen, dass ja in Westdeutschland der Begriff „Pädagogische Hochschule“ ein Begriff war, Hochschulen waren, wo praktisch Primarstufenlehrer ausgebildet wurden. Und wahrscheinlich hatten das viele erst mal so eingeschätzt: eine ehemalige Pädagogische Hochschule, wo an Wissenschaft sicherlich nicht viel passiert oder wenn, dann vielleicht nur auf niedrigem Niveau. Aber wir waren ja auch damals die einzige Pädagogische Hochschule, die das Habil-Recht hatte.

Rosenberger: Also war schon noch mal speziell, ja.

Braunß: Das ist ja aus dem Grund, dass wir aus der Brandenburgischen Landeshochschule hervorgegangen sind, was andere Pädagogische Hochschulen nicht hatten. Na ja, freilich bestanden schon erstmal so Ressentiments, wo man sagte: „Mit den alten Kollegen wollen wir da nicht so viel zu tun haben, die haben da vielleicht weniger Ahnung.“ Und das war auch teilweise von der Akademie so zu sehen.

Rosenberger: Also, dass die auch Vorbehalte hatten? Es gab also nicht nur das Ost-West-Problem.

Braunß: Nicht nur Ost-West, ich hatte das auch so von der Akademie empfunden: „Wir waren an der Akademie der Wissenschaften und jetzt kommen wir hier an eine ehemalige, Pädagogische Hochschule“. Sie war wieder umbenannt in Brandenburgische Landeshochschule, aber jeder wusste ja, dass es viele Jahre eine Pädagogische Hochschule war und manche fühlten sich vielleicht als etwas Besseres. Aber ich glaube, dass hat sich dann doch in Laufe der Jahre irgendwie, möchte ich sagen, ganz gut eingespielt.

Paycha: Wie lange hat das gedauert, bis es sich etwas entspannen konnte?

Braunß: Na ja, zehn Jahre hat es vielleicht schon gedauert.

Rosenberger: Also bestimmt 10 Jahre, denn wie gesagt, als ich kam, habe ich das noch so empfunden.

Braunß: Du hast es noch so mitbekommen.

Rosenberger: Ohne wirklich genau zuordnen zu können, woran es jetzt liegt. Oft sind es auch einfach Persönlichkeiten. Es ist ja immer kombiniert, einmal die Rolle vielleicht und dann was jemand einfach per se für ein Mensch ist. Und dass die Leute aus Westdeutschland kamen, wie habt ihr, wie hast du das empfunden?

Braunß: Wie gesagt, man war vorher auch mit Leuten aus dem Westen zusammen, durch die Tagungen, nun gerade nicht mit denen, die jetzt berufen wurden, man fährt ja zu Tagungen zu seinem eigenen Gebiet. Aber für mich war das eigentlich kein Problem, zumal ich ja vorher in Kaiserslautern war und ich hätte nie gedacht, dass ich dort so gut aufgenommen werde. Die erste Aktion war eine Prüfung mit Herrn... wie heißt er denn, ich habe den Namen vergessen, da fragte er: „Wo kommen Sie denn her?“ Als ich sagte ich käme aus Potsdam, sagte er, er habe schon einige aus dem Osten gehabt, alles hervorragende Leute.

Paycha: Sehr schön!

Braunß: Man ist dort nicht irgendwie als minderwertig aufgenommen worden.

Paycha: Und für ihre eigene Stelle hatten sie nichts zu befürchten?

Braunß: Eigentlich nicht, ich hatte damals einen unbefristeten Vertrag und die Verträge sind ja übernommen worden. Also hatte ich da kein Problem.

Paycha: Elke, du hast mir mal vom Geruch im Institut erzählt. Ich bin neugierig. Du fandest den Geruch glaube ich bisschen seltsam, als du ankamst. Kannst du mehr dazu sagen?

Rosenberger: Es ist ein bisschen schwierig einen Geruch zu beschreiben, aber ich glaube eben, ich habe einfach ganz bestimmte Gerüche immer assoziiert mit der DDR. Und das war einmal dieser Braunkohlegeruch, der überall in der Luft hing, dann dieser Zweitakter-Trabbi-Geruch, der überall in der Luft hing und dann so ein ganz bestimmter Plastikgeruch. Und der war da, glaube ich, auch in diesen Räumen. Ich weiß nicht, ob das die Böden waren, oder was auch immer. Da war irgendwas, was für mich eben einen ganz spezifischen, das hört sich jetzt komisch an, DDR-Geruch war, der zum Beispiel auch in den DDR-Bahnen war. Ich weiß nicht, ob dir das jetzt was sagt.

Paycha: Gibt es einen westlichen Geruch?

Braunß: Ja, gab es auch, die West-Pakete, die man bekommen hat, hatten auch einen ganz bestimmten Geruch. Ich habe ja nichts anderes kennengelernt und der Unterschied ist mir wirklich erst so richtig bewusst geworden, als ich das erste Mal in Westdeutschland gewesen bin. Also im Juni 90, als ich nach Kaiserslautern mit dem Zug gefahren bin. Und dass man dann schon mitbekommen hat, ohne dass man jetzt wusste, jetzt ist der Grenzbahnhof erreicht, schon an den Häusern gesehen hat, was Westen und was Osten war. Dann habe ich auch erst verstanden, warum bestimmte Leute aus dem Westen, die uns besucht haben, gesagt haben: „Hier ist alles so grau in grau.“ Wieso grau in grau? Hat man nicht so richtig verstanden und ich meine auch, Westberlin ist nicht typisch Westen gewesen.

Rosenberger: Nein, das stimmt.

Braunß: Wenn man das eben mit München oder Köln oder so vergleicht. Wenn man im Westen war, hat man sich in der Regel ja damals noch in Westberlin aufgehalten. Also in dem Moment habe ich den nicht so sehr wahrgenommen.

Paycha: Was bedauern sie von früheren Zeiten und über welche Änderungen freuen Sie sich?

Braunß: Die Änderungen, wo ich mich sehr darüber freue, sind, dass eben dieser politische Druck nicht mehr da ist und dass man reisen kann. Ja, ich kann mich heute in den Zug nach Paris setzen, ohne dass ich jemanden fragen muss, ob das gestattet ist oder nicht. Was vermisst man? Ich persönlich vermisse eigentlich so gut wie nichts, ich kann kaum etwas sagen, dass ich vermisse. Auch in meinem Leben vorher habe ich mich nie in dem Sinne als DDR-Bürger gefühlt, sondern für mich war eben Deutschland Deutschland und auch von der Erziehung her, aus meiner Familie, ist das so gekommen. Und ich war froh, endlich die Grenze loszuwerden. Das war für mich schon sehr wichtig und ich kann mich dann auch an Gespräche mit meiner Mutter erinnern, wo sie sagte: „Du wirst es noch erleben, dass es mal wieder ein Deutschland gibt, ich nicht mehr.“ „Ja“, dachte ich, „Ja gut, wenn ich vielleicht 80 bin könnte ich das erleben.“ Aber dass es so schnell geht, war für mich und wahrscheinlich für die meisten so überraschend, dass das plötzlich so problemlos ging, von heute auf morgen.

Paycha: Und ihre Mutter hat es erlebt?

Braunß: Ja, gerade noch so. Sie ist im Juli 90 verstorben an Krebs.

Rosenberger: Und wart ihr dann noch mal rübergefahren zusammen?

Braunß: Nein, das ging nicht mehr.

Paycha: Können Sie uns zum Schluss beide eine kleine Anekdote erzählen, zu diesen Zeiten oder was danach passiert ist?

Braunß: Tja, eine Anekdote, schwierig zu sagen. Was vielleicht anekdotisch ist: Ein Kollege von uns in der Mathematik hatte komischerweise irgendwie, was das Schreiben von Briefen nach Westen anging, Narrenfreiheit gehabt. Es wurde immer gesagt: „Wenn du irgendeinen Brief nach Westen schicken willst, dann gib ihn doch dem Kollegen.“

Rosenberger: Echt?

Braunß: Ja, und für den war das irgendwie kein Problem.

Paycha: Und wie hat er das gemacht?

Braunß: Ja, keine Ahnung, aber mir wurde auch gleich gesagt: „Schick lieber keinen Brief, es ist davon auszugehen, dass die Post überwacht wird.“ Und es gab eben auch Beispiele, wo Leute geschrieben haben und der Brief war noch kaum im Briefkasten, da hatten sie schon ein Gespräch mit den entsprechenden Organen.

Rosenberger: Wurden die Briefe dann trotzdem verschickt, nur vorher gelesen, oder kamen die auch gar nicht an?

Braunß: Na ja, wie gesagt, ich habe es ja nie probiert.

Rosenberger: Ach so, du hast es gar nicht versucht. Und hast du diesen „Spezialkanal“ genutzt?

Braunß: Nein, das war nicht nötig. Man hat, wie gesagt, auf Tagungen die Leute ja getroffen. Prof. Pietsch von der Uni Jena hatte regelmäßig so eine DDR-polnische Tagung, jedes Jahr, ein Jahr in Polen, ein Jahr in der DDR, wo auch sehr viele aus dem Westen da waren. Da hat man den Austausch wahrnehmen können. Vielleicht hat man dann auch doch Angst gehabt, auch wenn man den Kanal vielleicht benutzt, vielleicht wird er dann doch kontrolliert und dann steht mein Name drin.

Rosenberger: Oder wurde extra gesagt, da gibt es so einen Kanal, um einen da zu testen, also wie so eine Art Falle?

Braunß: Ich glaube nicht.

Rosenberger: Man weiß es nicht.

Braunß: Ja, man war eben, muss ich sagen, sich nie hundert Prozent sicher, wem man wirklich vertrauen kann, außer jetzt dem engsten Familienkreis, Bekanntenkreis, Freundeskreis. Das fiel eben plötzlich weg. Vielleicht auch eine kleine Anekdote, als 25 Jahre Mauer gefeiert wurde in der DDR, da hat ja dann Erich Honecker gesagt, die Mauer, oder nicht Mauer vielleicht aber die Grenze...

Rosenberger: Der Antifaschistische Schutzwall?

Braunß: Ja, wird noch 25 Jahre, noch 100 Jahre stehen und so weiter. Da waren wir so eine Gruppe, wo wir so zusammen in der Mensa Abendbrot gegessen haben und ich komme da hin, an dem Tag an den Tisch, und sage: „Meine Güte, das kann ja wohl nicht wahr sein, dass man die Mauer auch noch feiert als was Gutes.“ Da war am Tisch auf einmal Totenstille und ich dachte: „Oh, was hast du jetzt wieder gesagt.“ Na ja, ich meine, wenn der Richtige am Tisch gesessen hätte, so eine Karriere kann schnell beendet sein. Glücklicherweise ist nichts passiert und ins Ohr wurde dann geflüstert: „Ich denke genauso, aber...“

Paycha: Elke möchtest du zum Schluss was sagen?

Rosenberger: Nein, höchstens, dass ich es immer wahnsinnig spannend finde, also immer noch und immer wieder, was du erzählst, weil es ja wirklich so ist, dass wir letztendlich nur eine von diesen Geschichten erlebt haben. Das ist zwar jetzt schon lange alles zusammengekommen, aber trotzdem sind die Gefühle, die du hattest oder auch die Sachen, die du beschreibst, immer wieder spannend und neu.

Braunß: Auch damals in Kaiserslautern, die haben mir zugehört, ich hätte ganze Abende erzählen können und die wollten eben wissen, wie das so vor sich ging.

Paycha: Eine verborgene Welt.

Rosenberger: Ja, wir hatten ja auch ein paar Verwandte, sind da auch immer hingefahren und haben immer gefragt, gefragt, gefragt, um das alles zu hören. Wir hatten zwar vorher auch Kontakt, aber das war dann immer mal so bei einer Familienfeier und da haben die auch noch nicht so offen geredet, wahrscheinlich war es, wie du sagst, keiner wusste genau, wer wo mit am Tisch sitzt.

Braunß: Was dann praktisch nach der Wende alles so rausgekommen ist, dass die eigene Ehefrau ihren Mann bespitzelt hat oder so, man war sich eben nicht so sicher.

Rosenberger: Ja

Paycha: Also für mich war das besonders spannend und ich bedanke mich ganz herzlich bei euch beiden.

Braunß: Gerne.

Paycha: Dankeschön.

Interview mit Dr. Wolfgang Schöbel

Biodaten:

Dr. Wolfgang Schöbel seit 1986 an der Pädagogischen Hochschule, später an der Uni Potsdam, seit 2000 am Institut für Mathematik, Arbeitsgruppe Numerische Mathematik

Das Interview fand am 22. Januar 2018 statt.

Transkript:

Paycha: Guten Tag Herr Schöbel

Schöbel: Guten Tag.

Paycha: Ich freue mich sehr, dass sie zugesagt haben. Wir würden, glaube ich, in diesem Jahr den 75. Geburtstag der Uni hier mit ihrer Vorgeschichte feiern. Die Institute, die es davor gab, das erste war 48, das heißt...

Schöbel: Also den 70.

Paycha: Den 70., habe ich 75 gesagt? Entschuldigung.

Schöbel: Rechnen wir gleich nach.

Paycha: den 70. Geburtstag feiern, das haben wir nicht gemacht. Vor mehr als einem Jahr haben wir den 25. Geburtstag der Uni Potsdam gefeiert. Das ist die Geschichte der Uni Potsdam, davor gibt es eine Vorgeschichte und darüber würde ich sie gerne hören. Ich würde erst Mal damit anfangen Sie zu fragen: Wann sind Sie überhaupt hier in Potsdam als Mitarbeiter eingestellt worden, haben Sie hier studiert? Können Sie uns darüber was sagen?

Schöbel: Ja, das Beste wäre, wenn ich jetzt hier irgendwo meine Inventarmarke zeigen könnte. Ich bin also, wenn Sie so wollen, ein Urgestein an der Uni bzw. vorher der Pädagogischen Hochschule. Ich habe 1977 angefangen zu studieren, hier in Potsdam, am Neuen Palais. Mathe-Physik-Lehrer war mein Berufswunsch. Damals war das Studium auf vier Jahre ausgelegt, Diplomlehrer für Mathematik-Physik war das Studienziel. Es ging sehr straff organisiert zur Sache und wenn man sich nicht gar zu ungeschickt angestellt hat, hat man auch nach vier Jahren, den Abschluss gehabt. Also im Sommer 1981 hatte ich dann die Diplomurkunde in den Händen.

Paycha: In Mathematik?

Schöbel: Mathematik und Physik.

Paycha: Beide auf gleicher Ebene?

Schöbel: Ja, es war ja damals ein bisschen anders mit den Studienfächern, die waren ja mehr oder weniger fest vorgegeben. Man hatte also nicht die freie Wahl, wie es heute ist, dass man Mathematik mit jedem x-beliebigen Fach kombinieren kann. Es gab diejenigen Kombinationen, die von Hause aus inhaltlich sehr eng zusammengehörten. Also Mathe-Physik gab's natürlich, Chemie-Bio, Mathe-Geografie war dann mal eine Zeitlang ein Studienfach. Mathe- Sport wurde auch mal angeboten, aber nur sehr eingeschränkt. Mein Fach war Mathe-Physik – die ordentliche, klassische Fächerkombination

und 81 war ich fertig. Ich bin dann in den Schuldienst gegangen, in die Polytechnische Oberschule, also die Allgemeinbildung bis zur 10. Klasse. Dann habe ich auch in einer erweiterten Schule gearbeitet, was man heute auch nicht mehr so kennt, eine Betriebsberufsschule mit Abiturausbildung. Das gab's mal.

Paycha: Wo war das?

Schöbel: Das war im heutigen Mecklenburg, damals Bezirk Neubrandenburg, Stavenhagen, Jürgenstorf, eine Betriebsberufsschule des VEG, also Volkseigenen Gutes, Tierzucht. Die Schüler hießen dort auch nicht Schüler, die hießen Lehrlinge, denn sie lernten ja einen Beruf. Eine der Richtungen Akkutechniker oder Zootechniker, also wir würden sagen Traktoristen und Melker. Diese Lehrlinge haben in drei Jahren, ein Fachabitur abgelegt und daneben eine Berufsausbildung absolviert. Sie waren also am Ende Facharbeiter für ihren Beruf und hatten eine Studienzugangsberechtigung, eine Uni-Zugangsberechtigung. Die Zootechniker wollten ja sehr gerne Tierarzt werden, aber da gab es natürlich nicht so viele Studienplätze, aber das war so der Traum, ...

Paycha: Was haben Sie unterrichtet, Mathematik und Physik?

Schöbel: Mathematik und Physik. Das wäre dann in der Abiturstufe gewesen, also Sek. II und da ja diese Berufsrichtung naturwissenschaftlich orientiert war, war das eine volle Ausbildung wie an anderen allgemeinbildenden erweiterten Oberschulen eben auch, ein volles Mathematik-Physik-Programm. Da war ich also bis Mitte der 80er Jahre, dann habe ich eine Aspirantur begonnen, wieder hier an der Pädagogischen Hochschule, bei meinem Diplombetreuer Prof. Kaiser, der später der Gründungsdirektor des Instituts war. Die habe ich 1986 abgeschlossen und seitdem bin ich Beschäftigter an der Pädagogischen Hochschule.

Paycha: Das heißt, sofort danach hatten Sie eine Stelle?

Schöbel: Ja, das war, wie wir im Vorgespräch schon kurz reflektiert hatten, eine befristete Stelle, wie das so üblich war. Nach einer Aspirantur war das gang und gäbe. Heute würde man sagen...

Paycha: Drittmittel?

Schöbel: Nein, das meine ich jetzt nicht, es war quasi eine Probezeit, aber eben eine recht lange, über vier Jahre.

Paycha: Vier Jahre Probezeit!?

Schöbel: Es war eine Befristung auf vier Jahre und danach konnte entschieden werden, ob derjenige dann weiter beschäftigt wird oder eben wieder in den Schuldienst geht.

Paycha: Es gab noch eine Perspektive auf eine Dauerstelle?

Schöbel: Es gab die Option, dass dort noch einmal ein Schnitt war, ohne dass man groß counterpolitisch irgendwelche Entscheidungen treffen musste. Wenn man keine Löffel geklaut hat oder sonstige politische Kapriolen geschlagen hat, ist man schon übernommen worden.

Paycha: Das war vor dem Mauerfall?

Schöbel: Ja, Sie können ja nachrechnen. 86 war ich eingestellt worden, vier Jahre, im Sommer 90 wäre diese Befristung ausgelaufen. Es kamen dann diese politischen Umbrüche. Und es war schon ein bisschen die Spannung: „Was passiert jetzt eigentlich mit mir?“ Ob ich im Sommer 90 dann noch übernommen worden wäre, wage ich zu bezweifeln. Da war ja dann die Währungsunion, diese völlige Umstellung des Wirtschaftssystems, und damit auch der Beschäftigten hier an der Pädagogischen Hochschule. Aber mir kam dann ein zeitgemäßer Zufall zu Hilfe. Es gab das Institut – nein Sektion hieß es damals – die Sektion für Polytechnik. Dort gab es eine Lehrkraft für Mathematik, die die Studenten

dort in Mathematik ausgebildet hat. Es waren ja reichlich Studenten, 50 oder 60 waren da pro Studienjahr, immatrikuliert. Und aus zeitgemäßen Gründen hat die dann eben nicht weitergearbeitet, die ist irgendwie verschwunden, ausgereist oder wie auch immer. Jedenfalls war im Frühjahr die Stelle des Lehrgebietsverantwortlichen Mathematik vakant.

Paycha: Das war ein Institut auf dem Campus, verstehe ich das richtig?

Schöbel: Ja, heute ist das ein Institut, damals war es die Sektion für Polytechnik. Polytechnik ist auch ein interessantes Gebiet, da könnte man auch lange drüber philosophieren. Und mir ist dann diese Stelle angeboten worden als unbefristete Stelle, Lehrgebietsverantwortlicher Mathematik in der Sektion Polytechnik. Da habe ich natürlich zugegriffen und konnte dann beobachten, wie die gesamte Studienrichtung Polytechnik den Bach runterging. Im Einigungsvertrag ist es so festgelegt, dass die Studienabschlüsse anerkannt werden, aber die Polytechnik-Lehrer hatten nun natürlich ein Problem dahingehend, dass sie Diplomlehrer für Polytechnik hießen und das sind Ein-Fach-Lehrer! Mathe-Physik war ja ein Zwei-Fach-Lehrer, alle anderen Kombinationen waren auch Zwei-Fach-Lehrer. Dass die Polytechnik aber so breitgefächert war, dass es zwei Fächern entsprach, auch von der Ausbildung her, das war einfach nicht zu vermitteln. Sie waren Ein-Fach-Lehrer und damit sind natürlich die Studenten reihenweise woanders hingegangen, wo sie eine Studienrichtung aufgenommen haben, wo sie bessere Perspektiven hatten. Das heißt also, die Studentenzahlen gingen dramatisch zurück.

Paycha: Sie sprechen von welcher Zeitspanne ungefähr?

Schöbel: Das ging augenblicklich.

Paycha: Wirklich?

Schöbel: Ja, innerhalb des Studienjahres.

Paycha: Ach so.

Schöbel: Ich habe noch mit drei Seminargruppen, insgesamt wohl 60 Studenten, angefangen, am Ende des Studienjahres, war es ein Bruchteil.

Paycha: Das war aber dramatisch.

Schöbel: Ja, das eine war, dass die Studentenzahlen dramatisch eingebrochen sind. Und das zweite war dann, da diese Ein-Fach-Ausbildung keine Perspektive hatte, dass die Studienordnung völlig umgekrempelt wurde. Hervorgegangen ist aus der Sektion Polytechnik dann das Institut für Arbeitslehre, was es heute noch gibt und das Institut für Berufspädagogik, was neu etabliert war, was es bis Ende der 90er gab. Es war vorgesehen eine Berufsschullehrerausbildung hier in Potsdam zu etablieren, aber irgendwann später, ich weiß jetzt nicht mehr genau, wie die zeitliche Orientierung war, wurde dann doch über den Staatsvertrag zwischen Berlin und Brandenburg entschieden, dass die Berufsschullehrerausbildung in Berlin bleibt, also hier keine etabliert wird. Damit war das Institut für Berufspädagogik auf dem abzusägenden Ast und es dauerte nicht lange, dann wurde es auch aufgelöst. Und damit war ich wieder in der Luft.

Paycha: Aber ihre Stelle?

Schöbel: Ich hatte natürlich einen unbefristeten Arbeitsvertrag, damals noch als Wissenschaftler.

Paycha: Anfang der 90er?

Schöbel: 99 war es dann, oder 2000.

Paycha: 10 Jahre später.

Schöbel: Mir wurde dann angeboten, wieder in die Mathematik, das war ja nun mittlerweile ein etabliertes Institut geworden, zurückzuwechseln. Aber mit der Kröte, die ich zu schlucken hatte: als Techniker. Seitdem bin ich also als technischer Mitarbeiter am Institut für Mathematik beschäftigt.

Paycha: Es gibt viele ähnliche Geschichten, aber sie sind sehr beeindruckend.

Schöbel: Die Zeit, die ich in der Berufspädagogik absolviert habe, möchte ich gar nicht missen. Sie war sehr interessant. Nachdem also diese Studentenzahlen der Polytechniklehrer letztlich erledigt waren und die neuen Studienrichtungen sich einigermaßen etabliert hatten, also Berufspädagogik mit Fachrichtung Metalltechnik / Elektrotechnik, hatte ich die Möglichkeit mich in völlig neue Gebiete einzuarbeiten. Ich konnte mir dann also die gesamte CAD/CAM-Ausbildung autodidaktisch aneignen und im Studienprogramm realisieren. NC-Technik war auch vorhanden, da habe ich eine ganze Reihe Lehrbriefe geschrieben für die Studenten.

Paycha: Diesen Beruf haben Sie gerne gemacht?

Schöbel: Ja, ganz anders als die Mathematik, mehr so eine praktische Tätigkeit, was mir ~~also~~ durchaus auch liegt.

Paycha: Und können Sie diese Tätigkeit ein bisschen beschreiben, was hieß das konkret für Sie?

Schöbel: Beispielsweise, dass man sich erstmal mit Computer Aided Design beschäftigt hat, was ganz simpel bedeutete, Zeichnungen anzufertigen. Das war auch schon Gegenstand der Polytechnikausbildung, technisches Zeichnen. In meiner Schulzeit gab es ein Fach „Technisches Zeichnen“. Da kam dann ein alter Praktiker und hat uns am Reißbrett beigebracht, wie man eine saubere Zeichnung anfertigt. Wenn ich mich recht entsinne, war das jeweils in der 7./ 8. Klasse. Das haben die Polytechniklehrer mit gehabt. Das Reißbrett war dann natürlich irgendwann nicht mehr so up to date. Es wurde dann CAD/CAM-Software eingesetzt und die musste man erst einmal kennenlernen und dann weitergeben. Und dafür habe ich dann Lehrbriefe geschrieben und Lehrveranstaltungen durchgeführt. Wenn man dann die Zeichnung hat, möchte man die Produkte oder die Gegenstände, die man gezeichnet hat, auch irgendwie produzieren und da hatten wir im Institut für Berufspädagogik CNC-Technik und die musste natürlich programmiert werden. Aus so einer Zeichnung dann ~~so~~ ein CNC-Programm zu erstellen, das war der zweite Teil. Wenn Sie mal bei mir mitvorbeigucken in meinem Büro, ich habe noch ein paar kleine Gegenstände, die ich damals hergestellt habe, also fräsen und drehen war hier möglich über CNC-Technik.

Paycha: Sie haben ein breites Spektrum.

Schöbel: Ja, es war sehr interessant.

Paycha: Ja, sehr. Eine Frage: wo waren Sie am Tag des Mauerfalls?

Schöbel: Ja, es war ein Donnerstag, wie wir alle sicher wissen. Ich war zuhause. Tagsüber auf Arbeit, abends dann habe ich zuhause im Fernsehen natürlich die Pressekonferenz gesehen. Man musste damals eigentlich die Nachrichten alle verfolgen und die Pressekonferenz war das Wesentliche, wo Schabowski die berühmten Sätze gesprochen hat. Was es eigentlich bedeutet, habe ich wahrscheinlich gar nicht so begriffen, denn ich bin nicht losgezogen, um da jetzt irgendwas zu sehen. Am nächsten Tag, also am Freitag, bin ich auf Arbeit gefahren, die Breite Straße lang und dort war die Bauhofstraße, falls Ihnen das was sagt. Dort war das Volkspolizeikreisamt und dort wurden die Visa-Stempel verteilt. Dort war eine riesenlange Schlange, das ist mir natürlich aufgefallen. Diszipliniert, wie die DDR-Bürger ja im Wesentlichen waren, haben die Leute sich dann die Visa-Stempel geholt, um dann über die Grenze zu gehen und auch wieder zurückzukommen. Als ich dann in der Sektion Mathematik war, habe

ich gemerkt, es waren doch nicht ganz so viel auf Arbeit. Ich glaube, ich hatte an dem Tag eine Lehrveranstaltung.

Paycha: Und waren die Studenten da?

Schöbel: Es waren wohl nicht so viele da. Es war spürbar, dass es deutlich weniger waren. Und an eins erinnere ich mich genau: Ein Kollege war da, der erzählte, er wäre über Nacht in Westberlin gewesen und hätte dem Momper die Hand gedrückt. Wie auch immer das passiert ist, wie er den getroffen hat weiß ich nicht. Also insofern war das schon doch zu merken, dass da wirklich was passiert ist.

Paycha: Konnten Sie es spüren, ja?

Schöbel: Ich selber bin die Woche darauf nach Westberlin gefahren, um mir das anzugucken. Da gab es ein ganz bemerkenswertes Ereignis. Ich bin mit Familie darübergefahren. Das heißt also, mit dem Bus über Drewitz-Dreilinden bis nach Wannsee, dann in Wannsee in die S-Bahn umgestiegen bis Charlottenburg. Und in Charlottenburg kommen wir aus dem S-Bahnhof raus, stehen da ziemlich ratlos auf dem Platz, schauen uns um, wo geht es zur nächsten Post oder zur nächsten Bank, um das Begrüßungsgeld abzuholen. Das war ja das Wesentliche. Da tritt ein mittelalter Mann auf uns zu, nach optischem Aussehen eher nicht gutsituiert. Man sah uns ja an - auf Meilen - dass wir aus dem Osten kamen. Er sprach uns an und drückte dann seine Freude über den Mauerfall aus und drückte uns 5 D-Mark in die Hand, einfach so. Das war doch ein sehr bemerkenswertes Ereignis.

Paycha: Ja, das ist eine schöne Geschichte

Schöbel: Das war so im Wesentlichen der Mauerfall.

Paycha: Also haben Sie am Institut vieles erlebt, viele Änderungen und ich möchte Sie fragen, wie sich aus ihrer Sicht das Institut also entwickelt hat, von der Atmosphäre her, auch von der Lehre, von den Beziehungen zwischen den Kollegen. Wie haben Sie das persönlich, subjektiv, erlebt?

Schöbel: Ich bin ja dann, wie gesagt, im Februar in das Institut oder Sektion Polytechnik, danach in das Institut für Arbeitslehre und Berufspädagogik, gewechselt. Ich vergleiche immer die Situation dort und die Situation am Institut für Mathematik später, bzw. vorher Sektion Mathematik, und da gab es doch einen gravierenden Unterschied dahingehend, dass im Institut für Arbeitslehre der Zusammenhalt doch wesentlich enger war, herzlicher war, dahingehend, dass man eigentlich viel mehr zwischen den Kollegen kommunizierte. Das war in der Mathematik vorher und auch später dann als ich wieder hier war ganz anders. Zumindest in dem Bereich, in dem ich tätig bin, gab es eine solch herzliche Kommunikation nicht. Nichtsdestotrotz hat man natürlich gerne gearbeitet und insbesondere die Lehre habe ich immer sehr gerne gemacht. Dann, als ich als Techniker wieder in der Mathematik eingestellt war, habe ich immer Wert daraufgelegt, Lehre zu machen.

Paycha: Konnten Sie auch?

Schöbel: Das konnte ich auch.

Paycha: Das ist gut.

Schöbel: Ja, einem Kollegen ist das Analoge passiert, er ist auch vom Wissenschaftler zum Techniker geworden, der hat das eher in die technische Richtung gemacht. Er war dann eben Verwaltungsangestellter, wenn Sie so wollen, und hat die Lehre außen vorgelassen. Aber das war mir immer wichtig, dass ich Lehre weitermachen kann.

Paycha: Also ununterbrochen haben Sie die Lehre gemacht?

Schöbel: Ja.

Paycha: Und wie viele Stunden?

Schöbel: Es waren die verschiedensten Lehrgebiete. Von Hause aus war die erste Verbindung zur Numerik. Vorher war ich ja bei Prof. Kaiser, *Angewandte Mathematik und Rechentechnik* hieß es wohl damals, das wurde dann die Numerik. Ich habe über viele Jahre sehr eng mit Dr. Schachtzabel zusammengearbeitet und im Zusammenhang damit dann auch einige andere Lehrveranstaltungen gehalten, *Lineare Algebra* habe ich mal eine Zeitlang gemacht, dann *Mathematik für Physiker*.

Paycha: Ah ok, was ich auch unterrichte.

Schöbel: Ja, das war nur eine kurze Zeit. Auch gleich von Anfang an *Mathematik für Geoökologen*. Das haben wir über viele Jahre gemacht, später auch mit für die Geowissenschaftler. Das war eine Lehrveranstaltung, die hatte zeitweise deutlich über 200 Studenten.

Paycha: Sehr viele.

Schöbel: Die mussten ja irgendwie betreut werden.

Paycha: Auch verwaltet.

Schöbel: Jetzt bin ich in der Mathematik für Informatik tätig, Computer-Mathematik, Algorithmen-Vorlesung halte ich seit einigen Jahren.

Paycha: Haben Sie irgendwie auch weiterforschen können?

Schöbel: Nein, da war ich mit dem Wechsel in die Polytechnik raus. Andere Kollegen, die hier geblieben sind, konnten mit der Wende dann mehr oder weniger ein eigenständiges Forschungsgebiet, okkupieren und über die vielen Jahren sich dort profilieren. Das ging bei mir nicht.

Paycha: Ja und mit einer Stelle als Techniker war es wahrscheinlich auch zeitmäßig sehr schwierig. Sie haben die ganze Zeit weiter gelehrt. Im Verhältnis zu den Studenten und umgekehrt, wie die Studenten sich zum Dozenten verhalten, hat sich da erfahrungsmäßig was geändert, was entwickelt?

Schöbel: Ja, aber ich bin eigentlich immer gut mit den allermeisten Studenten ausgekommen.

Paycha: Ja, auch im guten Sinne, aber wahrscheinlich hat sich das Verhältnis, oder? Die Stimmung war anders in einem Hörsaal, kann das sein?

Schöbel: Ja. Wir sprachen gerade davon, dass bei den Geowissenschaftlern, Geoökologen, so große Studentenzahlen waren. Ich hab meistens Übungen gemacht und war in kleineren Gruppen tätig. Jetzt sind auch bei den Geoökologen nicht mehr so viele Studenten. Also ich war meistens in kleineren Gruppen tätig und insofern war das immer ein sehr direkter Kontakt, und ich bin eigentlich immer sehr gut rangekommen und konnte die Studenten aktivieren. Ich habe auch, das haben wir noch nicht erwähnt, *Elemente der Numerik* über viele Jahre gemacht, mit den Primarstufenlehrern. Da war es immer schwierig die Studenten zu aktivieren auch selber tätig zu werden. Mein Einstieg – dort habe ich Vorlesung und Übung gemacht – mein Einstieg in den Übungen war immer: „Gibt es Fragen zur Vorlesung, zur Übung, zu Übungsaufgaben?“ und in dem einen Jahrgang, das weiß ich noch ganz genau, da hat es vielleicht vier Wochen gedauert, bis die Studenten so weit waren, dass sie wirklich Fragen stellten, dass sie aktiviert waren. Und dass man wirklich auch einen guten Dialog in der Übung dann aufbauen konnte.

Paycha: Man merkt, wie Sie die Lehre schätzen. Also kann ich mir vorstellen, dass die Studenten es gerne haben, mit Ihnen Unterricht zu haben. Es gab so viele Änderungen, gibt es etwas, was sie bedauern von den früheren Zeiten, gibt es im Gegensatz dazu etwas, Sie haben schon einiges erwähnt, worüber Sie sich freuen?

Schöbel: Ja, freuen kann man sich, dass die Studienmöglichkeiten viel vielfältiger geworden sind, die Kombinationsmöglichkeiten. Die Studenten können sich also wirklich nach ihrem Interessengebiet ein Studium zusammenstellen. Aber wo Licht ist, ist auch Schatten. Damit fällt dann die Organisation in Seminargruppen weg. Beziehungsweise die Gruppen sind dann so klein und so vielfältig mit den Leuten, die dann vor einem sitzen, dass sie eben auch nicht mehr so richtig wirksam werden. Die Seminargruppe war durchaus eine Einrichtung, die das Studium positiv beeinflusst hat.

Paycha: Das war zu welcher Zeit?

Schöbel: Das war noch in der DDR-Zeit, wo wirklich nur die wenigen Studienrichtungen angeboten wurden. Dann wurden die Mathematik-Physik-Studenten oder Chemie-Bio-Studenten in Seminargruppen zusammengefasst. Und das ergab dann innerhalb dieser Gruppen einen Synergieeffekt, man konnte sich dann innerhalb der Gruppe zum Beispiel Hilfe holen oder auch gemeinsam lernen, gemeinsam etwas unternehmen. Das war positiv.

Paycha: Es war nicht so anonym wie heutzutage? Es entwickelte sich fast eine Freundschaft?

Schöbel: Ja.

Paycha: Meinen Sie dass das ein Merkmal der DDR war, dass wegen der Umstände sich Leute stärkere Verhältnisse entwickelt haben?

Schöbel: Es gab die wenigen Fachrichtungen, die das natürlich ermöglicht haben, das so zu strukturieren. Andersrum war das natürlich ein gewollter Effekt aus diesen Seminargruppen heraus, beispielsweise eben wirklich das erfolgreiche Abschließen des Studiums zu forcieren. Die Seminargruppen haben so untereinander, ineinander, gewirkt, dass der Studienabschluss in aller Regel zeitgerecht geschafft wurde. Natürlich gab es auch immer welche, die ausgeschert sind, die gibt es ja heute auch.

Paycha: Aber weniger als heutzutage.

Schöbel: Ja, durchaus weniger. Die allermeisten konnten mit dieser Organisationsform etwas anfangen und dann positive Effekte daraus nehmen. Das würde ich so unterschreiben.

Paycha: Sie hatten mehr Unterstützung. Die Wende hat für Sie persönlich große Wirkungen gehabt, beruflich. Bedauern Sie das, also wie fühlen Sie sich in Bezug darauf?

Schöbel: Ich bedaure die Wende natürlich nicht, nein überhaupt nicht, ganz im Gegenteil. Wir wollen das jetzt hier vielleicht gar nicht machen, aber wenn man sich die Entwicklung bis 89 vergegenwärtigt, konnte es so nicht weitergehen. Und dass es so gekommen ist, wie es gekommen ist, das ist nun halt so. Es hätte vielleicht auch anders gehen können, aber da fehlte ganz einfach die Möglichkeit etwas durchzusetzen. So wie es heute bei der GroKo-Verhandlung eben ist, dass die SPD kaum noch was durchsetzen kann, so konnte eben es damals die DDR auch nicht im Vereinigungsvertrag.

Paycha: Interessanter Vergleich

Schöbel: Ja, das fällt mir jetzt gerade so ein in diesen Tagen.

Paycha: Konnten Sie das damals schon spüren, dass etwas passieren musste. Hatten Sie das persönlich schon gesehen? Sie warteten auf ein Ereignis?

Schöbel: Ja, es konnte einfach nicht so weitergehen. Es ging einfach nicht.

Paycha: Und also dann als Bilanz, worüber freuen Sie sich? Sie sagen, Sie bedauern die Wende nicht, auch, wenn das für Sie persönliche Wirkungen gehabt hat. Worüber freuen Sie sich? Sie haben uns etwas erzählt.

Schöbel: Dass wissenschaftliche Arbeit Wertschätzung erfahren hat. Das war ja vorher nicht so, nicht so wesentlich.

Paycha: Die Lehre war wesentlicher?

Schöbel: Nein, ich meine es jetzt nicht so sehr zwischen wissenschaftlicher Arbeit, also Forschungsarbeit und Lehre, um das gegeneinander zu halten, sondern einfach Arbeit an einem Institut, an einer Universität, gegenüber Arbeit im Betrieb als Facharbeiter.

Paycha: Ja, jetzt verstehe ich.

Schöbel: Das ist vielleicht auch ein Grund, dass es so gekommen ist, wie es gekommen ist. Dass die in manchen Teilen überbewertet war.

Paycha: Könnten Sie uns vielleicht eine Anekdote erzählen? Sie haben schon was sehr Schönes mit diesem Fünf-Markschein erzählt, aber noch nicht von der Zeit nach der Wende... Zum Beispiel hat Elke Rosenberger uns in einem anderen Interview vom Geruch im Institut erzählt, dass es ein DDR-Geruch gäbe.

Schöbel: Nein, das versuche ich gar nicht erst.

Paycha: Nein? Möchten Sie noch etwas ergänzen?

Schöbel: Ach ja, was soll man ergänzen? Wenn man das Alter jetzt mitbedenkt, 62, es ist kurz vor der Rente.

Paycha: Aber Sie haben interessante Zeiten erlebt.

Schöbel: Es wird sich wohl nicht mehr so viel ändern für mich.

Paycha: Nein, Sie haben schon sehr, sehr viel erlebt. Wenn Sie nichts dazu sagen möchten, dann möchte ich mich ganz herzlich bei Ihnen bedanken. Es war ein sehr schönes Gespräch. Dankeschön.

Schöbel: Ich danke Ihnen.

Interview mit Apl. Prof. Dr. Hans-Jürgen Vogel und PD Dr. Jörg Koppitz

Biodaten:

Apl. Prof. Dr. Hans-Jürgen Vogel von 1966 bis 2000 am Institut für Mathematik, Arbeitsgruppe Algebra

PD Dr. Jörg Koppitz seit 1994 am Institut für Mathematik, Arbeitsgruppe Algebra

Das Interview fand am 23. Januar 2018 statt.

Transkript:

Paycha: Guten Tag Herr Vogel, guten Tag Jörg. Ich freue mich sehr, dass Sie da sind und dass Sie zu diesem Interview zugesagt haben. Wir kennen uns nicht, so ist das eine Gelegenheit Sie kennenzulernen und das freut mich auch. Ich möchte Sie zuerst fragen, wann Sie an der Uni, in ihrer Vorgeschichte, als Mitarbeiter angestellt wurden und in welchen Umständen. Vielleicht haben Sie sogar hier studiert? Können Sie uns etwas darüber sagen?

Vogel: Ja, das liegt nun schon eine ganze Weile zurück. Ich habe von 1953 – 1957 an der damaligen Pädagogischen Hochschule studiert, habe das Examen als Fachlehrer für Mathematik und Physik gemacht und bin dann neun Jahre Lehrer gewesen. 1966 bin ich ans Institut für Mathematik der Pädagogischen Hochschule als wissenschaftlicher Mitarbeiter gekommen. Ich habe zunächst den sogenannten Vorkurs unterrichtet. Da die Studienplätze damals in der DDR nicht voll belegt werden konnten für die Fachrichtung Mathematik, hat man Absolventen der 10. Klasse in einem einjährigen Lehrgang auf das Studium vorbereitet. Unter anderem waren dabei pro Woche 12 Stunden Mathematik zu absolvieren. Das habe ich drei Jahre lang gemacht und nebenbei habe ich Übungen zur Mathematikvorlesung in der Fachrichtung Algebra gemacht. Das ging bis 1969 und dann sagte mir mein damaliger Vorgesetzter Prof. Lugowski, dass es eigentlich an der Zeit wäre mich wissenschaftlich zu qualifizieren. Also habe ich meine Dissertation geschrieben, sie 1973 erfolgreich abgeschlossen und 1983 habilitiert. Ich habe also eine recht lange Zeit hier an der Pädagogischen Hochschule und dann später seit 1991 an der Universität Potsdam gearbeitet.

Paycha: Das war für diese Pädagogische Hochschule eigenartig, dass man sich da habilitieren konnte. Das ist nicht überall so gewesen?

Vogel: Das ist richtig, die Pädagogische Hochschule war meines Wissens die einzige Pädagogische Hochschule der DDR mit Habilitationsrecht. Das hängt mit der Geschichte zusammen, denn gegründet wurde die Einrichtung 1948 als Brandenburgischen Landeshochschule in der damaligen Sowjetischen Besatzungszone. Das Land Brandenburg war das einzige Land ohne universitäre Einrichtung und daher wurde die Brandenburgische Landeshochschule gegründet. Und 1951 oder `52 gab es eine Reform in der DDR, bei der die Länder aufgelöst und die Bezirke eingerichtet wurden. Damit konnte es keine Brandenburgische Landeshochschule mehr geben, sondern es wurde eine Pädagogische Hochschule.

Paycha: Ach deshalb, das habe ich mich gefragt, interessant. Und du Jörg, du bist auch länger da, vielleicht nicht ganz so lange. Kannst du uns etwas dazu sagen?

Koppitz: Ich komme eigentlich aus Halle, habe an der Pädagogischen Hochschule in Halle studiert und auch meine Promotion angefangen. Bei uns war es so, dass man schon vor dem Promotionsstudium mit der wissenschaftlichen Arbeit angefangen hat. Mein damaliger Betreuer hat mich zu verschiedenen

Vorlesungen in anderen Universitäten geschickt, einmal an die Universität Halle selbst – die Pädagogische Hochschule hatte damals noch nichts mit der Universität Halle zu tun – und nach Potsdam zu einer Vorlesung über Kategorientheorie bei Herrn Prof. Vogel. Das heißt, ich bin jeden Mittwoch im Semester, also jede Woche, von Halle nach Potsdam gefahren, habe mir eineinhalb Stunden Vorlesung angehört und bin dann wieder zurückgefahren. Das waren meine ersten Kontakte, 1988. Nach der Wende wurde die Pädagogische Hochschule Halle abgewickelt, das heißt sie wurde aufgelöst. Hintergrund war, dass die Pädagogische Hochschule Halle ein „interessantes“ Ausbildungsfeld hatte, nämlich Freundschafts-Pionierleiter, das war natürlich politisch sehr belastet. Außerdem war die Pädagogische Hochschule Halle auch die „Lieblingshochschule“ der Bildungsministerin, der Ehefrau von Erich Honecker, sie musste also so schnell wie möglich beseitigt werden. Die Leute wurden dann von der Martin-Luther-Universität Halle übernommen, es war aber eine unklare Situation. Da ich eine gute Beziehung zu Potsdam hatte, wurde mir nahegelegt, ob ich nicht vielleicht in Potsdam promovieren könnte. Also habe ich meine Promotion in Potsdam gemacht und habe anschließend auch mein erstes Arbeitsverhältnis da bekommen. Das war ein DFG-Projekt, was zu der damaligen Zeit sehr einfach zu bekommen war: man musste irgendetwas schreiben und wenn es in der DDR war, wurde es auch sehr schnell genehmigt. Ich habe dann also zwei Jahre auf diesem DFG-Projekt gearbeitet. Dann gab es eine Lücke und seit 2000 war ich eine längere Zeit, bis 2008, hier in der Universität Potsdam angestellt, auch später immer wieder mit kleinen Verträgen.

Paycha: Also du hast bei Herrn Vogel promoviert?

Koppitz: Nein, nein, Herr Vogel durfte damals, glaube ich, noch nicht die Promotion betreuen.

Vogel: Nein

Koppitz: Herr Vogel wurde erst später zum Professor ernannt. Damals war der Chef Prof. Denecke und bei ihm habe ich dann promovieren können.

Paycha: Wann wurden Sie Professor?

Vogel: Ja, das ist auch eine relativ lange Geschichte. 1984 habe ich einen Antrag gestellt, dass ich eine Dozentenstelle am Institut für Mathematik bekommen sollte. Dozent entsprach damals etwa einer C3-Professur, nur um das Verhältnis klarzustellen. Ich war im Prinzip der einzige Bewerber, aber wurde abgelehnt. Vermutlich fehlte mir irgendwie so ein gewisses Abzeichen am Rockzipfel. Dann habe ich hier weiter gearbeitet und habe mich 1992 um eine ausgeschriebene C3-Professur beworben, die ich auch nicht bekommen habe.

Paycha: 1992, nach der Wende?

Vogel: Ja, es gab dann mehrere Bewerber und den Zuschlag hat ein anderer Bewerber bekommen, in einem ganz normalen Verfahren. Später habe ich den Titel außerordentlicher Professor bekommen, nein außerplanmäßiger Professor hieß das.

Paycha: Wann haben Sie diesen Titel bekommen?

Vogel: 1995

Paycha: Haben Sie mit der Wende um ihre Stelle gefürchtet? Also waren Sie da unsicher bezüglich ihrer wissenschaftlichen Zukunft?

Vogel: Es hat eine gewisse Zeit der Unsicherheit gegeben, aber das ist relativ schnell vorbeigegangen. Und mit der Gründung der Universität hatte ich dann eine feste Anstellung, die ich bis zu meinem Ruhestand im Jahr 2000 dann auch wahrnehmen konnte.

Paycha: Das ist beruhigend. Sie haben sich also als Dozent und Student kennengelernt, aber so wie ich es verstehe, stehen Sie immer noch in Kontakt. Hat sich das wissenschaftlich entwickelt oder einfach als Freundschaft?

Koppitz: Seit 2000 sind Sie, Herr Vogel, ja dann nicht mehr dagewesen und ich habe im Prinzip 2000 Ihre Stelle übernommen, jedenfalls habe ich es so verstanden.

Vogel: Ja

Koppitz: An unserem Lehrstuhl gab es ein Seminar, ein Forschungsseminar, und da ist Herr Vogel regelmäßig gekommen, bis auf ganz wenige Ausnahmen. Jetzt lade ich ihn noch ein, wenn irgendwelche speziellen Vorträge stattfinden und wenn er Zeit hat, dann kommt er auch. Das letzte Mal hat er an einem Mini-Kurs im Oktober letzten Jahres teilgenommen. Auf diesem Level ist unser Kontakt auch noch bis in die jetzige Zeit da.

Paycha: Ja, sehr schön. Sie haben die Wende als Mitarbeiter der Uni - oder ihrer Vorgängerinstitution - erlebt und haben schon ein bisschen von den Auswirkungen für Sie gesprochen. Inwieweit und wie stark hat die Wende auf Ihr persönliches Leben und Ihr berufliches Leben gewirkt? Bedauern Sie etwas von der vorherigen Zeit? Vielleicht freuen Sie sich auch über einige Änderungen seitdem?

Vogel: Das ist ein sehr weites Feld. Ich kann rundherum sagen, dass ich mit dem Übergang, der inzwischen wieder Brandenburgische Hochschule genannten Einrichtung in die Universität nichts bereue. Ich muss feststellen, dass ich die Entwicklung nach 1990 eigentlich persönlich und auch allgemein für die Einrichtung als sehr positiv einschätze. Es hat sich im Grunde genommen Vieles verbessert und bei vielen Dingen, die vorher ja beinahe selbstverständlich für uns waren, wurde uns dann im Nachhinein erst bewusst, dass sie nicht in Ordnung waren.

Paycha: Zum Beispiel? Können Sie uns Beispiele geben?

Vogel: Zum Beispiel die starke Reglementierung der Lehrer. Es war ja so, dass das Studienprogramm eindeutig vorgeschrieben war. Die Studierenden waren in Seminargruppen organisiert, hatten festgelegte Vorlesungen und Seminare und andere Lehrveranstaltungen zu besuchen. Das führte doch zu einer gewissen Verschulung des Studiums. Ich empfinde es als sehr positiv, dass das nicht mehr so ist.

Koppitz: Ich habe ja die Wendezeit als Doktorand erlebt und mein Verhältnis zu meinem Betreuer war eng. Vielleicht ist das kein typisches Beispiel, wir haben täglich zusammengearbeitet. Jeden Tag habe ich von 11 bis 15 Uhr mit ihm diskutiert und das hat sich während der Wendezeit überhaupt nicht geändert. Also hatte ich überhaupt nicht das Gefühl, dass sich etwas geändert hat. Da ich ein Stipendium hatte, war ich in keine Dinge eingebunden, die etwas mit der Universität bzw. mit der Pädagogischen Hochschule zu tun hatten, das heißt ich habe eigentlich nur mit meinem Betreuer gearbeitet und das hat sich nicht geändert. Für mich war also überhaupt keine Änderung irgendwie zu spüren. Um mich herum passierte etwas, ich machte meine Promotion aber genauso weiter wie vor der Wende. Eigentlich habe ich erst gemerkt, dass sich etwas geändert hatte, als ich fertig war und mich dann um einen Arbeitsvertrag bemühen musste.

Paycha: Ja

Koppitz: Da habe ich es zum ersten Mal mitgekriegt. In der DDR-Zeit war klar gewesen, dass man nach der Promotion an der Universität eine Einstellung bekommen und dort seine Laufbahn bis zum Ende machen würde. Das war sozusagen der normale Weg. Wenn man woanders hingehen wollte, war es eher das Problem, dass man das nicht sollte und es ungewöhnlich war. Man musste es begründen, zum Beispiel mit familiären Gründen. Plötzlich war meine Karriere, die eigentlich vorgeplant war, dann nicht

mehr da. Das war eigentlich das Einzige, was mich an der Wende verunsichert hat. Aber das normale Leben spielte sich ganz normal weiter ab.

Paycha: Das Neue war vielleicht diese Verunsicherung Im Vergleich mit der Zeit vor der Wende, oder?

Koppitz: Genau

Vogel: Vielleicht sollte man in dem Zusammenhang noch erwähnen, dass spätestens seit 1987 die Meinung innerhalb des Kollegiums sich stärker verbreitete, dass es eigentlich so nicht weitergehen konnte. Der Widerspruch zwischen den Erfolgsmeldungen auf ökonomischem Gebiet stand doch ganz stark zu der Realität, dass es in den Läden immer weniger zu kaufen gab. Die Versorgung war nicht ganz einfach, und das führte dazu, dass man sich Gedanken machte, wie es weitergehen soll. Und dann kamen die Ereignisse im Sommer 1989 in Ungarn und in der damaligen Tschechoslowakei, die dazu führten, dass man sagte: „Es kann nicht so weitergehen.“ Als dann mit der Grenzöffnung eigentlich ziemlich deutlich wurde, dass die DDR ihrem Ende entgegenging, war doch eine gewisse Aufbruchstimmung bei uns im Institut zu bemerken. Der neue Institutsdirektor Prof. Dr. Hans Kaiser, den ich sehr verehrt habe, hat es verstanden, das Institut über diese sehr wechselhafte Zeit sehr sicher zu führen und in seiner sehr bescheidenen, aber wissenschaftlich kompetent fundierten Art, das voranzuführen. Er hat sofort versucht, die entsprechenden Möglichkeiten, die sich gegeben haben, zu nutzen. Ich bin in seinem Auftrag im Februar 1990 bereits zu einer Tagung nach Bonn gefahren, um dort einfach mal zu schnuppern. Ich bin nicht in Erscheinung getreten, ich war da einfach um die Kontakte zu entwickeln und zu pflegen. Und das ist dann danach auch entsprechend passiert und weiter erweitert worden, immer unter Berücksichtigung natürlich auch der Pflege der Kontakte zu unseren östlichen Nachbarn. Wir hatten sehr gute fachliche Kontakte nach Polen, nach Ungarn und in die Tschechoslowakei. Die wurden natürlich weiter gepflegt

Paycha: Das ist wahrscheinlich wichtig gewesen. Und wo waren Sie am Tag des Mauerfalls?

Vogel: Ich kann mich da genau erinnern. Ich war bei einer Konferenz des Wasserrettungsdienstes der DDR in Wilthen, Sachsen, und bin gegen 23 Uhr in mein Zimmer gegangen, habe die Nachrichten angemacht und da hörte ich, dass die Mauer gefallen sei. Ich bin am nächsten Tag ganz normal nach Hause gefahren und dann überstürzten sich die Ereignisse natürlich. Ich weiß noch, es hat einen sogenannten Kampfgruppenball am Freitag gegeben, die Grenze ist ja am Donnerstag gefallen. Ich hatte eine Einladung zu diesem Kampfgruppenball bekommen, ganz einfach weil ich für die Studierenden in der vormilitärischen Ausbildung jahrelang den Lehrgang Zivilverteidigung gemacht habe. Als ich mit meiner Frau in der Berliner Straße in die Straßenbahn steigen wollte, wunderten wir uns über die Vielzahl der Autos, die in Richtung Glienicker Brücke fuhren. Denn an diesem Tag, also einen Tag später, das ist also erst der 10.11. gewesen, ist die Glienicker Brücke geöffnet worden.

Paycha: Ah, am Tag danach. Und hat diese Veranstaltung doch stattgefunden?

Vogel: Die hat noch stattgefunden, ja.

Paycha: Normal?

Vogel: Es hat eigentlich das normale Leben an der damaligen Pädagogischen Hochschule völlig normal weiter stattgefunden, es hat keine großen Veränderungen gegeben. Man musste ja nun erst mal sehen, wie sich die Sache weiterentwickelt.

Koppitz: Genau, es konnte keiner die Konsequenzen absehen.

Vogel: Es ist dann im Frühjahr gewesen, dass der noch vom Ministerium für Volksbildung eingesetzte Rektor sein Amt zur Verfügung gestellt hat und ein neuer Rektor demokratisch gewählt worden ist. Das ist Prof. Rolf Mitzner gewesen, der spätere Gründungsrektor der Universität Potsdam.

Paycha: Das heißt zum Beispiel lief die Lehre weiter?

Vogel: Sie lief ganz normal weiter.

Paycha: Ohne große Unterbrechungen?

Vogel: Es gab keine Unterbrechungen.

Paycha: Und die Studenten waren da?

Vogel: Ja.

Paycha: Sie sind nicht alle weg?

Koppitz: Nein, es gab auch Lehrveranstaltungen für Doktoranden. Der Marxismus-Leninismus-Kurs, den wir alle machen mussten, wurde auch weitergeführt. Langsam kam dann die Frage auf, ob man den Schein für diesen Kurs überhaupt noch braucht, also die Zeit entwickelte sich. Aber ich und auch die anderen sind noch brav zu diesem Marxismus-Leninismus-Kurs, um diesen Schein zu kriegen, den man als Doktorand brauchte, um überhaupt seine Promotion einreichen zu können. Und erst so nach einem halben Jahr hat man dann gedacht, das braucht man jetzt nicht mehr. Aber es ging noch eine ganze Weile weiter so, das ganz normale Leben.

Vogel: Vielleicht kann ich an der Stelle noch einfügen, was mich persönlich dann auch betroffen hat. Die Kaderleiterin war noch im Amt bis in den Sommer 1990 hinein. Es gehörte ganz schlicht und einfach zu ihrem Job als Kaderleiter, Verbindung zum Ministerium für Staatssicherheit zu haben. Und sie ist noch im Amt gewesen, weil sie eben an und für sich ihre Arbeit ordentlich gemacht hatte. Dann wurde aber festgestellt, dass das so nicht weitergeht. Wer sollte jetzt das Personalbüro leiten? Da hat mich Professor Mitzner angesprochen, da ich als Parteiloser politisch völlig unbelastet war, ob ich bereit wäre, das Personalbüro so lange zu leiten. Und ich habe dann tatsächlich vom August 1990 bis Juni 1991 das Personalbüro geleitet und habe dann die neue Leiterin eingestellt und ihr das Amt übergeben.

Paycha: Ach so, fast ein Jahr.

Vogel: Ich hatte aber zur Bedingung gemacht, dass ich weiter meine Lehr- und wissenschaftliche Tätigkeit ausüben kann.

Paycha: Eine große Belastung war das. An diesem Posten haben Sie aber wahrscheinlich auch unangenehme Erfahrungen gehabt, oder?

Vogel: Eigentlich weniger, die Kollegen, die dort im technischen Bereich tätig waren, hatten ein recht vertrauensvolles Verhältnis zu mir oder ich zu ihnen. Ich hatte ja von diesen ganzen Dingen keine Ahnung. Ich war ja auf ihre Mithilfe angewiesen. Ich hatte nur sozusagen die Entscheidungsgewalt, dass das alles ordentlich ging und nicht irgendwie noch alte Machenschaften gepflegt werden konnten. Das war also meine Aufgabe und ich bin oft beim Rektor gewesen und habe bestimmte Dinge mit ihm abgesprochen. Wir erinnern uns beide, wenn wir uns heute noch treffen, an diese Zeit, wo wir doch recht vertrauensvoll zusammengearbeitet haben.

Koppitz: Ja, in der Zeit war Vieles möglich, was heutzutage absolut undenkbar ist. Zum Beispiel, nicht von der Uni Potsdam, aber von meiner Universität und Schule kann ich sagen, dass jeder ins Archiv reingehen und sich da Dinge raussuchen konnte über die Leute, was die damals gemacht haben. Wir haben eine Zeitung gemacht, in der wir Leute entlarvt haben, die in den 60er Jahren

Studenten versucht haben zu bestrafen, weil sie in der Kirche waren und solche Dinge. Man konnte einfach ins Archiv rein und dann die Daten von anderen Leuten schnappen und veröffentlichen, es hat kein Mensch gefragt.

Vogel: Ja, ja.

Koppitz: Heutzutage würde keiner ihn zum Personalchef machen können. Das war eigentlich eine interessante Zeit, in der Zeit war mal Politik richtig interessant. Jeden Tag ist da irgendwas passiert, es war einfach neu. Aber Konsequenzen konnte keiner absehen, fand ich wenigstens.

Vogel: Ja.

Paycha: Das war wahrscheinlich sehr schwer abzuschätzen.

Vogel: Ja

Paycha: Und wie hat sich die Stimmung im Institut entwickelt, zwischen den Kollegen, gab es Ressentiments, gab es Hoffnungen? Sicherlich hat diese intensive Zeit der Geschichte auch diese Stimmung geprägt.

Vogel: Dazu muss ich sagen, dass am Institut für Mathematik eigentlich in der Zeit, wo ich dort tätig gewesen bin, ein sehr freundschaftliches und vertrauensvolles Verhältnis geherrscht hat. Und das führte dazu, dass es eigentlich keine gewaltigen Umbrüche gegeben hat in der Wendezeit. Das Einzige war eben, dass die Leitung des Instituts Prof. Kaiser übernommen hat und über seine sehr geschickte und kompetente Art das Institut zu leiten hatte ich schon berichtet. Es hat sich in der Beziehung eigentlich in dem Verhältnis der Kollegen untereinander so gut wie nichts verändert.

Paycha: Das ist erstaunlich.

Koppitz: Ja, den Eindruck hatte ich auch. Ich kannte ja nur die persönliche Zusammenarbeit mit meinem Betreuer und plötzlich kam ich in eine so große Gruppe. Die Arbeitsgruppe von Herrn Denecke, wo Herr Vogel mit integriert war, waren so sechs, sieben, acht Leute, und das wirkte wie eine große Familie. So habe ich das jedenfalls empfunden. Für mich war das auch ein neues Erlebnis, so was zu haben, weil ich nur diese persönliche Zusammenarbeit mit meinem Betreuer kannte, nichts drum herum. Jetzt in so eine Familie hereinzukommen und in so einer großen Gruppe mitzuarbeiten, das war schon sehr interessant für mich. Und ich hatte auch das Gefühl, es war ein ziemlich freundliches Verhältnis. Ich denke auch, dass das nicht nur vordergründig, sondern auch wirklich so war.

Paycha: Es kamen Kollegen von der Akademie und ich habe gehört, dass vielleicht ein Drittel der Mitarbeiter dann von außerhalb kamen. Wie haben Sie das empfunden? Das hat wahrscheinlich zu Änderungen geführt.

Vogel: Sicher hat das zu Änderungen geführt, aber auch aus meiner Sicht habe ich die beginnende Zusammenarbeit mit den neu hinzugekommenen Kollegen als sehr angenehm und fachlich begründet empfunden. Es hat eigentlich keine Reibereien in der Richtung gegeben.

Koppitz: Wir hatten ja Herrn Börner, das war eine sehr gute Zusammenarbeit, der kam dann ja auch.

Paycha: Wer war das?

Koppitz: Herr Börner, der hat auch noch lange Zeit am HPI unterrichtet.

Vogel: Ja

Koppitz: Genau, das war eine gute Zusammenarbeit.

Vogel: Ja.

Paycha: Und mit der Lehre, hat sich auch da etwas geändert, also zum Beispiel das Verhältnis mit den Studenten? Ich denke, das war anders, ein Hörsaal vor der Wende und nach der Wende fühlte sich anders an. Oder ist das meine Einbildung?

Vogel: Das kann ich nicht bestätigen.

Koppitz: Ja.

Vogel: Ich habe die Einführungsvorlesung im Wechsel mit anderen Kollegen seit 1986 gemacht und habe demzufolge doch einen gewissen Einblick auf das Verhältnis des Lehrenden zu den Studierenden und da hat sich aus meiner Sicht im Verhältnis wenig geändert. Eine Veränderung war deutlich zu verspüren, seit 1995 etwa musste ich das Anforderungsniveau absenken. Die Voraussetzungen, die die Studienbewerber mitbrachten, waren nicht mehr geprägt durch das Einheitsabitur. Wir hatten ja in der DDR ein, heute würde man sagen, Zentralabitur, alle Studierenden, also alle Abiturienten, mussten die gleichen Mathematikaufgaben lösen und hatten demzufolge ein mehr oder weniger einheitliches Niveau und das war relativ hoch. Und 1995 waren die letzten Studienbewerber, die aus diesem Einheitsschulsystem hervorgegangen waren, ausgelaufen und es kamen Studienbewerber, die nach dem System der Bundesrepublik ihr Abitur gemacht hatten. Und das war zu merken, dass die Voraussetzungen in Mathematik nicht mehr so gut waren wie vorher.

Koppitz: Dann ist ja auch der Vorkurs weggefallen, den ich eigentlich als eine sehr gute Erfindung empfand, die auch dieser ganzen Diskussion, was man heutzutage noch lernen muss, entsprach. Man hat im Abitur wirklich nur noch das gelernt, was man für den Studienrichtung brauchte. Das heißt also, wenn man an der Pädagogischen Hochschule Mathe und Physik studiert hat, war eben der Hauptinhalt dieses Vorkurses Mathematik und Physik. Und man hat in dieser Zeit auch gelernt, wie man studiert. Das heißt also, man wurde eigentlich optimal auf dieses Studium vorbereitet. Das war eigentlich eine ganz gute Erfindung. Herr Vogel, Sie haben da ja ausgebildet, ich denke mal, dass Sie das auch so empfunden haben? Oder haben Sie da eine andere Sicht?

Paycha: Wann war dieser Kurs?

Koppitz: Den Vorkurs hat man immer ein Jahr gemacht, das war auch bei mir an meiner Hochschule so. Es waren wie gesagt 12 Stunden Mathematik in der Woche, mit Übungen.

Paycha: Aber nicht für alle, oder doch?

Koppitz: Für die, die Mathematik-Lehrer studieren wollten. Im Studium zum Mathematik- und Physik-Lehrer hatte man hauptsächlich Mathematik und Physik, ich hatte noch nebenbei Chemie und was obligatorisch war: Russisch und ...

Vogel: Deutsch

Koppitz: Deutsch und ML, also Marxismus-Leninismus, aber das war völlig bedeutungslos, das musste man bloß gemacht haben.

Paycha: 12 Stunden in der Woche ist schon recht viel.

Vogel: Ja. Es ist natürlich klar, dass in dieser Richtung die Kompetenz in Mathematik und Physik recht hoch gewesen ist, weil man ganz einfach doch schon ganz anders mit den Bewerbern arbeiten konnte. Das ist die eine Seite, das ging natürlich auf Kosten der Allgemeinbildung. Das muss man eindeutig sagen, insbesondere die musische Ausbildung, das blieb auf der Strecke. Und natürlich auch die Sprachausbildung.

Paycha: Aber Russisch hatten Sie?

Koppitz: Ja, Russisch hatten wir.

Vogel: Ja.

Paycha: Aber Englisch zum Beispiel nicht.

Vogel/Koppitz: Englisch nicht, nein.

Paycha: Aber auch aus politischen Gründen?

Vogel: Aus politischen Gründen, ja

Koppitz: Und man hat eindeutig gemerkt, wenigstens in den ersten Semestern, wer diesen Vorkurs gemacht hat und wer nicht. Also die hatten es viel einfacher mit dem Studieren, die den Vorkurs gemacht hatten als diejenigen, die noch eine Pause durch die Armee hatten oder direkt von der EOS, also vom Gymnasium, kamen.

Paycha: Und wie empfand man das Schulsystem als Schüler damals? War es sehr streng?

Koppitz: Man kannte nichts Anderes. Man hat es akzeptiert.

Paycha: Ja, trotzdem, war anstrengend oder war es eine entspannte Zeit?

Koppitz: Also erstmal zu diesem Vorbereitungsjahr, es war ja wie die EOS, also im Prinzip zwei Klassen in einem Jahr. Das war eine sehr, sehr intensive Zeit und man hat auch ständig damit gekämpft, dass man nicht von dieser Schule geschmissen wurde. Es bestand die Möglichkeit, dass man, wenn man die entsprechenden Noten nicht erreicht, nicht zur Universität übergeht. Es war genau festgelegt, welche Zahl oder Quote danach zur Universität geht. Es war also ein richtiger, recht harter Konkurrenzkampf und auch Personen mit guten Schulnoten konnten plötzlich ganz, ganz schlechte Schüler werden.

Paycha: Ah okay.

Koppitz: Also, das war eine ganz, ganz strenge Sache, aber sie hat sehr geschult.

Paycha: Das klingt ein bisschen wie das System in Frankreich der „École Préparatoire“, diese intensive Vorbereitungsschule auf Eliteschulen. Ja und das ist manchmal ein Schock, wenn man das erlebt. Haben Sie das auch so erlebt, dass das sehr intensiv war? Aber Sie haben das vielleicht positiv erlebt?

Vogel: Ich habe das ja nun aus der anderen Sicht erlebt.

Koppitz: Ja, das wollte ich gerade sagen.

Paycha: Ah, Sie hatten das nicht als Schüler erlebt?

Vogel: Nein

Paycha: Gab es das nicht?

Vogel: Ich habe ganz normal Abitur gemacht und bin dann...

Koppitz: Er hat unterrichtet, er war Lehrer an der Schule.

Paycha: Ach, das war erst später.

Vogel: Der Vorkurs ist in der DDR meines Wissens 1964 eingerichtet worden, weil zu diesem Zeitpunkt, ich habe das vorhin schon erwähnt, einfach die Bewerberzahl vom Abitur her für die Fachrichtung Mathematik-Physik nicht ausreichend waren. Ganz hoch im Rennen waren die

geisteswissenschaftlichen Fächer in der Lehrerausbildung und allenfalls noch Biologie und Chemie, aber Mathematik und Physik wollte keiner oder wenige nur studieren. Und um entsprechenden Lehrernachwuchs in dieser Fachrichtung zu sichern, wurde der Vorkurs eingerichtet.

Paycha: Jetzt verstehe ich es besser.

Vogel: Ja, ich habe das also als Lehrer miterlebt und habe heute noch zu ehemaligen Schülern von damals Kontakt.

Paycha: Wirklich?

Vogel: Ja, das Ehepaar Wendland ist aus meiner Zeit. Frau Dr. Wendland hat bei mir den Vorkurs besucht und den Abschluss gemacht und ich muss sagen, es war eigentlich ein sehr nettes und freundschaftliches Verhältnis zu den Schülern. Sie haben gemerkt, dass man bemüht war, ihnen entsprechendes Wissen zu vermitteln und das haben sie auch honoriert, gerade dieser Jahrgang, in dem Frau Dr. Wendland war. Ich habe in dem Jahr etwa 20 Klausuren geschrieben und immer schön am Sonnabend und viele davon unangekündigt. Dazu muss man sagen, es war eine Sechs-Tage-Woche, die Schülerinnen und Schüler waren voll ausgelastet und es hat sich keiner groß darüber beklagt-

Paycha: Das war also normal?

Vogel: Das war normal

Koppitz: Es gab feste Studienzeiten, die kontrolliert wurden. Das heißt also, wenn Sie nach Hause gekommen sind von der Schule, wurden Sie kontrolliert, dass Sie dann von 15 – 18 Uhr studieren, also Selbststudium machen. Ich weiß nicht, ob das in Potsdam genauso war.

Vogel: Ja, die waren in einem entsprechenden Wohnheim untergebracht und da gab es einen Betreuer, der geguckt hat, dass die Studienzeiten eingehalten wurden.

Paycha: Strenge Regeln!

Vogel: Ein Problem ist natürlich auch, dass im Durchschnitt die Absolventen des Vorkurses noch minderjährig waren.

Paycha: Ah ja.

Koppitz: Richtig

Vogel: Sie sind als 16-jährige im Durchschnitt aus der 10. Klasse gekommen, ein Jahr, dann sind sie also mitunter als Minderjährige zum Studium gekommen.

Koppitz: Richtig

Vogel: Mir ist aber kein Fall bekannt, dass das irgendwelche Probleme gegeben hat. Das lief also.

Paycha: Das ist interessant, von beiden Seiten das zu hören.

Vogel: Um auf das Verhältnis zurückzukommen: Auch zu den Studierenden habe ich mich als Lehrender immer bemüht ein verständnisvolles Verhältnis zu entwickeln. Und ich erinnere da ganz besonders an eine Episode, das muss in der Mitte der 90er Jahre gewesen sein, vielleicht 96, 97. Ein sehr interessierter Mathematik-Student, kam nach der Vorlesung öfter und stellte Fragen und ich habe mich dann mit ihm unterhalten. Er war ein Absolvent der Waldorfschule und da wurde ich natürlich hellhörig und habe mich ein bisschen kundig machen wollen, wie es denn aussieht. Und seine Einschätzung war eindeutig: Die Vermittlung der Kenntnisse in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern ist auf der Waldorfschule nicht so gut, weil es ja doch ein sehr freies Lernen ist, aber die Allgemeinbildung

und gesellschaftliches Verhalten sind sehr hoch zu bewerten. Das war für mich eine neue Erkenntnis von einem Betroffenen, der als Absolvent der Waldorfschule zum Mathematik-Studium gekommen ist. Und er hatte arge Probleme, aber er hat es geschafft.

Paycha: Es hat es geschafft?

Vogel: Ja, er hat das Studium meines Wissens erfolgreich abgeschlossen und das ist recht positiv.

Paycha: Das ist schön.

Vogel: Es kommt immer auf den Willen und den Einsatz der einzelnen Persönlichkeit an.

Paycha: Und Interesse, vielleicht hat er durch diese besondere Schule auch einen anderen Weg zur Kenntnis gefunden. Und auch wenn er die Werkzeuge nicht zur Verfügung hatte, wurde doch sein Interesse dafür erweckt.

Vogel: Ich denke schon.

Paycha: Haben Sie persönliche Erlebnisse oder Anekdoten, die Sie mit uns gerne teilen würden, über die Zeit während der Wende oder die Zeit danach oder davor?

Vogel: Eine Anekdote kann ich nicht erzählen, mich hat nur folgendes bewegt: Ich habe 1985 eine Einladung zu Vorträgen in Darmstadt, Kassel und Kaiserslautern bekommen. Ich sollte dort über die Ergebnisse meiner Habil.-Schrift vortragen und ich habe demzufolge aufgrund der Einladung den Antrag gestellt, dass ich aus der DDR ausreisen durfte. Den Antrag musste ich in dreifacher Ausfertigung abgeben und dazu 12 Passbilder.

Paycha: 12 Passbilder!?

Vogel: Ich musste 12 Passbilder abgeben. Die Reise wurde abgelehnt und die Absage habe ich dann mündlich erhalten. Was aus den eingereichten Unterlagen geworden ist, weiß ich nicht.

Paycha: Ach so, und wie lange haben Sie auf die Entscheidung gewartet?

Vogel: Na, das ging relativ schnell. Etwa nach einem Vierteljahr habe ich von der Kaderleiterin die mündliche Mitteilung bekommen.

Paycha: Aber nichts Schriftliches?

Vogel: Nichts.

Paycha: Ich wollte vielleicht dazu noch fragen: Sie hatten Schwierigkeiten zu reisen, sicherlich, aber auch Zugang zu Literatur zu bekommen? Ist das ein Problem gewesen?

Vogel: Eigentlich weniger. Die Literatur, die man benötigte, hat man eigentlich bekommen. Es gab aber die umgekehrte Geschichte. Als ich meine Dissertation fertiggestellt hatte, habe ich daraus drei Artikel für eine Zeitschrift gemacht und wollte diese drei Artikel in den Mathematischen Nachrichten veröffentlichen. Ich habe die Genehmigung nicht bekommen, denn die Mathematischen Nachrichten waren eine westliche Einrichtung und da hat die DDR nicht mitgemacht.

Paycha: Was haben Sie dann mit diesen drei Artikeln, die Sie geschrieben haben, gemacht?

Vogel: Die sind dann in einer Zeitschrift der DDR erschienen.

Paycha: Und danach wurden Sie hier bekannt gemacht?

Vogel: Ja.

Paycha: Ja. Und du Jörg, hast Du auch etwas, das Du erzählen möchtest?

Koppitz: Eine Anekdote habe ich auch nicht auf der Pfanne. Eigentlich war für mich von Bedeutung, dass viele Dinge weggefallen sind, die noch so neben dem Forschungsstudium liefen, wie irgendwelche Versammlungen und so weiter. Es war für mich so eine Freude, dass ich nicht mehr zu irgendwelchen Versammlungen musste, und diese ganze sinnlose Einbindung in irgendwelche gesellschaftlichen Dinge wegfiel. Im Prinzip hat mich die gesellschaftliche Entwicklung gar nicht so interessiert, ich war ja noch relativ jung. Das war nicht so mein Ding, ich wollte meine Mathematik machen. Man hat versucht mich dann zu überzeugen in die Partei einzutreten. Damit hatte ich meine Probleme, also habe denen erklärt, dass ich zu jung war. Damit waren Sie nicht einverstanden, ich wurde sogar von meinem Betreuer zuhause besucht. Er kam zu mir nach Hause und hat gesagt: „Was haben Sie da wieder Falsches gesagt?“. Er hat mich dann mit dem Auto mitgenommen und ich sollte das wieder revidieren. Ich war froh, dass ich nicht in die Partei eintreten musste, dass ich darum herumgekommen bin. Ich wurde ziemlich gedrängelt und ich war schon fast dran, das zu unterschreiben. Also ich muss zugeben, wenn die Wende nicht gekommen wäre, wäre ich sicher in der Partei gelandet. Einfach aus dem Grunde, dass ich meine Mathematik machen wollte. Ich habe mir überlegt: Ich bin in der FDJ gewesen, das gehörte einfach dazu, also muss ich jetzt zur Partei gehen, um das zu machen? Aber die Wende hat mich davor gerettet.

Paycha: Wie lange empfandst du den Druck, in die Partei einzutreten?

Koppitz: Also sagen wir mal so, ich Ich habe versucht das immer wieder abzuwenden. Als ich die Hoffnung hatte, dass das erledigt ist, hat mir jemand gesteckt, dass wieder was kommen wird, und dann kam auch wieder was. Es wurden dann auch Leute auf mich angesetzt, die werben sollten und mich bewegen, dass ich wenigstens mal Kandidat werden sollte. Ich bin dann auch Kandidat geworden und habe versucht keinen Beitrag zu bezahlen, damit ich das loswerde, aber das hat auch nicht funktioniert. Das haben sie akzeptiert, ich habe behauptet, dass war ein Fehler von mir, also zählte das nicht. Durch die Wende bin ich das losgeworden. Ohne die Wende wäre ich in der Partei gelandet, das gebe ich zu.

Paycha: Und Herr Vogel, Sie konnten das also vermeiden? Sie sagten, Sie waren politisch neutral?

Vogel: Ja, ich konnte das vermeiden. Ich bin zweimal angesprochen worden. Einmal von meinem ersten Direktor, während des Schuldienstes. Dazu muss ich sagen, dass die Prozentzahlen in der Partei der Arbeiterklasse stimmen mussten. Es durften nicht zu viele Intellektuelle drin sein und demzufolge hatte die Schule nur ein gewisses Kontingent, die Mitglied werden konnten. Da hat es dann eine Kollegin getroffen, die ist Mitglied geworden und damit war für mich der Fall erledigt. Dann bin ich von einem Hausbewohner angesprochen worden, der dort sehr aktiv war. Inzwischen war die Kuba-Krise und die offizielle Berichterstattung der DDR hat mich persönlich sehr bewegt. Es war ja die offizielle Version, dass nur konventionelle Waffen nach Kuba geliefert worden sind und erst durch die entsprechenden Aufnahmen bei der UNO-Vollversammlung, die vorgelegt worden sind, ist ja herausgekommen, dass die Sowjetunion damals auf Kuba nicht-konventionelle Waffen installiert hatte, also Raketen. Das hat mich sehr getroffen. Meine Schüler hatten das von den West-Nachrichten schon gehört und ich habe ihnen im vollen Brustton der Überzeugung erklärt: „Ja, was wollen die, da sind ja nur konventionelle Waffen geliefert worden.“ Meine Schüler haben das akzeptiert nach dem Motto: „Na ja, der muss ja so reden.“ Und das hat mich innerlich sehr getroffen. Das war dann meine Ausrede, die ich gesagt habe: „Ich kann mich mit dieser Informationspolitik nicht identifizieren. Tut mir furchtbar leid.“ Und dann hatte ich Ruhe.

Koppitz: Ich war auch vielleicht auch ein bisschen naiv. Ich habe zum Beispiel im Wohnheim immer NDR2 draufgehabt, weil mir dieser Sender einfach gefallen hat, bis ich kapiert habe, dass es da Leute

gab, die sich darüber aufgeregt haben. Ich habe nicht verstehen können, dass es wirklich Leute gab, die das stört, dass man einen anderen Sender hört. Aber ansonsten hatte ich keine Probleme mit Stasi. Wir haben auch im Wohnheim während der Zeit Westfernsehen geguckt. Die Leute, die da betreut haben, die Hausmeister, wollten selbst auch Westsender gucken. Die kamen dann an und haben irgendwas an der Antenne geändert, so dass man Westfernsehen gucken konnten. Wir haben dann die Hitparade geguckt und so weiter. Und dann haben Sie das wieder wegedreht, damit die Offiziellen das nicht mitkriegen. Aber die haben wahrscheinlich selbst nicht gucken können und haben das gleich ausgenutzt, dass sie dann mit uns zusammen im großen Raum Westfernsehen sehen konnten. Aber es gab da wirklich Leute, die sich darüber aufgeregt haben.

Vogel: Das war in Potsdam kein Problem. Man brauchte eigentlich nur einen Schraubenzieher reinstecken, aufgrund der Nähe zu West-Berlin war der Empfang von Westsendern kein Problem.

Paycha: Ah, das war leicht. Ich habe mich gefragt, wie schwierig es war.

Koppitz: In Dessau, wo ich damals war, war es ein bisschen schwieriger, aber es ging alles.

Vogel: Aber das Problem Westfernsehen bestand natürlich auch in Potsdam. Aber von wegen durch die Straßen gehen und gucken, wie die Antennen ausgerichtet sind, das gab es nicht.

Koppitz: Nicht mehr!

Vogel: Nein, das ging nicht, weil das unproblematisch war.

Koppitz: Ach so.

Paycha: Möchten Sie noch was hinzufügen?

Vogel: Aus meiner Sicht eigentlich nicht

Koppitz: Von mir auch nicht.

Paycha: Dann bedanke ich mich ganz herzlich. Das war für mich sehr interessant, sehr spannend und ein Vergnügen mit ihnen beiden zu reden. Dankeschön.

Interview mit Apl. Prof. Dr. Hannelore Liero und Prof. Dr. Henning Läuter

Biodaten:

Apl. Prof. Dr. Hannelore Liero seit 1992 am Institut für Mathematik, Professorin für Mathematische Statistik

Prof. Dr. Henning Läuter von 1992 bis 2010 am Institut für Mathematik, Professor für Mathematische Statistik

Das Interview fand am 1. Februar 2018 statt.

Transkript:

Paycha: Guten Tag Frau Liero, guten Tag Herr Läuter. Ich freue mich sehr, dass Sie zugesagt haben und auf unser Gespräch. Ich möchte Sie zuerst fragen, ob Sie überhaupt an der Uni Potsdam in ihrer alten Form – sie hieß damals nicht Uni Potsdam – studiert haben und wenn nicht, wann sie später als Mitarbeiter eingestellt wurden. Können Sie mir vom Anfang ihrer Geschichte an der Uni Potsdam erzählen?

Liero: Ich habe an der Humboldt Universität bis 1977 studiert, habe dann an der Akademie der Wissenschaften, am Institut für Mathematik, was später das Karl-Weierstraß-Institut wurde, gearbeitet. Mit der Wende wurde die Akademie der Wissenschaften aufgelöst, weil sie nicht in die bundesdeutsche Forschungslandschaft gepasst hat. Dann wurden wir überführt; die Akademie der Wissenschaften hatte über 20.000 Mitarbeiter in den verschiedenen Instituten. Es gab ein sogenanntes Wissenschaftlerintegrationsprogramm. Mit diesem Programm sollten, nach Evaluierung, die Wissenschaftler an verschiedene wissenschaftliche Einrichtungen überführt werden.

Paycha: Das war....

Liero: Das war also nach der Wende.

Paycha: Kurz danach oder?

Liero: Eigentlich fing das Programm 92 in etwa an. Das betraf sowohl Universitäten als auch andere wissenschaftliche Einrichtungen. Es gab dazu eine Einrichtung, die das alles gemanagt hat, das war die KAI(-AdW). Das Institut schloss Ende 1991 – das Karl-Weierstraß-Institut. Es gibt ja jetzt das Weierstrass-Institut, man hat also auf den Vornamen verzichtet, damit es eine Neugründung wurde. Und wir sind dann mit diesem Wissenschaftlerintegrationsprogramm, das betrifft auch Henning, hier an die Potsdamer Universität gekommen. Das war ein Vorteil, weil hier die Pädagogische Hochschule war und an der Pädagogischen Hochschule gab es keine Statistikgruppe. Dann sind wir also hierhergekommen.

Paycha: Dann haben sie eine neue Gruppe gegründet, sozusagen.

Liero: Ja, wir hatten hier die Chance. Wir sind also praktisch von der KAI verwaltet und von diesem Wissenschaftlerintegrationsprogramm finanziert worden. Das lief bis 1994. Es waren befristete Verträge und ich bin dann 1994 hier unbefristet übernommen worden. Um mal Zahlen zu nennen: Es waren in etwa, 200 Leute, die im Rahmen dieses WIP hier nach Potsdam kamen und davon sind, glaube ich, 10 übernommen worden.

Paycha: Die sich beworben haben, meinen Sie?

Liero: Nein, die dann praktisch die Zusage kriegten, hier übernommen zu werden. Von den über 20.000, ich glaube, 23.000 waren an der Akademie der Wissenschaften, sind ungefähr 2000 im WIP gewesen. Also man konnte sich da bewerben, man wurde evaluiert, kam dann in dieses Wissenschaftlerintegrationsprogramm. Ich glaube, es waren 200 hier in Potsdam und zehn in etwa sind dann unbefristet übernommen worden. Also das ist schon eine beträchtliche Reduktion.

Paycha: Ja.

Liero: Also ab 94 bekam ich dann meinen richtigen, unbefristeten Arbeitsvertrag hier, aber am Institut gearbeitet haben wir seit 92.

Paycha: 92, das heißt diese Zwischenzeit, zwischen 90 und 92, war ein bisschen unsicher?

Liero: Man kann das „bisschen“ streichen.

Paycha: Sehr unsicher.

Liero: Ja, mein Mann hat zu der Zeit auch an der Akademie der Wissenschaften gearbeitet nach der Wende, der war also auch erst einmal rausgesetzt, so wie ich. Unsere Kinder waren in Berlin in der Schule, die mussten auch die Schulen wechseln, die Schulen wurde auch alle umgestaltet. Also das „bisschen“ kann man tatsächlich streichen.

Paycha: War eine harte Zeit. Und für Sie, Herr Läuter?

Läuter: Ja, für mich treffen jetzt mal von den Bezeichnungen und von den Instituten her viele Sachen ähnlich zu. Von 1963 bis 1968 habe ich an der Humboldt Universität Mathematik studiert und dann bin ich zum Institut für Mathematik an die Akademie der Wissenschaften gekommen. Das war 1968 und dort habe ich bis 1991 gearbeitet. Promoviert habe ich 1971 und 1976 habilitiert. Die Richtung war die Mathematische Statistik, für die ich mich interessiert hatte, und die auch am Institut für Mathematik unterstützt wurde. Wir hatten im Institut für Mathematik eine große Statistikgruppe. Da waren wir vielleicht 20 Mitarbeiter.

Paycha: Sie meinen jetzt...

Läuter: Im Institut für Mathematik von der Akademie. Da waren 20 Mitarbeiter etwa eine Forschungsgruppe, die in Theorie und in praktischen Problemen gearbeitet hat. 1991, nach der Schließung des Instituts für Mathematik von der Akademie sind wir hierhergekommen, so wie Frau Liero das auch schon gesagt hat. Dann war zwei Jahre das Wissenschaftlerintegrationsprogramm für uns und 1994 bin ich hier an die Uni berufen worden für die Professur für Mathematische Statistik. Wir hatten hier eine kleine Gruppe, Frau Liero war mit, auf der unbefristeten Stelle und noch ein anderer Kollege kam auch mit von unserem früheren Institut hierher. Das war der Beginn unserer Tätigkeit hier in Potsdam.

Paycha: Eine Weile her und mit vielen harten Sachen auf dem Weg, verstehe.

Liero: Ja.

Läuter: Im Grunde genommen, im Nachhinein kann man sagen, die Akademie der Wissenschaften von der DDR passte nicht ins Wissenschaftsbild der Bundesrepublik rein, weil es dort keine Akademie mit Instituten gab. Und dann gab es noch den Beschluss in der Bundesrepublik, dass mathematische Forschung nur an Universitäten betrieben werden soll. Deshalb mussten wir faktisch umgesattelt werden. Es gab dieses Wissenschaftlerintegrationsprogramm, das bis 1996 eigentlich befristet war. Insofern ein befristetes Verhältnis, wenn man schon 45 oder 50 ist, das ist...

Liero: Und eine feste Stelle hatte, muss man noch dazu sagen.

Läuter: Und dass man sich dann mit 45, 50 noch mal neu bewerben muss, das ist jetzt schon eine große Unsicherheit, die für viele von uns das Leben nicht ganz einfach machte. Wir hatten aber insofern das Glück, dass wir hier in Potsdam diese Gruppe bilden konnten. Insofern, im Nachhinein ist vieles an der Stelle gut gelaufen.

Paycha: Aber für viele andere nicht.

Läuter: Für viele andere nicht.

Liero: Man muss auch sagen, dass wir hier gut aufgenommen worden sind. Also sowohl von den Kollegen, die damals noch von der Pädagogischen Hochschule hier waren, als auch von der damaligen Leitung. Von dem Gründungsrektor, Prof. Mitzner, sind wir sehr unterstützt worden und von der damaligen Verwaltung, die hier an der Universität war. Also das, was im Rahmen möglich war, haben Sie uns auch möglich gemacht. Das fing von der Ausstattung der Räume an und so weiter, also das war schon okay, da können wir uns in keinster Weise beklagen.

Läuter: Ja, von Potsdamer Seite aus war das alles richtig.

Liero: Das war sehr, sehr gut.

Paycha: Auch die Tatsache, dass sie eine neue Gruppe gebildet haben, das hätte vielleicht zu Reibungen führen können?

Liero: Das war in keinster Weise so. Das war schon sehr kollegial.

Paycha: Das war schon eine spannende Sache vielleicht, eine Gruppe aufzubauen?

Läuter: Ja.

Liero: Na gut, wir waren auch für niemanden eine Konkurrenz mit der Statistik, nicht? Das war für beide Seiten gut – es war auch für Potsdam eine Bereicherung.

Paycha: Das heißt auch, mit diesem Wechsel haben sie eine neue Lehrtätigkeit gehabt, oder gab es schon so was an der Akademie?

Liero: Na ja, unsere Gruppe im Institut hatte sehr gute Kooperationsbeziehungen mit der Humboldt Universität, also hatten wir schon Lehrerfahrungen. Die Kollegen waren manchmal auch dankbar, wenn wir Lehre in der Humboldt Universität übernommen haben. Wir hatten enge Beziehungen zur Humboldt Universität, zur Statistikgruppe. Es gab jahrelang gemeinsame Seminare und es gab auch gemeinsame Buchprojekte. Wir waren nicht ganz unerfahren in der Lehre.

Läuter: Ja, also die Lehre war für uns an der Akademie kein echter Arbeitsbestandteil, aber wenn es Lehraufträge an Universitäten gab, hatten wir die Möglichkeit. Seit 1973 habe ich Vorlesungen an der Humboldt Universität gehalten. Das war eine Besonderheit in der Zeit, dass faktisch der Vater der Entwicklung der Statistik in der DDR – das war Prof. Bunke – an der Humboldt Universität beschäftigt war und hatte aber auch eine...

Liero: Den kannten wir gut.

Läuter: ...Gruppe in unserem Institut von der Akademie. Dadurch war es eine große Gruppe und es war eine geschlossene Gruppe, die unter einer geschlossenen Führung zu Anfang stand. Später hat sich das dann etwas geteilt, aber die Zusammenarbeit mit der Humboldt-Universität war sehr eng und das betraf auch die Lehre. Insofern hatten wir gute Möglichkeiten für eine Lehre und für die Studenten an der Humboldt Universität war es ein großer Vorteil, denn das Lehrangebot war dadurch sehr viel

breiter als es die Mitarbeiter der Universität selbst hätten anbieten können. Wir hatten ein ganz breitgefächertes Fachstudium in Mathematischer Statistik aber auch in den anderen Disziplinen. Insbesondere in der Statistik haben wir viel angeboten und bei den vielen Studenten, die damals in den 70er Jahren an der Humboldt Universität waren – waren pro Jahr 100 Immatrikulationen.

Liero: Also als ich studiert habe, waren wir hundert [Studierende].

Läuter: Für Mono, also für Diplomstudenten.

Liero: Also für das, was man jetzt als Mono bezeichnet, waren wir hundert.

Läuter: Und da haben wir wirklich ein breitgefächertes Lehrangebot gehabt.

Paycha: Andere Zeiten waren das.

Liero: Das waren andere Zeiten, ja.

Läuter: Daran denken wir noch gerne zurück.

Paycha: Und es war auch geografisch anders, jetzt ist es komplizierter von der Akademie zur Humboldt Uni zu kommen.

Läuter: Jetzt ist es komplizierter, wir hatten 10 Minuten Fußweg!

Paycha: Ein Luxus

Läuter: Das war kein Problem.

Paycha: Eine Frage, wo waren Sie am Tag des Mauerfalls?

Liero: Zuhause.

Paycha: Und wie haben Sie das Zuhause erlebt? Wie kam die Nachricht? Was war ihre Empfindung?

Liero: Ich wohne 10 Minuten entfernt vom Grenzübergang. Es zeichnete sich ja schon ab, dass in der DDR ein neues Reisegesetz kommen sollte und es war in den letzten Monaten alles schon irgendwie in Bewegung. Ich bin jetzt nicht sofort zur Grenze gegangen. Ich habe gedacht, jetzt wird sich viel verändern, aber – ja, ich habe Herrn Schabowski im Fernsehen gesehen.

Paycha: Sie waren vorbereitet?

Liero: Nein, auf die Sache war ich nicht vorbereitet. Aber wir haben alle gewusst, dass jetzt irgendwas passieren wird. Allerdings war es schon die letzten Monate vor dem Mauerfall recht unruhig. Es gab Demos davor. Eine habe ich zum Beispiel angemeldet bei uns, in der Nähe von der Akademie. Also dass sich irgendwas verändern würde, dieses Empfinden hatte man ja schon. Für mich eigentlich viel wichtiger war das Sputnik-Verbot, was mich sehr, sehr nachdenklich stimmte. Aber ich bin da nicht jubelnd über die Grenze gegangen. Das war nicht so.

Paycha: Und das war an einem Donnerstag, wenn ich mich nicht vertue.

Liero: Ich glaube es war ein Mittwoch, aber das ist eigentlich egal.

Paycha: Mittwoch? Was haben sie am nächsten Tag gemacht, sind sie am nächsten Tag zur Akademie gegangen?

Liero: Ja. Ich bin, glaube ich, erst Wochen später über die Grenze gegangen. Also das hat mich jetzt nicht so interessiert.

Paycha: Nein, ich meine an der Akademie: Hat man darüber gesprochen? Wie war dann die Stimmung oder haben Sie da nichts Besonderes bemerkt?

Liero: Es war vermutlich jetzt nicht so besonders, da ich mich nicht erinnern kann. Ich weiß es nicht, kannst du dich erinnern?

Läuter: Nein, also ich gehörte jetzt auch nicht zu den ersten, die rübergelaufen sind. An sich, die Arbeitsmöglichkeiten, die wir im Institut insgesamt hatten, auch im Vorjahr, die waren sehr gut. Auch im Verhältnis der Forschungsmöglichkeiten, die wir heutzutage haben, waren die Unterstützung und die Finanzierung von Forschungsthemen, an unserem Institut sehr gut.

Paycha: Können Sie das präzisieren?

Läuter: Also eine besondere Unzufriedenheit, die war jetzt für mich nicht gegeben. Ich meine eine Unzufriedenheit in der Arbeit, dass ich mit der Möglichkeit der Forschung und der Forschungsdurchführung, nicht zurande kam, das war für meine Person nicht das Problem. Wir haben gute Arbeitsbedingungen gehabt. Das galt nicht in allen Instituten oder auch Betrieben, aber bei uns war es sehr, sehr gut. Ich bin am nächsten Tag normal zur Arbeit gegangen. Dass man darüber diskutiert hat, das ist auch richtig, aber es war ja alles noch so im Unklaren, sodass man sicherlich mehr Zweifel angemeldet hat, was wohl kommen wird. Dass hat uns natürlich...

Paycha: ... unruhig gemacht?

Läuter: ... betroffen gemacht. Und trotzdem muss man vielleicht sagen: Es waren alle in der Zeit, auch sicherlich die Mehrzahl von den DDR-Bürgern, davon überzeugt: „Es ist schön, dass etwas verändert wird.“ Aber es hat jeder daran geglaubt, die guten Sachen, die in der DDR waren, würden erhalten bleiben und würden mit übernommen. Das betrifft auch die Frage der Bildung. Oder nehmen wir mal, das beliebte Thema „Kindergarten in der DDR“, wie wurden die kleingeredet und schlimm geredet. Inzwischen, wenn wir jetzt die Jahre sehen, hätten wir viel Arbeit gespart, wenn wir das gleich weitergeführt und nicht erst kleingeredet hätten. Abgesehen davon, dass man auch wusste, dass in anderen Ländern die Kindererziehung, also die Vorschulerziehung, sehr gut entwickelt ist. Etwa in Frankreich ist sie [Vorschulerziehung] besser entwickelt als sie vielleicht in der Bundesrepublik damals war. Jeder hatte eigentlich noch die Hoffnung – nein, die Vorstellung - das Gute wird sicherlich mit übernommen und nur andere, wesentliche Probleme werden repariert und verändert.

Paycha: Sie sprechen von dem Guten und haben auch die guten Arbeitsverhältnisse an der Akademie angesprochen. Können Sie einen Vergleich setzen zwischen den Arbeitsbedingungen danach an der Uni Potsdam, als sie schon eine Weile hier waren, vielleicht ist der Anfang nicht so geeignet. Gab es da auch einen Verlust oder sehen Sie das anders?

Läuter: Also was wesentlich war, war erst einmal die Einstellung der Kollegen und das Verhältnis der Kollegen untereinander. Wir haben wöchentlich ein Forschungsseminar gehabt für die Doktoranden.

Paycha: Wovon sprechen Sie jetzt?

Läuter: In der Akademie hatten wir wöchentliche Treffen und da hat jeder über seine neuesten Ergebnisse – gerade die jungen Doktoranden – in jedem Semester vorgetragen. Das ging sehr gut. Da konnte man die Bemerkungen der anderen Kollegen hören und die haben zum Teil Hilfe oder Anregungen gegeben, wo noch etwas verbessert werden kann. Wir haben die neuesten Ergebnisse dort vorgetragen und es gab nicht diesen kleinlichen Konkurrenzkampf zwischen den Kollegen.

Paycha: Gab es nicht?

Läuter: Sie haben sich sehr gut unterstützt. Man konnte auch sehr leicht jemanden fragen und wir haben uns sehr gut unterstützt. Ich meine diese Unterstützung, das Nichtvorhandensein der kleinen Konkurrenz, wie es heute manchmal ist, auch wenn es um Stellen oder so etwas geht. Diese Konkurrenz gab es für uns gar nicht in der damaligen Zeit. Das war eine sehr gute Situation erst einmal. Und dieser Punkt ist im Verhältnis zu heute leider etwas verloren gegangen.

Paycha: Man sagt, heute ist die Konkurrenz gut für die Forschung, weil das die Forschung fördert. Was halten Sie davon? Sie haben beides erlebt. Können Sie vielleicht kommentieren?

Läuter: Also Konkurrenz wo sie hingehört und gut ist. Konkurrenz mit anderen Instituten, das hatte man natürlich und man konnte ja auch seine Sachen mit anderen austauschen, aber die Konkurrenz unter den Kollegen halte ich nicht für sehr hilfreich. Ich glaube, da ist die gegenseitige Unterstützung ist sehr viel hilfreicher. Dadurch, dass da wir mehr Kollegen waren, heute sind die Gruppen viel kleiner, dadurch war das auch noch viel wirksamer, dass man durch andere Hilfe hatte, durch Hinweise dann unterstützt wurde. Ich glaube, das war eine gute Situation und die ist stärker verloren gegangen.

Liero: Ja, ich will noch etwas zur Qualität sagen. Ich kann das schlecht miteinander vergleichen, weil wir ja im Institut nur Forschung gemacht haben oder eben diese Kooperationsbeziehungen mit Anwendungspartnern hatten und jetzt hier ein bisschen stärker die Lehre im Vordergrund steht. Aber was mir auffällt ist: Im Institut war es natürlich so, dass wir nach außen auch immer toll waren. Das war typisch für die DDR, dass man immer gute Leistungen und so etwas hatte. Aber nach innen, im Institut, haben wir schon Klartext geredet und waren kritisch untereinander und zueinander. Also da wurde schon gesagt, wenn irgendetwas nicht funktioniert hat. Wenn ich mir jetzt hier die Universität anschau: Wir machen dauernd exzellente Lehre. Wir haben zwar sinkende Studentenzahlen, aber untereinander sind wir nicht besonders kritisch an der Universität. Auch wenn ich jetzt hier zu Ausschusssitzungen gehe oder so etwas. Wenn wir eine neue Studienordnung einführen, wird überhaupt nicht kritisch hinterfragt, was ist mit der alten Ordnung, was war gut, was war schlecht. Wir machen immer nur gute Sachen.

Paycha: Wir denken, wir machen nur gute Sachen.

Liero: Ja, in unseren Einschätzungen sind wir immer prima, immer exzellent. Das stört mich schon, dass wir nicht kritisch miteinander umgehen. Und auch innerhalb des Instituts ist es selten, dass wir selbst etwas kritisch hinterfragen, was läuft nicht gut, wo sind die Ursachen. Das muss ja nicht gleich in einer Vernichtung alles enden, ja. Aber das wir ein bisschen kritischer miteinander umgehen, das wäre schon eine schöne Sache. Also das missfällt mir schon, dieses immer Loben.

Läuter: Man muss natürlich vielleicht auch sagen, das wissenschaftliche Leben bei uns in dem früheren Institut war gut entwickelt. Also, auch die im Institut arbeitenden Wissenschaftler traten zu Institutskolloquien im Institut auf, sodass Informationen bzw. ein Austausch von Wissensergebnissen auch innerhalb des Instituts gut waren. In unserem Institut hier in Potsdam gab es so was noch nie. Hier weiß kein Professor von den unterschiedlichen Gebieten etwas von den Ergebnissen der anderen. Der Austausch ist bei weitem schlechter. Sie haben ja ihre Aktivitäten mit dem Institutskolloquium, dass von außen Leute herangenommen werden, aber nicht innerhalb unseres hiesigen Instituts. Auch das förderte die Leistungsfähigkeit, wenn man nämlich auftreten will gegenüber anderen Kollegen auch im Institut, dann kann man das auch Konkurrenz betrachten, aber man kann es einfach als Informationsaustausch auch betrachten.

Paycha: Ja.

Läuter: Das war mit Sicherheit auch förderlich und könnte heutzutage sehr leicht hier übernommen werden. Aber das entsprach diesem damaligen Klima, Forschungsklima im Institut.

Paycha: Es passiert ein bisschen mit den jüngeren Mitarbeitern.

Liero: Den Doktoranden, ja.

Paycha: Oder Postdoktoranden.

Liero: Ja.

Paycha: Die manchmal in ein Seminar eingeladen werden und da vortragen, aber sehr wenig, sie haben recht, das ist ein Problem.

Läuter: Die Zeiten haben sich geändert, das ist eine Generationenfrage. Also ich will so sagen: In den 70er, 80er Jahren war es generell so, dass sehr viel Wert auf Ausbildung, auf Bildung, gelegt wurde. Die Studenten hatten es noch nicht nötig einer regelmäßigen Nebentätigkeit nachzugehen, dass sie ihren Lebensstandard halten können. Die meisten wohnten in Studentenwohnheimen. Studentenwohnheime waren sehr billig, pro Monat haben die Studenten bei uns 10 Mark bezahlt für das Quartier. Das waren keine Einzelzimmer, aber es war damals üblich. Aber es war auch in Westdeutschland üblicher, dass die Studenten sich in einem sehr eingeschränkten Maße erlebten und dadurch war es nicht so üblich, dass diese Nebenarbeiten von den Studenten genommen wurden, dass sie ein oder zwei Tage in der Woche zu einer anderen Tätigkeit gehen. Und damit haben wir ja heutzutage zum Teil auch zu kämpfen, dass die Studenten letzten Endes nicht fünf oder sieben Tage in der Woche für ihr Studium zubringen können. Das ist nicht ein spezielles Problem mit der Wende, aber es fällt mit diesen Jahren zusammen, diese Umstellung, was ich persönlich als einen ganz großen Verlust ansehe. Wir hatten früher die normalen Regelstudienzeiten von fünf Jahren und die wurden auch eingehalten. Das kann ein Student heutzutage nicht mehr durchhalten. Und das heißt aber auch, dass die Qualität der ganzen Studienzeit oder die Effektivität, die kann dadurch nicht so hoch sein. Und das dürfen wir vielleicht einfach sagen: Ich betrachte das als Verlust.

Paycha: Ja, und stimmen sie dem zu

Liero: Ja, ich denke schon. Also ich hätte vermutlich mein Studium nicht in der Zeit geschafft, wenn ich noch zwei Tage lang hätte arbeiten müssen. Sicherlich waren unsere Bedürfnisse nicht so hoch, aber als ich studierte hatten wir Leistungsstipendien, die abhängig waren von unseren Leistungen, die wir erbracht haben. Und das war einerseits ein guter Anreiz, es [das Stipendium] war nicht so hoch, es war auch immer am Ende des Monats noch viel Monat übrig, aber man kam doch ein bisschen besser zurecht. Das ist leider so, dass die Studenten arbeiten müssen. Das ist eben schade. Ich würde mir auch wünschen, dass alle ein Stipendium kriegen, so wie Lehrlinge auch, und dass das dann komprimierter erfolgt.

Paycha: Haben Sie gute Erinnerungen von ihrer Studienzeit?

Liero: Ja, ja natürlich. Aber das hat jetzt glaube ich weniger mit der Politik zu tun, sondern mit dem Alter, würde ich jetzt Mal denken.-Das sollte man jetzt vielleicht nicht vermengen.

Läuter: Die Studentenzeit verlief auch sehr engagiert. Ich glaube, viele Studenten sind heute auch engagiert beim Studium. Aber bei uns in der Studienzeit war es etwas konzentrierter auf das Fach bezogen. Auch in der damaligen Zeit war es so, dass wir Studenten untereinander uns sehr gut unterstützt haben, wenn man Fragen hatte, ist man dann zu einem anderen gegangen, es funktionierte gut. Ich habe auch sehr gute Erinnerungen an die Arbeit, an die Studienzeit und was das Studium betrifft.

Liero: Vielleicht kann ich noch ergänzen: Das eine ist, dass wir mehr hatten.

Paycha: Mehr was?

Liero: Also wir haben einfach mehr Mathematik, wir haben mehr Studienangebot gehabt. Also mal abgesehen davon – da würden heute alle sagen: „Haben Sie im Mittelalter studiert?“, das ist mir wirklich schon mal gesagt worden, deshalb komme ich darauf – wir haben natürlich keinen freien Sonabend gehabt, da hatten wir auch Vorlesungen oder Übungen.

Paycha: Das heißt, wie viele Stunden pro Woche?

Liero: Wir sind in etwa auf 30 Stunden gekommen. Also wir haben doch viel mehr gehabt im Angebot. Was ich ein wenig bedaure, dass es das jetzt nicht mehr gibt, das passt einfach nicht mehr in unsere Studienordnung: Wir hatten Berufspraktikum. Ich war sechs Wochen während des Studiums in einem Betrieb und musste dort eine Anwendungsaufgabe lösen. Das war nicht so verkehrt. Ich finde es zum Beispiel nicht gut, dass wir Studierende haben, die, was von der Prüfungsordnung möglich ist, ihr Zusatzfach auch in der Mathematik absolvieren. Also die sind dann sehr eingleisig, finde ich. Sie sollten doch in einem anderen Fach was tun, um ein bisschen mehr Anwendung reinzukriegen, denke ich schon. Und da ich auch im Prüfungsausschuss bin, sehe ich auch Bewerbungen, manchmal auch aus Osteuropa oder aus Asien. Wenn man sich da die Studientafel anguckt, dann ist das auch mehr als bei uns.

Paycha: Als bei uns, ja.

Liero: Und das sollte uns zum Nachdenken anregen. Also es ist nicht so wahnsinnig viel, was bei uns absolviert wird an Stoff.

Paycha: Stimmt.

Liero: Das ist traurig.

Paycha: Und es steigt ab oder?

Liero: Wenn wir jetzt mal zur Ausbildung kommen und zu dem, womit wir hier angefangen haben: Wenn ich an 92, 94 zurückdenke, hatten wir Vorstellungen, was wir hier in der Statistik machen. Das waren relativ gehaltvolle Ideen. Für die Diplomanden in der Statistikausbildung haben wir sehr viel angeboten. Und die Diplomanden hatten auch im Diplomstudium sehr viele Freiheiten, die haben mehr studiert als sie nachher in ihre Abrechnung eingebracht haben. Das war alles nach der Diplomstudienordnung möglich.

Jetzt mit dem Übergang zum Bachelor und Master ist das nicht mehr möglich. Und es ist ja nicht nur so, dass die Studierenden das nicht können, dass wir nicht so viel anbieten, sondern das prägt auch die Studierenden. Die gucken mehr: „Was muss ich wirklich bringen, wo muss ich Scheine erwerben?“ Das ist eine furchtbare Einstellung, dass man nur noch guckt: „Was muss ich nachher abrechnen, um den Bachelorgrad oder den Mastergrad zu erwerben“ und nicht mehr „Interessiert mich jetzt Topologie, interessiert das?“. Also wenn ich es jetzt überspitzt ausdrücke, dachte ich, ich vermittele hier Wissen und was mache ich jetzt: Ich zähle Leistungspunkte zusammen und stelle Leistungsnachweise aus. Und das ist eine furchtbare Entwicklung. Die haben nicht nur die Studierenden zu verantworten, sondern die haben wir zu verantworten, mit unserer dritten, vierten, fünften Studienordnung, wo wir immer nur noch Module zusammenstellen und ausrechnen, wie viele Semesterwochenstunden musst du da, wie viel Workload musst du da einbringen und wie viele Punkte gibt es hinterher. Und das finde ich eine furchtbare Entwicklung, die es jetzt genommen hat. Das ist jetzt nicht nur für uns, sondern wenn ich mir Bewerber angucke, die kommen aus Asien, die kommen aus Osteuropa, die stecken uns irgendwann in die Tasche, ja. Das ist eigentlich bedauerlich. Wenn ich jetzt also sehe: Womit sind wir 92, 94 gestartet. Wir hatten tolle Ideen und wenn ich jetzt mit der DDR vergleiche – ich durfte zu DDR-Zeiten zum Beispiel nicht nach Kuba, weil die Interflugmaschine in Kanada zwischenlanden musste, die hat es nicht mit einem Sprung geschafft. Und ich war nicht Reisekader, so durfte ich dann nicht nach

Kuba fliegen. Das darf ich jetzt und das mache ich seit 2000. Und ich mache dort Lehrveranstaltungen. Meine Lehrveranstaltungen, die wir seit 92, 94 hier anbieten, zu diesen Themen, nicht immer die gleichen, aber immer weiterentwickelt, die biete ich jetzt in Havanna an, weil sie hier nicht mehr passen. Das passt einfach nicht mehr in diesen neuen engen Studienplan.

Läuter: Vielleicht noch eine Bemerkung was auch in der Zeit zwischen den 70er und 80er Jahren und jetzt verlorengegangen ist. Zur Wende wurde ja gerne die DDR-Ausbildung auch bei den Studenten von bundesdeutscher Seite so beschrieben, dass sie sehr verschult war. Dieses Verschulte kann man so bezeichnen, vielleicht. Es gab auf jeden Fall einen gewissen Rahmenplan, was etwa im Studium durchgeführt werden sollte. Da konnten die Professoren in den höheren Semestern schon genauer davon ausgehen, was in den ersten, früheren Studienjahren drin ist. Die Freiheit der Lehre betraf natürlich die Durchführung, das war jedem überlassen. Aber themenmäßig war da doch eine recht gute Abstimmung und insofern konnte dann auch eine sehr effektive Lehre durchgeführt werden. Was aber auf jeden Fall günstiger war, als ich studierte, waren die Lehramtsstudenten und die Diplomanden im ersten Studienjahr zusammen und dann wurde die Ausbildung generell geteilt. Es gab dann Vorlesungen für die Lehramtsstudenten und extra Vorlesungen für die Diplomanden. Das ist ja auch ganz richtig. Die Diplomanden, die müssen befähigt werden, sich neue Beweise auszudenken. Die wollen ja später vielleicht in der Forschung tätig sein. Und die Lehrämter müssen bewältigen, dass sie neue mathematische Ergebnisse ihren Schülern weitergeben. Sie müssen sich nicht selbst neue Beweise ausdenken. Ich sehe es mit einer gewissen Traurigkeit, dass in der bundesdeutschen Wissenschaftslandschaft und auch hier bei uns das Bestreben sehr stark ist, gemeinsame Vorlesungen auch in den höheren Semestern, gemeinsame Vorlesungen für die Mono- und für die Lehramtsstudenten anzubieten. Dadurch, denke ich, leiden beide Richtungen: Die einen werden nicht zu Höchstleistungen in der Erarbeitung neuer Ideen, neuer Beweise befähigt. Die anderen kommen bei diesen Vorlesungen vielleicht auch nicht ganz auf ihre Kosten. Das war bestimmt eine Veränderung, die sich auch....

Liero: ... von Beginn an

Läuter: ... von der Zeit an...

Liero: Nein, von Beginn an.

Paycha: Beginn von was?

Läuter: Zu jetzt, auf jeden Fall. Und es begann schon Mitte der 90er Jahre dieser Kampf. Aber wir haben es in der Statistik durchgehalten, dass wir getrennte Vorlesungen angeboten haben.–Auch wenn das Lehrdeputat für uns dadurch höher wurde.

Paycha: Ach ja.

Läuter: Wenn ich daran denke, wie viele Stunden wir zum Teil übernommen hatten, das haben wir insofern gerne gemacht, weil wir gesehen haben für die Studenten ist das richtig.

Liero: Am Anfang in den 90er Jahren haben wir drei verschiedene Wahrscheinlichkeitstheorie-Vorlesungen angeboten, also zusammen mit der Didaktik, mit der Wahrscheinlichkeitsrechnung und mit der Statistik. Das war für die sogenannten „kleinen Lehrer“, das war Sek. I und Primarstufe, für die Gymnasiallehrer und für die Diplomanden. Jetzt bieten wir das nicht mehr an. Und bei der Statistik ist es jetzt durch die Kürzung im Studienplan so, dass dadurch, dass es keinen Unterschied zwischen dem ersten und dem zweiten Fach gibt, die Lehramtsstudenten im Bachelorstudium keine Statistikvorlesung mehr hören. Und im Masterstudium ist das nur noch ein Wahlfach unter vielen. Das heißt es gibt noch eine Statistikvorlesung nur für Lehramtsstudenten im Master, aber das ist dann im Prinzip alles.

Paycha: Das reicht nicht.

Liero: Das reicht nicht, insbesondere, weil ich glaube, dass Lehramtsstudenten stärker lernen sollen, was Mathematik eigentlich ist, also die Anwendungen, um das Bild der Mathematik richtig in der Schule umzusetzen.

Paycha: Ja, vor kurzem haben wir noch über das Thema gesprochen.

Liero: Ja, das ist traurig. Wenn viele denken Mathematik ist nur Ableitungen zu bilden, dann ist das traurig.

Paycha: Sie haben viel von den Studenten geredet und was wir ihnen anzubieten haben. Ich denke dadurch hat sich das Verhältnis zwischen den Dozenten und den Studenten entwickelt und verändert. Können Sie dazu was sagen?

Läuter: Ich glaube schon. Wir haben in den 90er Jahren jedes Jahr Diplomstudenten in unseren Seminaren in Statistik gehabt.

Paycha: Ah ja?

Läuter: Die Studenten haben gemerkt, dass wir ihnen ein gutes fachliches Angebot gegeben haben. Wir haben sie auch gut betreut, bei Diplomarbeiten oder Staatsexamensarbeiten. Also, die Studenten haben uns das gedankt.

Paycha: Also sie kamen...

Läuter: In den 90er Jahren.

Paycha: Sie kamen zum Seminar.

Läuter: Ja. Da hatten wir auch insgesamt noch mehr Studenten. Wenn ich heutzutage sehe, wie viele Studenten wir hier aus dem Masterbereich haben, staune ich, dass auf jeden Fall die Nachfrage nicht sehr groß ist. Aber auch schon aus dem eigenen Bereich. Also es sind gerne vom Vordiplom dann die Studenten zu uns ins Hauptstudium gekommen und das war sicherlich eine Reaktion darauf, dass wir ein gutes Angebot bei vielen Sachen hatten.

Paycha: Und im Hörsaal, wie war das? Ich hätte so als Vorurteil im Kopf, dass die Studenten damals den Dozenten mehr respektierten als heute.

Liero: In den 90er Jahren?

Paycha: Davor.

Läuter: Davor mit Sicherheit

Paycha: Und wie können Sie das beschreiben?

Läuter: Also, dass Studenten während der Vorlesung rausgehen und sich eine Tasse Kaffee holen und dann mit der Tasse Kaffee zurückkommen, das hätte es zu DDR-Zeiten nicht gegeben.

Paycha: Ich glaube, ich habe das nie erlebt.

Läuter: Ich habe es in zwei Studienjahren am HPI erlebt, wo ja eigentlich eine große Disziplin ist. Aber die denken sich dabei nichts. Und ich betrachte es auch nach wie vor nicht als Fortschritt, dass diese Einstellung sich so entwickelt hat.

Liero: Ja, ich glaube schon, dass sich das so ein bisschen verändert hat, aber ich nehme das nicht so sehr persönlich. Und wenn man dann darauf entsprechend reagiert, dann ist das auch ok. Also ich würde da jetzt nicht so ein Drama draus machen.

Paycha: Nein.

Liero: Es verändert sich ein bisschen ja, aber das ist allgemein gesellschaftlich, würde ich sagen.

Paycha: Ja.

Läuter: Das ist allgemein, ja.

Liero: Das ist kein Problem für mich. Insgesamt, glaube ich, habe ich ein ganz gutes Verhältnis zu den Studierenden. Ich kenne ja auch eine ganze Menge Studierende, durch den Prüfungsausschuss. Viele sind auch in einer Situation, wo sie mehr mit einer Bitte kommen. Da habe ich eine bessere Situation.

Paycha: Ja.

Läuter: Ja, na ich habe darunter nicht gelitten, es ist nur generell so.

Liero: Insofern würde ich das nicht...

Läuter: Aber es hat sich einfach über die Jahre auch vieles geändert.

Liero: Ja.

Läuter: Auch wenn ich meinetwegen die Atmosphäre am Institut sehe. Wir haben 1997 einen Studiengang Informatik mit Nebenfach Statistik gegründet. Den haben wir geschaffen und das ging gut, in Zusammenarbeit mit dem Institut für Informatik. Der Kollege Budach und ich, wir hatten eine Konzeption und da haben wir Studenten gehabt, die sowohl Informatik als auch, als Nebenfach, Statistik gehört haben. Wir haben uns zu keinem Zeitpunkt bei dieser Sache Gedanken gemacht, ob wir das deputatsmäßig schaffen werden. Wir waren davon überzeugt, das ist für die Studenten gut, wenn sie Informatik haben und wesentliche Erkenntnisse in der Statistik.

Paycha: Und?

Läuter: Es haben auch viele angenommen. Wenn ich heutzutage im Vergleich den Studiengang Datenassimilation betrachte. Es ist nicht einmal gesagt worden: „Die Studenten brauchen das.“ Es ist mehrfach von den Professoren gesagt worden: „Das können wir aber nicht anbieten, dann haben wir zu viele Vorlesungsstunden zu halten.“ Das ist auch eine Veränderung der Atmosphäre im Institut oder in der Universität, in den 90er Jahren bis jetzt. Das halte ich auch für eine Verschlechterung. Weil nun dieser Studiengang auch so neu gegründet geworden ist, hätte ich mir gewünscht, dass der nun wirklich an den Bedürfnissen der Studenten orientiert wird. Ich habe es ein bisschen vermisst, vielleicht habe ich auch viele Diskussionen nicht ganz miterlebt. Aber darüber war ich schon enttäuscht.

Liero: Ja, das stimmt. Ich meine jetzt nicht auf den Studiengang bezogen, aber ich glaube schon, dass wir mehr mit den Studierenden ins Gespräch kommen müssen, was sie gerne wünschen. Natürlich können die Studierenden das nicht alleine einschätzen, also dass wir uns nur nach den Wünschen richten, kann es auch nicht sein, aber ein bisschen mehr zuhören wäre schon ein Mittel dagegen, dass sie abwandern. Das wäre sicherlich schon eine gute Sache, also sicherlich nicht das allein Seligmachende, aber das wäre schon ganz gut. Aber noch einmal zum Verhältnis. Man merkt, dass die Studierenden, die von außerhalb kommen – also aus anderen Ländern – dass die ein bisschen mehr Umgangsformen haben. Man ist sich dann sicher, wenn man hinter so einem Studenten das Institut betritt, dass man die Tür nicht an den Kopf kriegt, die wird einem aufgehalten. Das merkt man schon.

Paycha: Das merkt man, das stimmt.

Liero: Ja, wenn man einem was runterfällt, kriegt man auch eine Hilfestellung.

Läuter: Hochachtung, mehr Achtung haben Sie.

Liero: Ein bisschen mehr Umgangsformen sind da.

Paycha: Ja, stimmt.

Liero: Auch wenn sie in den Raum treten, sagen sie wer sie sind. Das ist auch ganz angenehm.

Paycha: Wir haben jetzt viel von den Studierenden gesprochen. Zurück zu der Zeit der Akademie: Sie haben gesagt, es gab viele Wechselwirkungen zwischen den Kollegen und Mitarbeitern. Wie war es mit anderen Universitäten, mit Kollegen aus anderen Ländern? Konnten Sie sich da auch austauschen und genügend reisen.

Liero: Na ja...

Paycha: Vielleicht nicht überall, das wissen wir.

Liero: Nicht überall, das ist richtig.

Paycha: Das wissen wir. Aber vielleicht auch mit Zugang zu Literaturquellen, wie war es damals für sie?

Liero: Also für mich war das so: Mein Dissertationsbetreuer war Pál Révész aus Budapest. Ich hatte einen halbjährigen Studienaufenthalt in Budapest. Da konnte ich auch fast uneingeschränkt reisen, von den Reisemitteln nach Ungarn. Das war ein bisschen eingeteilt im Institut, also wer eben einen Betreuer aus Moskau hatte, der konnte dann mehr oder weniger ständig nach Moskau reisen. Also das hatte man so von den Reisemitteln aufgeteilt, das hatte keine politische Brisanz. Wir hatten den Akademieaustausch, was insofern finanziell ganz gut war, weil dann praktisch ein Kollege von der Akademie – es gab ja in allen sozialistischen Ländern diese Akademien – zu uns kommen, das war in dieser Weise geklärt. Also zu den entsprechenden Partner in Osteuropa gab es keine Probleme dorthin zu reisen. Was das Internationale betraf, gab es für die Mathematik das Banach-Center in Warschau mit Weiterbildungsveranstaltungen und wir hatten noch sehr gute Kooperationsbeziehungen zu den polnischen Kollegen. Wir haben also jedes Jahr ein gemeinsames, sogenanntes Polenseminar, abgehalten, d.h. ein Jahr fahren wir nach Warschau und im nächsten Jahr kamen die dann zu uns. Das war regelmäßig. Ich hatte ein bisschen Probleme, weil mein Betreuer Pál Révész von Budapest nach Wien ging.

Paycha: Ah!

Liero: Und da war es dann zu für mich, ich habe dann den letzten Teil meiner Dissertation ohne Betreuung absolvieren müssen. Das war ein bisschen bitter. Aber es hat ja dann letztendlich doch geklappt.

Läuter: Ja, da darf man nicht ungerecht sein. Das Institut für Mathematik von der Akademie hatte auch eine gewisse Sonderstellung. Und von der konnten wir natürlich profitieren. In der DDR gab es gerade im Bibliothekswesen verschiedene Einschränkungen, weil die Bücher im Westen auch teuer waren und da hatte das Institut die Vorzugsbelieferung. Wir hatten im Wesentlichen die Sachen, die gebraucht wurden, die durfte unsere Bibliothek auch anschaffen, da die Mittel dazu da waren. Innerhalb der DDR wurden Bibliothekslisten angefertigt, so konnten sich die anderen Universitäten, die nicht so einen reichen Fundus haben konnten, bei uns im Institut ausleihen, in unserer Bibliothek. Das Bibliothekswesen an unserem Institut war gut, aber das galt nicht für alle Universitäten.

Paycha: Sie waren bevorzugt.

Läuter: Es waren nur zwei oder drei Universitäten, die so eine Vorzugsstellung mit innehatten, das waren die Dresdner und die Humboldt Universität, aber wie weit sich das sonst erstreckte, das kann ich nicht sagen. Was die Zusammenarbeit innerhalb der DDR betraf, da haben alle Universitäten sehr eng miteinander zusammengearbeitet.

Paycha: Ja?

Läuter: Es gab die mathematische Forschung, da wurden Hauptdisziplinrichtungen, Hauptforschungsrichtungen benannt. Also wir waren zum Beispiel in der Hauptforschungsrichtung Stochastik drin und alle Kollegen aller Universitäten, alle Professoren der Universitäten, waren dort mit erfasst. Da waren auch die Forschungsthemen erfasst und jährlich einmal trafen sich alle zu einer Konferenz der Hauptforschungsrichtung und da wurden die...

Liero: ...Forschungsthemen verteidigt.

Läuter: Auf diesen Konferenzen wurden also die Forschungsthemen der einzelnen Gruppen verteidigt. Die wurden den anderen vorgestellt, sodass es einen Austausch und Anregungen untereinander gegeben hat. Das war für unsere Arbeit, für die Forschungsarbeit insgesamt gut. Vorgabe von staatlicher Seite war, dass die Forschung einmal jährlich verteidigt werden, also vorgestellt werden sollte. Es sollten andere ihre Meinung dazu sagen, dann wurde auch manchmal überlegt, in welche Richtung weitergeforscht wird. In dieser Weise funktionierte der Wissensaustausch. Es gab die Arbeitstagung Stochastik, die wir auch durchgeführt haben, so ähnliche Arbeitstagungen finden jetzt von der...

Liero: DMV, oder?

Läuter: ... DMG, von der Deutschen Mathematiker Gesellschaft, auch zum Teil statt. Alle zwei Jahre findet jetzt immer eine Arbeitstagung Stochastik statt. Bei uns haben sie damals eine andere Funktion gehabt, aber der Wissensaustausch ist auf diese Weise heutzutage auch ganz gut gesichert.

Paycha: Wir hatten kurz erwähnt, dass es damals Kindergärten gab, die zum Teil abgeschafft wurden und jetzt stellt man fest, man braucht sie. Damit denke ich an die Stellung der Frauen in der Wissenschaft, in der Mathematik insbesondere, in der DDR im Vergleich mit jetzt. Und vielleicht Sie als Frau möchte ich da fragen.

Liero: Ja, mein erstes gruselige Erlebnis in der Beziehung war: Ich war in Oberwolfach zu einer Tagung, da waren, ich weiß es noch ganz genau, von 53 Teilnehmern, zwei Frauen.

Läuter: 1990

Liero: Ja, Jana Jureckova aus Prag und ich. Da habe ich gedacht, in dieser Gesellschaft stimmt irgendwas nicht.

Paycha: Und davor war es nicht so?

Läuter: Das war 1990?

Liero: Ja.

Paycha: Davor wie war es?

Liero: In der DDR habe ich das nie empfunden. Also in meinem Studiengang damals an der Humboldt Universität waren wir mehr Frauen.

Paycha: Und als Wissenschaftlerin?

Liero: Und als Wissenschaftler war es ausgeglichen, völlig. In unserer Abteilung war es völlig ausgeglichen und ich habe den Unterschied nie empfunden. Meine Mutter war alleinerziehend mit mir, sie war Schuldirektorin. Gleichberechtigung, also dieser Kampf um Gleichberechtigung, hat bei uns keine Rolle gespielt. Meine Mutter war so was von gleichberechtigt. Also das war schon ein harter Schlag eigentlich mit der Wende. Auch dieses Verhältnis – Frauen, Männer – also das hat mich doch sehr beeindruckt.

Paycha: Auch das Verhältnis?

Liero: Ja, also in der DDR fand ich das ziemlich normal. Ich hatte auch nicht das Gefühl –also was ich nach der Wende dann bemerkte, dass viele Frauen in Westorganisationen so gegen die Männer kämpften – ich hatte nicht das Bedürfnis, das zu tun. Weil ich immer von meinen männlichen Kollegen unterstützt worden bin. Ich hatte in der Schule immer Klassenlehrer, Mathelehrer, und hatte nicht das Gefühl, unterdrückt oder diskriminiert zu sein. Jetzt sehe ich es ein bisschen anders, aber ich würde mich dem nicht anschließen. Ich denke, vieles hängt an den Frauen selbst, dass sie ein bisschen mehr Mut haben müssen. Jetzt zum Beispiel hier im Institut, ich würde nicht denken, dass man da besondere Maßnahmen für die Studierenden braucht. Sie müssen einfach nur Mut haben, sich durchzusetzen als ersten Punkt und dann kann man schauen, wo man unterstützend wirken kann. Was ich ein bisschen an der Universität als heuchlerisch empfinde, ist: Wir kriegen ja immer solche Mitteilungen, dass Programme aufgelegt werden, wo man junge Frauen unterstützt. Und dann steht immer kleingedruckt da: die Gegenfinanzierung erfolgt durch den Lehrstuhl. Das ist immer so: Man muss dann immer in die Tasche fassen, meist kann der Lehrstuhl überhaupt nicht im gleichen Maße gegenfinanzieren, dann halte ich solche Kampagnen für etwas heuchlerisch. Da habe ich das Gefühl, man will nur pro forma etwas tun für die Frauenförderung und eigentlich...

Paycha: Macht man das nicht.

Liero: Macht man das nicht. Das empfinde ich als heuchlerisch. Aber ich würde einfach denken, jedenfalls in unseren Bereich: Die Mädels sollen ein bisschen mehr Mut haben, sich mehr zutrauen und dann sehen, wo man Hilfe bekommen kann, wenn man Hilfe braucht. Wo kann man Unterstützung kriegen. Also ich sehe hier am Institut niemanden, der da nicht Unterstützung leisten würde. Von den männlichen Kollegen sehe ich keinen, der sagen würde, du kannst nicht. Das ist Quatsch. Da muss man natürlich auch im familiären Umfeld mal ein bisschen gucken. Vor x Jahren haben wir mal so einen Girls Day gehabt das war alles nicht so zielführend, würde ich denken.

Paycha: Nicht so nützlich. Und für Sie, Sie haben von den Kindergärten gesprochen?

Läuter: Ja, ich hatte von den Kindergärten auch gesprochen, dass sich manches von früher, von vor der Wende, verändert hat, aber dass das jetzt wieder neu entdeckt wird. In meiner früheren Statistik-Abteilung vor der Wende, ich war ja damals der Chef, hatten wir mehr Frauen, mehr Kolleginnen als Kollegen. Das betraf aber, muss man nun korrigierend dazu sagen, die Statistik. In der der reinen Mathematik war das wieder nicht so, da fühlten sich die Frauen nicht so hingezogen.

Paycha: Ah ja.

Läuter: Ich glaube es spielte auch eine Rolle...

Paycha: Angewandte Mathematik.

Läuter: ... die Disziplin. Abgesehen davon, dass sie sich dann untereinander auch wohlgeföhlt haben bei uns. Es war aber mit Sicherheit auch eine Frage der Ausrichtung, wir hatten mehr Kolleginnen als

eben Kollegen. Ich meine, manche Sachen haben das vielleicht auch beeinflusst. Es gibt ja bei Ihnen jetzt hier am Institut und an der Akademie immer dieses Problem mit den unbefristeten Stellen. Wir hatten an der Akademie keine befristeten Stellen, jedenfalls nur die ersten beiden Jahre war das mal eine...

Paycha: Probezeit?

Läuter: So eine Art Probezeit, aber dann war es eine befristete Stelle.

Paycha/Liero: Unbefristete Stelle.

Läuter: Unbefristet, dann waren es unbefristete Stellen und das brachte auch den Frauen eine gewisse Sicherheit. Sie konnten sich etwas sicherer fühlen und handhaben. Sie waren mit Sicherheit aber genauso engagiert, es gab keinen Unterschied zwischen den Männern und den Frauen und auch später mit den unbefristeten Stellen – vielleicht nach der Promotion hatten sie mal eine Zeit, wo sie sich nicht voll einbringen konnten. Das glich sich aber alles aus. Sie hatten alle durch die Sicherheit auch eine gewisse Zielstellung und damit konnten sie arbeiten. Es hat sich keiner darauf ausgeruht. Nun bin ich nicht ganz so einbezogen in die Diskussion heutzutage, aber ich bedauere schon, dass auch hier an der Universität das Bestreben dahingehend ist, keine unbefristete Stellen zu haben, denn die Lehre könnte dadurch sehr gewinnen.

Paycha: Und die Forschung auch.

Läuter: Und die Forschung auch. Und wenn manche Professoren sagen, wir müssen immer wieder neues Blut kriegen, dann könnte vielleicht auch einer auf die Idee kommen, das Gleiche könnte vielleicht für die Professoren gelten. Auch die [Professoren], wer mit 40 berufen wird, hat dann nach zehn Jahren vielleicht auch mal eine Zeit, wo man nicht ganz so tatkräftig ist, und da glaube ich, ist kaum eine unterschiedliche Begründung zu geben für Mitarbeiterstellen oder für Professoren. Ich würde es aus der früheren Praxis sehr gut finden, wenn die Universität sich wieder etwas umorientieren würde.

Paycha: Also Richtung was – unbefristet?

Läuter: Unbefristet. Das Versetzen in unsichere Positionen im Leben, das hat sich, glaube ich, nicht unbedingt bewährt. Und ich glaube die Universität könnte eben gerade auch einen guten Mittelbau brauchen, wo viele Erfahrungen gesammelt sind. Die könnten so viele Tätigkeiten zum Wohle der Studenten durchsetzen und übernehmen, sodass ich das sehr bedauere, dass jetzt diese Aktion, ich glaube am Institut sollen dann bloß noch ein oder zwei unbefristete Stellen insgesamt übrigbleiben, nicht gut finde. Ich glaube, das ist eine unsägliche Sache. Aber das bot sich jetzt auch an mit ihrer Frage mit den Kolleginnen zu DDR-Zeiten, also auch diese unbefristeten Einstellungen waren nicht von Nachteil. Ich sage mal, sie waren für die Kollegen auf jeden Fall von Vorteil und für das Institut waren sie auch, glaube ich, gut.

Paycha: Vielleicht zum Schluss möchte ich Sie fragen, ob sie eine kleine Anekdote hätten? Oder vielleicht eine Erinnerung, die etwas persönlicher ist zu dieser Zeit? Ich weiß nicht, ob der in der Cafeteria der Akademie gut war oder irgend so etwas, nichts Wichtiges.

Läuter: Wie es so ist, es gibt immer Sachen, die gut und die schlecht sind. Wenn Sie Leute fragen, wie das Essen in der Kantine war, dann würde ein Kollege bei uns sagen, das Eisbein war jede Woche sehr gut und es hat auch sehr gut geschmeckt. Es gibt viele Sachen, aber ehrlicherweise, ich habe keinen Beitrag, wo ich sagen würde: das ist jetzt der I-Punkt.

Paycha: Ist auch nicht nötig.

Liero: Das ist keine Anekdote, aber seit 1994, glaube ich, als wir am Neuen Palais waren, stand ja zur Diskussion, dass wir in den nächsten zwei Jahren hier nach Golm ziehen. Das war seit 1994 und wir haben uns immer so gefürchtet davor hierher zu ziehen und jetzt sind wir hier und wir stellen fest: es ist eigentlich ganz gut. Der Weg ist ein bisschen weiter und vielleicht das einzige, was sich verschlechtert hat, ist dass wir unsere Kaffeestube nicht mehr haben.

Paycha: Ich finde andere Sachen haben sich verschlechtert.

Liero: Ja? Ich finde es nicht. Ich finde es wirklich gut, dass wir jetzt alle zusammen in einem Haus sitzen.

Läuter: Ja.

Liero: Das finde ich gut. Einiges hat sich verschlechtert, aber diese große Befürchtung, die seit 1994 vor uns lag, die ist nicht eingetroffen. Außer der Cafeteria kann man hier ganz gut miteinander umgehen.

Paycha: Die Cafeteria ist immer wichtig, das ist das Wichtigste am Tag.

Liero: Ja, also ich bin dazu übergegangen, dass ich mir eine Kaffeemaschine gekauft habe, seit wir hier sind.

Paycha: Und wir haben hier in dem Kommunikationsraum eine Kaffeemaschine.

Liero: Aber, dass man näher mit den Kollegen zusammen ist finde ich schon gut, das ist ein Vorteil gegenüber früher.

Läuter: Ja, zu der damaligen Zeit 1994/95 war es natürlich von Vorteil, dass die ganzen Naturwissenschaften zusammen am Neuen Palais waren.

Paycha: Ja, das stimmt.

Läuter: Das war eben schön. Und dann ist einer nach dem anderen ausgezogen hier, erst die Chemiker, dann die Geowissenschaftler und die Physiker hatten erst beschlossen, dort zu bleiben, im Haus S, und das wurde ja auch noch extra dafür renoviert. Als es fertig war, sind dann die Physiker hierher gezogen, weil hier dann die besseren Möglichkeiten waren.

Paycha: Ja, sie brauchten mehr Platz.

Läuter: Ja. Und dann war es schließlich doch ein großer Vorteil, dass alle Naturwissenschaften und Mathematik hier sind.

Liero: Na, die Biologen sind noch am Botanischen Garten ein bisschen.

Paycha: Stimmt.

Läuter: Na gut, die nicht.

Liero: Die Informatiker sitzen noch am Griebnitzsee.

Läuter: Das ist der Nachteil, dass die Informatik aus finanziellen Gründen nach Griebnitzsee gekommen ist. Das ist ein Entscheidungsfehler, der ist nicht in Ordnung.

Paycha: Okay, mit dieser Aussage können wir vielleicht enden, außer, wenn Sie was hinzufügen möchten.

Liero: Nein.

Läuter: Nein, danke schön.

Paycha: Dann vielen Dank, für mich war das sehr spannend. Dankeschön.

Interview mit Dr. Horst Wendland und Dr. Wolfgang Schöbel

Biodaten:

Dr. Horst Wendland war von 1972 bis 2015 am Institut für Mathematik. Erst an der Pädagogischen Hochschule, später an der Universität Potsdam, Arbeitsgruppe Geometrie.

Dr. Wolfgang Schöbel seit 1986 an der Pädagogischen Hochschule, später an der Uni Potsdam, seit 2000 am Institut für Mathematik, Arbeitsgruppe Numerische Mathematik

Das Interview fand am 26. Februar 2018 statt.

Transkript:

Paycha Guten Morgen.

Wendland/Schöbel: Guten Morgen.

Paycha: Ich freue mich sehr, dass Sie beide da sind, Herr Wendland und Herr Schöbel, das ist wirklich ein Vergnügen für mich, Sie heute interviewen zu dürfen. Sie waren schon mal hier Herr Schöbel, heute ist es ein Gespräch zu dritt und ich fange mit der ersten Frage an, die eigentlich der Grund für dieses Interview ist. Ich glaube Sie haben lange hier gearbeitet und ich möchte Sie fragen, Herr Wendland, ob sie überhaupt schon hier studiert haben und wann Sie eingestellt wurden.

Wendland: Ja, studiert habe ich von 1968 bis 1972, bin dann anschließend als Mitarbeiter eingestellt worden und das blieb auch bis zu meinem Renteneintritt so.

Paycha: Das heißt 78... Wann wurden Sie genau angestellt?

Wendland: 72.

Paycha: Ja, das ist eine lange Zeit.

Wendland: Unterbrochen nur durch den Wehrdienst.

Paycha: Wie viele Jahre haben Sie studiert hier an der Uni?

Wendland: 4 Jahre

Paycha: 4 Jahre?

Wendland: Das war die Regelstudienzeit für das Lehrerstudium damals, zwei Fächer, Mathematik und Physik und ich habe 72 abgeschlossen. Dann hatte das Institut damals – oder die Sektion war es ja – Probleme Nachwuchs zu bekommen und hat die Erlaubnis bekommen Absolventen zu fragen, ob Sie bereit wären als Lehrer im Hochschuldienst zunächst hauptsächlich für die Lehre eingesetzt zu werden. Mich hat es getroffen, damals war noch nicht die Perspektive, dass man promoviert oder hierbleibt, sondern es wurde wirklich jemand im Lehrbetrieb gebraucht. Nach dem Wehrdienst, war dann auch ein Promotionsthema da und so habe ich 78 promoviert und danach bin ich entfristet worden.

Paycha: Okay. Also ursprünglich hatten Sie vor Lehrer zu werden?

Wendland: Ja.

Paycha: Wie kam es dann, dass Sie letztlich an der Universität gearbeitet haben?

Wendland: Ich hatte auch schon eine Einweisung für den Schuldienst. Und der damalige Dekan der Fakultät, Prof. Brehmer, hatte durchgesetzt, dass es möglich sein sollte, Absolventen in die Hochschule zu übernehmen. Das hat man ihm auch genehmigt, aber dann kam sofort die Einschränkung: „Aber nur einen!“

Paycha: Nur einen?

Wendland: Ja, es gab natürlich mehrere Vorschläge und ich wurde es dann.

Paycha: Okay, dann war das schon eine besondere Sache damals.

Wendland: Ja, das ist auch danach nicht wieder passiert, das Ministerium für Volksbildung war damals nicht bereit, das zur Regel werden zu lassen.

Paycha: Es ist oft so, dass man ein bisschen zufällig in die Karriere einsteigt, die man dann weitermacht und so ist es anscheinend für Sie.

Wendland: Ja.

Paycha: Aber ich denke Sie haben das nicht bedauert, dass sie sich für die Forschung entschieden haben?

Wendland: Nein, es war natürlich am Anfang nicht klar, dass es so lange dauert. Und es war auch immer noch die Option da, in die Schule zu gehen. Aber das hat sich dann im Prinzip nicht ergeben.

Paycha: Haben Sie gerne unterrichtet?

Wendland: Ja, ich bin ja auch aus dem Grunde Lehrer geworden.

Paycha: Ja, also das hat ihnen bis zum Ende der Karriere Spaß gemacht zu unterrichten?

Wendland: Ja.

Paycha: Und wie war die Stimmung damals als Student hier? Ich habe gehört, dass man sehr gut betreut war und in Gruppen gearbeitet, also studiert, hat. Ist das auch Ihre Erfahrung?

Wendland: Ja, es war anders als heute, wirklich ein Studium in festen Gruppen. Die Strukturen, die sogenannten Seminargruppen, in denen fanden die Lehrveranstaltungen statt, nur die Vorlesungen dann natürlich im größeren Verband. Und mit dieser Seminargruppe ist man vom ersten bis zum vierten Studienjahr durch das Studium geleitet worden. Es gab ja feste Stundenpläne, wie es heute noch an Fachhochschulen üblich ist, ich kenne das von meiner Tochter. Es gab also Zeiten, die festgelegt waren, in welchem Semester man welche Veranstaltung zu absolvieren hatte. Und damit kam man dann auch in vier Jahren durch.

Paycha: Und samstags hatten Sie auch Unterricht?

Wendland: Es gab auch Samstagsveranstaltungen, aber nicht oft. Ich weiß auch nicht, war es über die ganze Zeit?

Schöbel: Es war über die ganze Zeit, ja.

Paycha: Und das heißt wie viele Stunden pro Woche hatten Sie Veranstaltungen?

Wendland: Am Anfang im Grundstudium war es sehr hoch, das waren 28 – 30 Semesterwochenstunden.

Paycha: Oh, das ist viel.

Wendland: Dann in der zweiten Phase, im Fachstudium, wurde es weniger, man hatte mehr Zeit für die Arbeit, die zu schreiben war und für Seminarvorbereitungen. Aber die Anfangsbelastung war recht hoch.

Paycha: Und Sie haben auch, Herr Schöbel, von Seminaren erzählt. Können Sie das ein bisschen beschreiben? Wie war ein Seminar für Studenten, haben die Studenten vorgetragen, wie war das?

Wendland: Also das kann ich ja nur für die Mathematik sagen.

Paycha: Ja, das meine ich.

Wendland: Und das war im Prinzip genau wie heute.

Paycha: Genau wie heute?

Wendland: Es gab also ein Thema, meist nach einer Literaturvorlage, da wurden über das Semester die Vorträge verteilt, in denen die Studenten dann vortrugen.

Paycha: Aber das fing sehr früh an?

Wendland: Es gab auch immer eine Vorbesprechung in der Regel, da es für manche dann doch eine ziemliche Anforderung war, nach so einer Literaturvorlage vorzutragen. Es gab also kaum Unterschiede zu dem, wie das heute läuft.

Paycha: Aber früher hat das angefangen oder? Ist das so?

Wendland: Ja, die ersten Versuche, das nannte sich damals Proseminar, gingen schon im zweiten Semester los.

Paycha: Ah, okay.

Wendland: Das waren sehr einfache Dinge nach den – ich weiß nicht, ob Sie die kennen – Lehrbriefen, die für das Lehrerstudium in der DDR geschrieben wurden, meist von Autoren der PH hier in Potsdam. Das war recht leichte Kost, aber natürlich für Anfänger auch nicht einfach vorzutragen. Auf jeden Fall wurden Studenten früher als heute auch angehalten vorzutragen.

Paycha: Das ist auch Ihre Erfahrung gewesen, Herr Schöbel?

Schöbel: Ja, durchaus, ja.

Paycha: Sie haben dann sehr jung angefangen, wie ich das verstehe. Wie hat sich Ihre Stelle entwickelt, also vor der Wende? Sie wurden sehr früh eingestellt, 72.

Wendland: Das nannte sich befristeter Assistent. Das war ich also bis 78. Das lief normalerweise vier Jahre, durch den Wehrdienst wurde das zwei Jahre verlängert und danach war ich dann unbefristeter Assistent.

Paycha: Sofort?

Wendland: Das war die Bezeichnung.

Paycha: Ah ja. Und wie haben Sie dann die Wende erlebt, ich meine beruflich in Bezug auf Ihre Stelle? Hat das Auswirkungen auf Ihre Stelle gehabt?

Wendland: Rückwirkend eigentlich nicht.

Paycha: Nein?

Wendland: Nur dass ich mich dann Wissenschaftlicher Mitarbeiter nennen durfte und nicht mehr Assistent. Die Bezeichnung Assistent gab es nicht mehr. Auch diese frühere Bezeichnung „Dozent“ und „Lehrer im Hochschuldienst“ waren dann hinfällig. Es gab eben Professoren und die wissenschaftlichen Mitarbeiter und Doktoranden und Studenten.

Paycha: Und vom Inhalt her auch nicht, also von den Aufgaben?

Wendland: Ja, vom Inhalt hat sich natürlich insofern etwas geändert, weil mit der Wende die Studentenzahlen drastisch anstiegen. Also die Lehrbelastung in der Lehre war höher zwischenzeitlich. Das ging dann nachher wieder abwärts, aber gerade in den 90er Jahren hatten wir sehr hohe Studentenzahlen. Und dann natürlich durch die Unsicherheiten in der Wende, wo die Personen, die an der Leitung des Instituts irgendwie beteiligt waren, massenhaft Sitzungen, Besprechungen, Konferenzen hatten. Das heißt in der Forschung war so ziemlich Funkstille. Da musste viel zurückgesteckt werden.

Paycha: Wie lange hat diese Phase gedauert?

Wendland: Na, ich würde sagen, bis wieder Normalität einzog, war es vielleicht so Mitte der 90er Jahre.

Paycha: Ja, ein paar Jahre...

Wendland: Es war ja nicht klar, was hier daraus wird. Im Prinzip gab es erst eine gewisse Sicherheit nach der ersten Regierungserklärung von Stolpe, dass Potsdam eine Universität ist. Aber was das Institut betrifft, war es ja noch nicht so klar. Es gab ja immer noch Bestrebungen, eventuell die Math.-Nat.-Fakultät vielleicht ganz nach Cottbus zu verlegen. Ob das nur Gerüchte waren, ob es wirklich Bemühungen dahingehend gab, weiß ich nicht. Dann natürlich immer der Verdacht, dass die Berliner uns gar nicht wollen. In Berlin gab es drei große Universitäten, alle hatten Mathematikausbildungen. Wozu also jetzt vor der Stadtgrenze noch eine Vierte? Das war alles ziemlich offen.

Paycha: Sie haben aber trotzdem keine Befürchtungen für ihre eigene Stelle gehabt, weil es eine Dauerstelle war oder doch ab und zu?

Wendland: Na ja, es gab schon Befürchtungen, was das Institut betrifft. Mit dem Institut wäre auch die Frage gewesen, was aus den Stellen, was aus meiner Stelle wird.

Schöbel: Ja, klar man hatte eine unbefristete Stelle, aber eine außerordentliche Kündigung wäre immer möglich gewesen, wenn es wirklich Strukturänderungen gegeben hätte.

Paycha: Und dann kamen Leute von außerhalb, die auch im Institut eingestellt wurden. Wie haben Sie diese Phase empfunden? Hat das Ihre eigene Gruppe direkt betroffen, direkt beeinflusst?

Wendland: Damals noch nicht, es sind ein paar Kollegen aus Altersgründen ausgeschieden. Die Stellen wurden nicht neu besetzt. Man hatte ja eine Strukturkommission und da war natürlich klar, dass es so viele feste Stellen, also Mitarbeiterstellen, nicht mehr geben wird. Den Bereich Geometrie hat es damals nicht direkt betroffen, diese Neueinstellungen. Ansonsten ist das Institut natürlich größer geworden. Es kamen Bereiche dazu.

Paycha: Neue Bereiche?

Wendland: Neue Bereiche. Für die Mathematik kann man zumindest rückblickend sagen, dass diese Phase sehr ruhig verlief. Wir hatten am Ende der 90er Jahre eine Parität. Wir hatten vier Professuren,

die aus dem ehemaligen Mitarbeiterbestand der PH kamen, vier, die neu berufen aus den alten Bundesländern kamen und vier, die über die sogenannte blaue Liste, also von der Akademie der Wissenschaften und von Berlin, kamen. Das war sehr schön gleich verteilt.

Paycha: Worüber haben Sie promoviert damals? Was war das Thema der Promotion?

Wendland: Das war Geometrie, genauer der Spiegelungsgeometrische Aufbau von Geometrien, oder allgemeiner die gruppentheoretische Charakterisierung von Geometrien. Die Quelle war damals eine Gruppe um Herrn Bachmann in Kiel und dieses Thema wurde hier in Potsdam von Herrn Prof. Klotzek aufgegriffen und in Richtung äquiaffiner und nichteuklidischer Geometrie verallgemeinert.

Paycha: Und es gab eine Geometriegruppe?

Wendland: Ja.

Paycha: Die bestand aus wie vielen Mitarbeitern?

Wendland: Neben dem Professor waren wir in guten Zeiten bis zu acht Personen.

Paycha: Acht Personen?

Wendland: Darunter aber dann sogenannte Forschungsstudenten, was heute Doktoranden sind, und Aspiranten. Aspiranten waren Kollegen, die eigentlich schon im Beruf waren und dann hierher kamen zum Zwecke der Promotion.

Paycha: Mit dem Beruf als Lehrer?

Wendland: Die waren Lehrer, haben hier promoviert und sind dann wieder zurück in die Schulen gegangen.

Paycha: Zu DDR-Zeiten?

Wendland: Ja.

Paycha: Das kam öfter vor.

Wendland: Ja.

Schöbel: Ich sagte ja, ich bin auch über eine Aspirantur wieder hier an die Uni gekommen.

Paycha: Ja, das stimmt. Und das bedeutete aber viel Arbeit, zusätzlich zu den Lehrpflichten, die Sie hatten. Warum haben sich Lehrer dafür entschieden, eine Doktorarbeit zu machen? Was war der Grund? Das ist heutzutage nicht so oft?

Wendland: Ja, das ist sicherlich bei jedem Einzelnen unterschiedlich. In einigen Fällen war es so, dass die einfach vorgesehen waren für Leitungsfunktionen in der Volksbildung. Oder eben auch für Auslandseinsätze. Das war ja nicht so wie heute, dass jemand sich dafür entschied und dann machte er das. Nein, das wurde ja...

Paycha: ... geprüft?

Wendland: ... delegiert.

Schöbel: Ein bisschen zentralgesteuert.

Wendland: Ja, da hatte das letzte Wort das Ministerium, wer ins Ausland ging, also insbesondere in die Entwicklungsländer, Afrika und dort eine Zeitlang arbeitete. Und die sollten dann meistens vorher

eine fachliche Runderneuerung bekommen. Und das hat man im Prinzip mit der Promotion gemacht. Es ist auch nicht in allen Fällen erfolgreich verlaufen.

Paycha: Was meinen Sie damit, nicht erfolgreich?

Wendland: Na ja, in der Mathematik promovieren, das ist nicht wie Brötchen holen.

Paycha: Also für Einige war es eine große Herausforderung.

Wendland: Die dann auch abgebrochen haben.

Paycha: Ja, kann ich mir vorstellen. Aus wie vielen Stunden bestand die Lehrverpflichtung damals in einer Schule, wie viele Wochenstunden musste ein Lehrer arbeiten?

Wendland: Oh, da bin ich eigentlich jetzt überfragt.

Schöbel: In der Schule...

Wendland: Also ich glaube, dass bewegte sich zwischen 22 und 26.

Schöbel: 23, 25 Wochenstunden so in etwa.

Paycha: Ja, das ist schon nicht so einfach dann noch dazu eine Promotion zu schreiben.

Wendland: Sie waren aber während der Promotion hier.

Paycha: Sie waren dann ganz hier. Das habe ich nicht mitbekommen.

Wendland: Sind auch meist in der Lehre nicht groß eingesetzt worden. Es war nicht nebenberuflich.

Paycha: Es war nicht nebenberuflich, sondern Vollzeit.

Schöbel: Man ist hierher delegiert worden und hatte hier dann seinen Fulltimejob.

Paycha: Jetzt verstehe ich besser. Und so sind Sie auch gekommen, und so haben Sie sich auch für die Forschung entschieden.

Wendland: Wusste ich gar nicht, dass du auf dem Weg hier gelandet warst.

Schöbel: Ja.

Wendland: Schon lange her.

Paycha: Wann haben Sie sich kennengelernt? Also hier?

Wendland: Im Prinzip als er herkam.

Schöbel: Als ich anfang zu studieren 1977, gehörte er schon zum Mitarbeiterstamm. Geometrie war nicht gleich im ersten Studienjahr, aber Geometrie hatten wir dann miteinander.

Paycha: Und eine Frage, wo waren Sie am Tag des Mauerfalls?

Wendland: Vor dem Fernseher.

Paycha: Vor dem Fernseher?

Wendland: Wie viele andere auch.

Paycha: Haben Sie das erwartet? Oder ahnten Sie, dass es bald passieren würde?

Wendland: Es gab damals im Prinzip jeden Tag Neuigkeiten und allzu überrascht war ich eigentlich nicht von dem, was ich da im Fernsehen sah. Welche Tragweite das hatte, welche Konsequenzen, das habe ich natürlich an dem Abend nicht überblickt.

Paycha: Das war schwer.

Wendland: Es war nicht vorherzusehen. Und das haben wahrscheinlich die Wenigsten überschaut, auch wenn Sie heute anderes behaupten.

Paycha: Und waren Sie positiv überrascht? Wie haben Sie das empfunden? Und wie haben Sie am nächsten Tag reagiert? Es war ein Donnerstag, glaube ich.

Wendland: Ja, das weiß ich nicht mehr. Eigentlich ist man am nächsten Tag zur Arbeit gegangen und hat sich erzählt, was man so alles gehört hatte, von anderen. Auch die Anekdoten, die erzählt wurden, was sich in der Nacht abgespielt hat. Aber ansonsten war der nächste Tag ein ganz normaler.

Paycha: Das hatte keine direkten, kurzfristigen Wirkungen auf die Stimmung des Instituts?

Wendland /Schöbel: Nein.

Paycha: Es hat länger gedauert bis das wirklich das Institut geprägt hat, ja?

Wendland: Ich erinnere mich an einen älteren Kollegen, der inzwischen verstorben ist. Dem begegnete ich auf dem Flur und der war eigentlich jemand, der für mich als Lehrer immer ein Vorbild war. Und der meinte bloß kurz, er gibt der DDR noch maximal zwei Jahre. Und das war, wie wir jetzt wissen, schon hochgegriffen.

Schöbel: Sehr hoch, ja, ein dreiviertel Jahr war es dann.

Paycha: Wie hat sich die Stimmung am Institut entwickelt nach der Wende oder im Vergleich zwischen vor der Wende und nach der Wende. Waren die Wechselwirkungen anders zwischen den Kollegen? Die Organisation, denke ich, hat sich auch entwickelt. Wie empfinden Sie das?

Wendland: Ich glaube, es gab früher mehr persönliche Kontakte, aber ich habe ja nun in Vorbereitung auf dieses Interview mir auch überlegt, was eigentlich der Unterschied ist und es gibt natürlich Gründe dafür: Einmal war das Institut viel kleiner, dann war die Zeit, in der Mitarbeiter hier tätig waren, viel länger in der Regel.

Paycha: Das heißt Sie waren präsenter.

Wendland: Heute ist ja ein Bereich, das ist der Professor und der Rest sind fast nur Doktoranden, die drei, maximal sechs Jahre hier tätig sind.

Schöbel: Man hat eine große Fluktuation.

Paycha: Ah, das meinen Sie, in Jahren.

Wendland: Die Verweildauer eines Mitarbeiters am Institut. In den ersten drei Jahren sind die jungen Kollegen meist mit der Promotion beschäftigt und die nächsten drei Jahre suchen Sie dann eine Stelle, wo es anschließend weitergeht. Und da entwickeln sich natürlich nicht so viele persönliche Kontakte, als wenn man zehn oder 20 Jahren zusammen gearbeitet hat.

Paycha: Also Sie meinen es hat mit der Dauer der Stelle zu tun gehabt. Ist es nicht so, dass zwischen den Disziplinen mehr Wechselwirkungen entstanden sind, dass Leute mehr miteinander geredet haben? Also das habe ich gehört von anderen.

Wendland: Ich weiß nicht, das würde ich eigentlich nicht sagen. Also das gab es früher auch, da wo sich Berührungspunkte ergaben. Zum Beispiel gab es den berühmten Freitag, der Oberseminartag, wo aus mehreren Bereichen...

Paycha: ... der Mathematik

Wendland: ...Leute zusammensaßen.

Paycha: Eine Art Kolloquium?

Wendland: Es war so eine Art Kolloquium, aber eben mit einem festen Thema, so ähnlich wie ein Seminar, aber mit etwas anspruchsvollerem Inhalt. Da war die Analysis dabei, da waren Algebraiker dabei, da waren Geometer dabei.

Paycha: Eine Art Arbeitsgruppe war das?

Wendland: Und das gibt es ja heute auch noch. Es gibt heute natürlich mehr Kontakte nach draußen, also zum Max-Planck-Institut und zu den Berliner Gruppen und so. Das war damals nicht so.

Paycha: Auch nicht zur Akademie?

Wendland: Eher selten.

Paycha: Eher selten... Haben Sie das auch so empfunden?

Schöbel: Na ja, ich war ja dann raus aus der Mathematik das Thema hatten wir ja. Ich bin dann an das andere Institut gewechselt aus eben diesen Stellengründen, dass ich dort eine unbefristete Stelle gekriegt habe. Insofern habe ich das in der Mathematik nicht persönlich erlebt.

Paycha: Ah ja, stimmt. Wie hat sich die Lehre entwickelt, also Sie haben viel unterrichtet, über Jahrzehnte. Können Sie das Verhältnis zu den Studenten vergleichen zwischen vor der Wende und nach der Wende und jetzt, die heutige Entwicklung? Hat sich da was geändert?

Wendland: Ich hatte ja vorhin gesagt, früher wurde in festen Gruppen studiert, also wie das noch bis zur Wende war. Eine Veranstaltung fand immer in einem festen Kreis statt. Das ist heute natürlich anders, weil man den Studenten vielmehr Möglichkeiten gibt, sich Übungen zu suchen und Veranstaltungen wahrzunehmen. Und dann ist das Auffallendste, dass gerade der Übungsbetrieb, der für die Mathematikausbildung gerade in der Grundstudiumsphase sehr wichtig ist, fast nur noch von Studenten und von Hilfskräften getragen wird und nicht mehr von Mitarbeitern.

Paycha: Stimmt.

Wendland: Und damit ist das ein Bindeglied zwischen Mitarbeitern und Studenten in dieser Phase eigentlich nicht mehr so eng.

Paycha: Aber ich meinte auch als Lehrender, also direkt, zwischen Ihnen und den Studenten. Haben Sie da, eine Entwicklung, gesehen, vom Niveau, vom Verhalten der Studenten?

Wendland: Eigentlich nicht. Sicher, ich habe natürlich als ich anfang hier die Studenten alle geduzt und die mich auch, weil sie mich ja noch alle kannten. Aber das hat mit der Wende nichts zu tun. Die Gruppen, die heute da sind, die sind ja sowohl Studenten im Bachelor Mathematik als auch im Master für das Lehramt. Es gibt natürlich Unterschiede, einfach weil jemand, der in der Mathematik etwas erreichen will, doch andere Prioritäten setzt. Da merkt man schon, dass auch der Übungsbetrieb ein bisschen anders läuft als früher. Aber dass das nun direkt mit der Wende zu tun hätte? Die Studenten sind im Prinzip die gleichen.

Schöbel: Ja aber auf eines sollte man vielleicht doch mal hinweisen. Das hängt vielleicht nicht so sehr mit dem Studium oder nicht primär mit dem Studium hier zusammen, sondern mit der Vorgeschichte der Studenten als Schüler. Der Rahmenplan an der Schule gegenüber dem Lehrplan von vor 89 ist ja ein ganz anderer. Der Stellenwert der mathematisch-naturwissenschaftlich Ausbildung ist ein ganz anderer. Der Umfang ist ein ganz anderer und damit haben wir erleben können – ich gehe mal davon aus, das kannst du bestätigen – dass im Laufe der Zeit das Leistungsniveau deutlich zurückgegangen ist. Das Leistungsniveau der Studenten, die hier anfangen, also was sie aus der allgemeinbildenden Schule mitbringen. Gerade jetzt am Wochenende hatten wir Landesolympiade Mathematik und da konnten wir das auch über die Jahre beobachten, dass die Leistungen der Teilnehmer da doch durchaus kontinuierlich zurückgegangen sind.

Paycha: Das beobachtet man überall in Europa, sogar weltweit. Meinen Sie, dass einiges spezifisch für die Wendezeit ist, also DDR im Vergleich mit nachher, dass damals das Niveau, und was von den Schülern verlangt wurde, mehr war als zur jetzigen Zeit?

Schöbel: Sie brauchen sich bloß die Wochenstundenzahlen anzugucken: Mathematik, Physik, Chemie Biologie im Lehrplan vor 89 und wie es sich danach entwickelte.

Paycha: Können Sie Beispiele geben, so ungefähr?

Schöbel: Wie es heute ist, die konkreten Zahlen, kann ich nicht sagen, aber es ist wohl etwa auf die Hälfte zurückgegangen.

Paycha: Auf die Hälfte-

Schöbel: Wenn man diese Mint-Fächer insgesamt betrachtet.

Paycha: Ja, die Hälfte, das ist wirklich ein großer Unterschied.

Schöbel: Ja, Physik, Chemie, Bio, das ist so was von zurückgegangen. Und Mathematik natürlich auch.

Wendland: Also was sicherlich damit zu tun hat, es gab früher ein Lehrplan heute gibt es einen Rahmenplan. Und das fällt in den Grundkursübungen auch auf, also im Grundstudium, es gibt nichts mehr worauf man mit Sicherheit bauen kann, das man sagen kann, das müsst ihr gehabt haben. Die Sicherheit ist nicht mehr da, denn der Rahmenplan ist nur ein – na wie er eben auch heißt – ein Rahmenplan und was wirklich dann in der Schule gelehrt wurde und was behandelt wurde und wie intensiv es behandelt wurde, das ist von Schule zu Schule, von Land zu Land unterschiedlich. Ich kann mich, wenn ich die Veranstaltung reingehe, nicht darauf verlassen, dass bestimmte Dinge da sind.

Paycha: Ja, das empfindet man tatsächlich. Von Schule zu Schule kennen einige einen Begriff, die anderen nicht und das ist schon ein bisschen problematisch. Im Großen und Ganzen, sehen Sie diese Nachwendezeit als eine Zeit des Gewinns für Sie, wissenschaftlich, beruflich oder bedauern Sie einige Merkmale der Zeit vor der Wende.

Wendland: Also rückblickend ist es schon ein Gewinn. Ich hatte ja von der Unsicherheit gesprochen in den ersten Jahren der 90er, aber das lief eigentlich hier am Institut ruhig und unaufgeregt ab. Einige Dinge, die ich nicht nachvollziehen kann, das ist wie heute versucht wird, alles zu zentralisieren. Also um mal ein Beispiel zu nennen: dieses sogenannte Prüfungsamt. Die Prüfungsverwaltung und Prüfungsplanung lag damals in den Händen der Institute. Dass die Studenten nicht mehr am Institut immatrikuliert sind, ist völlig klar, weil wir heute die freie Fächerwahl haben, aber warum man dieses...

Paycha: Riesige Maschine.

Wendland: ...diese riesige Maschine aufgebaut hat, die das gesamte Prüfungswesen der Universität verwalten soll, das ist mir nicht nachvollziehbar. Und das ist etwas, was früher besser klappte ...

Paycha: Es war nicht so zentralisiert?

Wendland: ... und reibungsloser lief.

Paycha: Es war damals nicht so zentralisiert? Man stellt sich naiv vor, dass alles zur Zeit der DDR eher zentralisierter lief.

Wendland: Nein.

Schöbel: Das nicht, da gab es im Institut ein Buch.

Paycha: Ein Buch?

Schöbel: Dort waren die ganzen Studenten eingetragen.

Paycha: Aber keinen Computer.

Schöbel: Es gab auch einen versierten Kollegen, der das geführt hat und dort waren alle Ergebnisse drin.

Wendland: Es gab eine Studiensachbearbeiterin an jedem Institut. An zehn Instituten, in jedem ist eine Sachbearbeiterin und ob ich in einer Zentrale jetzt 20 sitzen habe. Das ist mir nicht vermittelbar, was daran der Vorteil sein soll.

Paycha: Und Sie sprachen von Gewinn, was war für Sie der Gewinn? Sie haben einiges erwähnt, aber vielleicht könnten Sie das ein bisschen präzisieren.

Wendland: Zunächst mal der Zugang zur Literatur, das war früher immer ein Problem. In meiner Zeit der Promotion bin ich oft genug mit dem Zug um West-Berlin herum bis zur Humboldt-Uni und zur Akademie gefahren, um irgendwelche Zeitschriften zu lesen. Das hat sich dann rasant gewandelt. Und auch die Kontakte zu Kollegen im Ausland oder in der Bundesrepublik, die in ähnlichen Gebieten arbeiten, das ist alles viel einfacher geworden. Natürlich auch bedingt heute durch die technische Entwicklung.

Paycha: Ja, das ist schwer zu trennen.

Wendland: Das kann man schlecht trennen und die ist ja rasant. Ich habe Anfang der 90er Jahre in einem Projekt hier mitgearbeitet, für das Institut. Das ist vom Zuse-Institut verwaltet worden und da ging es um die Nutzung von Datenbanken. Die Idee war damals noch, dass man an den Instituten Personen speziell ausbildet, die andere Kollegen beim Recherchieren, der Literaturrecherche und Benutzung von Datenbanken unterstützen und ihnen helfen. Als die Projektzeit zu Ende war, war das alles hinfällig, inzwischen hatte jeder einen Zugang zum Internet vom Arbeitsplatz aus. Also die Entwicklung war schneller als die Projektplaner sich das vorstellen konnten.

Paycha: Das gehört zu unserer Zeit, ja das ist vielleicht nicht so spezifisch für diesen Teil der Welt. Ich denke, Sie sehen trotz der Wirkungen, die die Wende auf ihre Stelle gehabt hat, auch eher als Gewinn, was Sie nach der Wende erlebt haben. Können Sie das ergänzen oder möchten Sie da was dazu sagen?

Schöbel: Ich hatte bei unserem ersten Gespräch ja schon gesagt, dass es einfach gar nicht mehr so weitergehen konnte, wie es vorher war. Und die Möglichkeiten, die man dann hatte, waren so vielfältig. Man konnte sich wirklich auf neue Felder stürzen und einarbeiten und dann dort auch ordentliche Ergebnisse bringen.

Paycha: Haben Sie auch diese Empfindung, dass es nicht so weitergehen konnte, also kurz vor der Wende? Hatten Sie auch dieses Gefühl, von dem mehrere gesprochen haben?

Wendland: Ja, die letzten Jahre vor der Wende waren ja die Jahre, in denen, man beobachten konnte, wie die Jugend der DDR wegläuft. Insbesondere in dem Sommer 89 über Ungarn und so, das war natürlich immer ein Thema im Kollegenkreis. Und auch unter den Studenten, die fragten, wie es weitergeht, was das wird. Dann kam Gorbatschow, der natürlich auch für Diskussionen sorgte, inwieweit das Auswirkungen auf die DDR hat und insbesondere auch auf das Studium. Auf die Ausbildung der Lehrer natürlich insbesondere, die ja in der DDR eben auch die Ideologie transportieren sollten, bis zu einem gewissen Grade. Das war schon so, dass das eine große Rolle in den täglichen Gesprächen spielte und keiner wusste so richtig, wie geht es weiter oder wo geht das hin? Und dann kommt man irgendwann zu dem Schluss, eigentlich kann es so nicht weitergehen.

Paycha: Ja. Man hat vor der Wende mehr von Politik untereinander im Institut geredet, habe ich gehört. Vielleicht wegen der Umstände. Stimmt das?

Wendland: Das war ja auch gewollt.

Paycha: Gewollt? Von wem?

Wendland: Na von den Leitungen, die ja regelmäßig berichten mussten, was in den Kollektiven, wie es damals hieß, besprochen wurde, diskutiert wurde. Ein Bestandteil von Dienstberatungen war auch immer ein Austausch über die aktuellen Ereignisse.

Paycha: Aber ein bisschen gezwungen?

Wendland: Das war abgefordert.

Schöbel: Ja.

Wendland: Man hatte bloß immer den Eindruck, dass das was da berichtet wurde, niemand zur Kenntnis genommen hat. Sonst hätte man ja vielleicht irgendwann mal eine Reaktion spüren müssen.

Paycha: Haben Sie das auch so erlebt.

Schöbel: Na ja, wie gesagt, es war Standard. Man hat vielleicht nicht alles erzählt, was man wirklich so dachte, aber zunächst hat man mal versucht, ehrlich die Meinung über das Tagesgeschehen darzulegen. Aber, es ist dann eben verpufft, irgendwo in der Schublade geblieben. Es hat zu keinen Entwicklungen geführt. Die hätten dann vielleicht irgendeine Umsteuerung bedeutet, und das gab es nicht.

Paycha: Das heißt, man sollte kritisch bleiben?

Schöbel: Durchaus.

Paycha: Aber die Kritik wurde nicht wirklich beachtet. Ist das so?

Schöbel: Man kann schon sagen, Mielke hat alles gewusst?

Wendland: Ja.

Schöbel: Aber es führte zu keinen Konsequenzen, dahingehend, dass das berücksichtigt worden wäre.

Paycha: Aber Kritik konnte man wirklich frei äußern oder so gesteuert äußern?

Schöbel: Wenn sie fundiert war, durchaus, natürlich.

Paycha: Ich habe auch von anderen Kollegen gehört, dass sie etwas bedauern, dass es jetzt weniger Selbstkritik, Kritik oder kritische Meinungen gibt über den Verlauf des Instituts, der Lehre. Empfinden Sie das auch so, dass es jetzt weniger konstruktive Kritik gibt?

Wendland: Tja, wer sollte die Kritik äußern? Ich sagte ja, die Masse der Leute, die in so einer Arbeitsgruppe sind, sind mit ihrer Qualifikation beschäftigt.

Paycha: Ja.

Wendland: Und man sieht es an solchen Äußerlichkeiten, wenn zum Beispiel ein Mitarbeitervertreter gewählt werden soll für den Institutsrat oder ein anderes Gremium: Einer der Kollegen ruft auf, dass sich alle Mitarbeiter mal treffen und das stößt kaum auf Interesse.

Paycha: Ja, das betrifft sogar das Doktorandenseminar. Mehrere Versuche wurden gemacht, um das ins Leben zu rufen, aber, soweit ich weiß, funktioniert es nicht. Auch weil jeder sehr mit seiner eigenen Arbeit beschäftigt ist und die Stimmung nicht da ist für ein interdisziplinäres, wissenschaftliches Gespräch.

Möchten Sie uns eine Anekdote zu der Zeit vor der Wende oder zur Zeit der Wende oder danach erzählen? Was sie besonders geprägt hat.

Wendland: Ich hatte schon in der E-Mail geschrieben, es gibt natürlich viele Anekdoten aus der Zeit davor, aber die versteht man nicht mehr, wenn man die Hintergründe nicht erlebt hat.

Paycha: Aber Sie können das vielleicht erklären, das ist genau das, was für uns interessant ist.

Wendland: Da fällt mir jetzt spontan nichts ein.

Paycha: Oder was sie zusammen erlebt haben, vielleicht.

Schöbel: Wir waren in getrennten, also in verschiedenen Wissenschaftsbereichen, tätig, insofern...

Paycha: Sie haben sich nicht so oft getroffen?

Schöbel: Wir hatten jetzt keinen unmittelbaren Bezug.

Paycha: Wollen Sie sonst etwas hinzufügen?

Wendland: Interessant fand ich mal, als ein Kollege aus Gießen, glaube ich, mit dem wir auch schon vor der Wende Kontakt hatten, der auch zu Geometrietagungen hier war in der DDR, kam. Wir hatten ihn zum Kolloquium eingeladen und er ging über den Flur im Institut, drüben noch, am Hauptgebäude am Neuen Palais. Er las die Türschilder und stieß dann auf das Schild von Professor Jahnke, dem Didaktiker. Die kannten sich von früher und Jahnke war damals der rebellische Student und der Professor war der Buhmann. Und nun begegnen sich beide und Herr Jahnke meinte dann ganz süffisant: „Jetzt habe ich das, was ich damals bekämpft habe: einen Lehrstuhl.“

Paycha: Ich wusste nicht, dass Herr Jahnke ein rebellischer Student war.

Schöbel: Wer war das nicht, in seiner Jugend?

Paycha: Wer war das nicht? In der Mathematik sind Studenten nicht so rebellisch, oder?

Schöbel: Wahrscheinlich eher nicht.

Paycha: Möchten Sie noch etwas dazu sagen, Herr Schöbel?

Schöbel: Na ja, ich kann nur vielleicht nochmal darauf hinweisen, dass wir seit unmittelbar nach der Wende, also seit 1990, gemeinsam in dem Brandenburgischen Landesverein zur Förderung mathematisch-naturwissenschaftlich-technisch interessierter Schüler, BLiS e. V. arbeiten. Da sind wir seitdem dran, dass die Schülerwettbewerbe, die vorher zentral organisiert waren, erhalten blieben und weiter ausgebaut wurden und werden. Und das ist so ein Punkt, an dem wir heute noch zusammenarbeiten.

Paycha: Das heißt diese Zentralisierung damals vor der Wende hat zu solchen Wettbewerben geführt, was dann ein bisschen verloren ging.

Schöbel: Und das konnten wir eigentlich davor bewahren, dass das verloren ging. Das ist im Wesentlichen der Verdienst von Dr. Sprengel gewesen, das so zu initiieren und in eine Basis zu bringen, dass es sich über die Jahre bewährt hat und dass es diesen BLiS heute noch gibt und der sich um die Schülerwettbewerbe jetzt in allen MINT-Fächern kümmert.

Paycha: Und das ist vor kurzem noch passiert, sagten sie?

Schöbel: Jetzt am Wochenende war die Landesolympiade in der Mathematik.

Paycha: Und wie viele Schüler haben sich da beteiligt?

Wendland: 120.

Schöbel: 120 Teilnehmer.

Paycha: Das ist viel.

Schöbel: in den Klassenstufen sechs bis zwölf.

Paycha: Sehr schön.

Wendland: Es gibt eigentlich in jedem Bundesland hier, in den Neuen Bundesländer, einen Verein, der praktisch diese Sache aufgegriffen hat und weitergeführt hat. Und die Vereinsgründung hier geht auf Dr. Sprengel zurück, der auch Mitarbeiter hier war.

Paycha: Ja, das ist schön.

Wendland: Inzwischen hat man es als eine der wenigen Aktivitäten bundesweit ausdehnen können. Jetzt im MO-Verein, der Zentralverein mit Sitz in Rostock, die diese Olympiaden weiterführen neben dem Mathematikwettbewerb, der in der alten Bundesrepublik schon bestand, aber eben nur für die Sek II vorgesehen-war.

Paycha: Ich hatte davon gehört, aber ich wusste nicht.

Schöbel: Und hier geht die Zählung ja bei der Matheolympiade – es war die 58.?

Wendland: Ja.

Schöbel: Die 58. auf den Ursprung in der DDR zurück. Es ist also tatsächlich die 58. Mathematikolympiade. Physik, Chemie und Bio haben dann irgendwann mit der Zählung nach der Wende angefangen.

Paycha: Sehr, sehr interessant. Ich hatte davon gehört. Ich wusste nicht, dass das ein Erbe der DDR-Zeit war.

Wendland: Es war unlängst die Siegerehrung für die zweite Stufe der Olympiade hier in Potsdam, im Audimax?

Schöbel: Im Audimax, jawohl.

Paycha: Dankeschön, ich habe mich gefreut, wie bei jedem Interview. Es ist für mich als Außenseiterin sehr interessant. Vielen Dank.

Interview mit Prof. Dr. Bert-Wolfgang Schulze

Biodaten:

Prof. Dr. Bert-Wolfgang Schulze war von 1992 bis 1996 Leiter der Max-Planck-Arbeitsgruppe „Partielle Differentialgleichungen und komplexe Analysis“ am Institut für Mathematik.

Von 1994 bis 2009 Professor für Analysis.

Das Interview fand am 26. Februar 2018 statt.

Transkript:

Paycha: Guten Tag Herr Schulze.

Schulze: Guten Tag.

Paycha: Das ist sehr schön, dass sie zugesagt haben zu dem Interview. Als erstes möchte ich Sie fragen, wann Sie an dieses Institut gekommen sind? Ich weiß, dass sie davor an der Akademie beschäftigt waren. Unter welchen Umständen sind Sie hier angestellt worden?

Schulze: Also ich bin im zweiten Halbjahr 92 hier angekommen. 91 war das Karl-Weierstraß-Institut mehr oder weniger geschlossen worden. Danach war ich ein halbes Jahr in Bonn eingeladen und anschließend bin ich hierhergekommen und zwar als Inhaber einer sogenannten Max-Planck-Forschungsgruppe, die durch Hirzebruch initiiert worden ist.

Paycha: Es gab wenige solcher Max-Planck-Forschungsgruppen. Mussten Sie dafür einen Antrag schreiben? Wie war das?

Schulze: Die Auflage, diese Forschungsgruppen im Lande einzurichten, kam zentral von der Max-Planck-Gesellschaft. Das war fächerübergreifend. Herr Hirzebruch hatte mitbekommen, dass man so etwas für die Forschungsgruppen am Karl-Weierstraß-Institut machen könnte, insbesondere für die Reine Mathematik. Zu der hatte er gute Beziehungen und da waren vier Gruppen zur Auswahl. Leider sind nur zwei bewilligt worden, letzten Endes war es aber auch relativ großzügig. Das war für meine Forschungsgruppe „Partielle Differentialgleichungen“ die Gelegenheit, eine solche Gruppe zu gründen und sich dafür einen Standort im Lande zu suchen. Das mussten die Neuen Bundesländer sein, wo sich diese Gruppe ansiedeln konnte.

Paycha: Dann haben Sie für sich diesen Ort ausgesucht, es war also war ihre Entscheidung?

Schulze: Richtig, das war meine Entscheidung. Sie war natürlich abgestimmt mit der Max-Planck-Gesellschaft. Ich wollte eigentlich in der Nähe von Berlin bleiben, wir kamen ja aus Berlin. West-Berlin kam nicht in Betracht, aus praktischen Gründen, aus Gründen der Definition. Deswegen war die nächste Option Potsdam.

Paycha: Und jetzt wohnen Sie in Potsdam, oder?

Schulze: Ich wohne jetzt in Stahnsdorf.

Paycha: In der Nähe, das heißt Sie sind jetzt Fast-Potsdamer geworden.

Schulze: So ist es.

Paycha: Wie lief für Sie die Wendezeit? Sie sind 92 hier angekommen, ist das richtig? Wie war die Zeit davor, kurz vor der Wende und die Zeit der Wende?

Schulze: Die Zeit kurz davor war der Schließungsprozess des Karl-Weierstraß-Instituts. Wir waren Forschungsgruppen dort in der Reinen Mathematik und hatten dann nach 89 noch ungefähr zwei Jahre Zeit, um uns mit den neuen Umständen anzufreunden bzw. eine Neuorientierung zu finden. Wir hatten noch die Forschungsmöglichkeit in Berlin, das war am Hausvogteiplatz. Dann kam die Ausschreibung durch die Max-Planck-Gesellschaft, Hirzebruch hat das mit begleitet, und letzten Endes wurde dann Ende 91 die Entscheidung verkündet und die Einrichtung der Max-Planck-Gruppen vollzogen. Das war eine Förderung über mehrere Jahre, die dazu führte, dass ich hier an der Universität Potsdam auch die entsprechende Zeit hatte, um mit der Gruppe zu arbeiten und alle erforderlichen Aktivitäten zu entfalten.

Paycha: Also reine Forschung oder mussten Sie schon [unterrichten]...?

Schulze: Das war eine reine Forschungsstelle.

Paycha: Für wie lange gab es diese reine Forschungsstelle?

Schulze: Für zunächst fünf Jahre, anschließend noch Mal weitere drei Jahre.

Paycha: Acht Jahre.

Schulze: Acht Jahre insgesamt.

Paycha: Das heißt, es war vom Ort her eine Umstellung in Bezug auf diese frühe Zeit an der Akademie, aber von den Arbeitsbedingungen konnten Sie weiter forschen, wie Sie es gewöhnt waren?

Schulze: Richtig, das war ohne Unterbrechung möglich. Die Idee der Max-Planck-Gesellschaft war, die Forschungskapazitäten nicht verloren gehen zu lassen. Und es gab unterschiedliche Bewerbungen von unterschiedlichen Fachrichtungen, die da erfolgreich waren. In Potsdam waren es insgesamt vier solcher Gruppen, auch aus anderen Fachrichtungen, aber nur diese eine in Mathematik. Es gab noch eine in Informatik.

Paycha: Und wie haben Sie sich am hier Anfang gefühlt? Haben Sie sich erstmal willkommen gefühlt oder wie war das?

Schulze: Na ja, ich will mal so sagen: Die Kollegen waren zum größten Teil neu für mich. Und nun war ja auch die Orientierung dieser Hochschule etwas spezifisch, sage ich mal. Man war nicht unbedingt so willkommen, im Kreise der früheren Parteigenossen. Der Gründungsdirektor war aber nicht in der Partei und hatte hier sein Möglichstes versucht, um das menschlich kompatibel zu gestalten, das neue Kollegium, die neuen Berufungen einzuleiten usw. Also es war schon durchaus eine Gewöhnungsphase nötig, zumal auch die Räume selbst nicht optimal waren. Die Max-Planck-Gesellschaft hat zunächst alles Bauliche hier ausgebaut, die Büros, die Fensterrahmen, die Klos. Alles wurde neu aufgebaut, damit man sich erst einmal hier einrichten und niederlassen konnte.

Paycha: Das war Am Neuen Palais?

Schulze: Das waren Räume am Neuen Palais.

Paycha: Aber es hat ein bisschen gedauert, bis Sie vernünftige Räume hatten.

Schulze: Das hat gedauert, weil natürlich zunächst die Truppen der Max-Planck-Gesellschaft kamen, mit Baumaßnahmen und mit Projektierungen. Und das richtete sich erst allmählich ein. Man bekam

auch eine Bibliothek und nicht nur die Einrichtung der Arbeitsräume, und viele andere technische Dinge. Dies alles erforderte eine entsprechende Vorbereitung.

Paycha: Im Vergleich waren die Arbeitsbedingungen an der Akademie viel besser oder wie waren sie?

Schulze: Nein, das kann man durchaus nicht sagen, im Gegenteil: Die Max-Planck-Gesellschaft, die war ja routiniert im Einrichten von Arbeitsgruppen.

Paycha: Nein, ich meine im Vergleich mit dem Anfang, als Sie gerade ankamen.

Schulze: Ja, na gut, da haben wir sozusagen fast auf der Straße gegessen, wenn ich das mal grob sagen soll, aber ich war ein halbes Jahr in Bonn eingeladen und in dieser Zeit, in meiner Abwesenheit, vollzog sich teilweise auch der Aufbau. Aber Herr Demuth von der Mathematischen Physik, der auch noch diese Arbeitsgruppe mitbevölkerte, war hier und konnte für viele praktische Dinge sorgen, die erforderlich wurden. Wir wurden auch [von] der Max-Planck-Gesellschaft verwaltet, viele technische Dinge wurden also einfach vom Max-Planck-Institut in Bonn erledigt.

Paycha: Und ich fragte auch nach den Arbeitsbedingungen an der Akademie – können Sie etwas was darüber sagen?

Schulze: Ich hatte am Karl-Weierstraß-Institut eine reine Forschungsstelle und eine Forschungsgruppe, aber als das Institut sich anschickte geschlossen zu werden, da saß man natürlich praktisch für sich selbst in den Büros, die es noch gab. Da wurde auch gearbeitet und auch ungestört gearbeitet. Wir konnten Gäste empfangen und haben Seminare gemacht, unsere Kontakte weiter gepflegt. Aber das war natürlich Torschlussstimmung, man war im Grunde genommen schon auf dem Wege woanders hin und de facto zufrieden, dass man überhaupt dort noch arbeiten konnte.

Paycha: Wie lange hat diese Phase gedauert?

Schulze: Zwei Jahre.

Paycha: Zwei Jahre? Und vor der Wende, wie war die Stimmung und die Arbeitsbedingungen?

Schulze: Es war natürlich so, die politischen Bedingungen, die wirkten sich auch in den Diskussionen im Institut aus, an den Akademieinstituten. Da entdeckte man plötzlich, es könnte freie Wahlen der Institutsorgane geben, also wurde teilweise frei gewählt. Der Institutsdirektor wurde noch mal gewählt, wobei er nicht die Absicht hatte, abgewählt zu werden. Andere wurden aber abgewählt. Man stellte alle möglichen Fragen, ging demonstrieren und solche Dinge. Also es war insgesamt eine etwas merkwürdige Stimmung im Institut.

Paycha: Die ganze Zeit?

Schulze: Die ganze Zeit de facto.

Paycha: Wie lange [waren] Sie da tätig, am Institut?

Schulze: Ich war insgesamt mehr als 20 Jahre tätig.

Paycha: Mehr als 20 Jahre. Und konnten Sie da eine Entwicklung erleben? Auch wegen der vielleicht immer schwierigeren Zeit, oder schwierigeren Bedingungen, die gerade vor der Wende vielleicht schon ankündigten, dass etwas passieren würde. Konnten Sie das empfinden?

Schulze: Man hat normalerweise nicht damit gerechnet, dass die politischen Verhältnisse sich so schnell ändern würden. Aber das Institut selbst hat natürlich auch eine Evolution durchgemacht. Man sah sich immer unter dem Druck von der Akademiezentrale, möglichst mit der Industrie Projekte zu fördern bzw. Verträge zu haben. Die Wissenschaft sollte unmittelbare Produktivkraft sein, was sie

natürlich nie war. Aber es herrschte immer eine gewisse Aufforderung an die Mathematik, die Wissenschaft beiseitezulassen und Anwendungen zu machen. Was auch immer als Rechtfertigung für Ausgaben gegenüber der Wissenschaft von der staatlichen Seite her gelten konnte.

Paycha: Immer mehr?

Schulze: Es war ein ständig sich verstärkender Druck und die reinen Forschungsgruppen wurden immer mehr verkleinert. Die Mitglieder wurden teilweise in andere Bereiche gesteckt, wo sie noch etwas machen konnten, was nützlich war oder als nützlich galt. Wertfreie Forschung, oder Hobbyforschung, wie es sich manchmal nannte, war nicht so besonders willkommen; sie wurde de facto mehr und mehr an den Rand gedrängt.

Paycha: Aber Sie konnten trotzdem ihre Forschung weitermachen?

Schulze: Das ist richtig.

Paycha: Und sogar eine Gruppe aufbauen?

Schulze: Ja, also ich muss sagen, ich habe da auch sehr hart gearbeitet. Ich habe selbst Tagungen organisiert, habe selbst irgendwelche anderen Aktivitäten mit anderen Institutionen aufrechterhalten und das wurde geschätzt. Aber das konnte nicht ins Kraut schießen, diese Aktivität. Man wurde immer gehalten mit den Mitteln auszukommen, die freiwillig zur Verfügung gestanden haben.

Paycha: Und wie war die Stimmung unter Kollegen? Ich denke, sie hat sich auch mit der Zeit entwickelt, aber können Sie grob beschreiben, wie es war?

Schulze: Das ist richtig. In der Wissenschaft war es ja oft so, dass man nur Karriere machen konnte, wenn man in der Partei war. Ich selbst war nicht in der Partei, andere waren es aber. Und da gab es natürlich auch Spannungen, nicht immer Freundlichkeiten wurden ausgetauscht. Man musste sich doch den Verhältnissen anpassen. Und es war wie jede Institution irgendwo ideologisch dominiert. Es gab eine Partei-Gruppe und die Nicht-Partei-Gruppe und es mussten Schulungen gemacht werden. Man musste sich bekennen, am besten für das marxistisch-leninistische System, das war ja die Staatsdoktrin zu dieser Zeit. Die einen taten es, die anderen nicht, und so gab es durchaus immer mal Spannungen und Komplikationen.

Paycha: Und das hat auf ihre Arbeitsbedingungen oder auf ihre Stelle direkt einen Einfluss gehabt?

Schulze: Das hatte nicht direkt einen Einfluss, allerdings hatte ich den Eindruck, dass meine Tage auch gezählt waren. Einer meiner Mitarbeiter, ein früherer Doktorand, schickte sich an plötzlich Institutsdirektor werden zu wollen. Das machte die Beziehung etwas schwierig und ich dachte, am Ende werde ich mal irgendwann abserviert, was aber doch nicht der Fall war. Da kam die Wende zuvor, sodass sich letzten Endes die Organisation der Max-Planck-Gesellschaft als Vorteil erwies und die Forschungsaktivitäten, die ich repräsentierte, auch herübergerettet werden konnten.

Paycha: Wo waren Sie am Tag des Mauerfalls und wie haben Sie das an dem Tag und den folgenden Tagen erlebt?

Schulze: Den Mauerfall selbst habe ich am Fernseher miterlebt. Wir haben dann die ganze Bewegung, die folgte – den Abriss der Mauer durch Leute, die mit Hammer und Meißel anfangen, die Mauer abzutragen – direkt erlebt. Wir wohnten ja im Zentrum, das heißt, das Institut war zentral gelegen am Hausvogteiplatz und da war die die Leipziger Straße sehr nahe sowie das Brandenburger Tor. Wir sind immer zum Mittag dorthin gewandert und haben uns gewundert, was sich da alles tat. Man konnte dann zum Tiergarten durchlaufen und die Straßen in West-Berlin noch mitbesuchen und wieder zurückwandern. Es war eine etwas merkwürdige Atmosphäre, wie eine Volksfeststimmung. Die Leute

flanierten durch die neue Öffnung und erfreuten sich, dass das letzten Endes friedlich vonstattengegangen war, die ganze Transformation.

Paycha: Das heißt, die Stimmung kurz danach war locker?

Schulze: Sie war locker, in der Tat.

Paycha: Und wie lange hat diese Phase gedauert?

Schulze: Es war sogar eine gewisse Euphorie dabei, aber letzten Endes folgte auch die Ernüchterung. Man hat durchaus Existenzängste gehabt, nicht nur an der Akademie, sondern überall. Man hatte dann gehofft, dass die Dinge sich wieder konsolidieren würden, auch in Hinsicht auf die Arbeitsmöglichkeiten, die Positionen, in denen die Leute ihr Geld verdienten und so weiter. Das brachte es mit sich, dass man sehr schnell zu dem Schluss kam: „Okay, im neuen System musst du auch arbeiten und dich durchsetzen.“ Das war kein reines Geschenk, obwohl die Freiheit von vielen als Geschenk gesehen wurde.

Paycha: Sie haben uns erzählt, wie Sie nach Potsdam kamen. Gab es eine Zeit, wenn auch kurz, als sie sehr unsicher in Bezug auf ihre Stelle, ihre Zukunft wurden?

Schulze: Nein, das war ich eigentlich nicht. Die Idee der Max-Planck-Gesellschaft war, die Research-Kapazitäten, die man im Auge hatte und die man fördern wollte, auch nicht verloren gehen zu lassen. Es gab einen Vertrag hier mit der Universität und es war auch vorgesehen, dass die Akademie-Professoren, zu denen gehörte ich ja, dann hier auch eine Professur haben würden. Und die Arbeitsbedingungen waren vertraglich abgesichert, ebenso wie der spätere Übergang in die Universität, mit Lehre und allem Übrigen.

Paycha: Aber es hat vielleicht ein bisschen gedauert bis Sie eine positive Antwort auf ihren Antrag bekamen? Diese Zeit meinte ich.

Schulze: Das ist richtig.

Paycha: Diese Zeit war vielleicht nicht so einfach?

Schulze: Ja, das war durchaus ein spannender Prozess: Hirzebruch hatte uns sehr schnell mitgeteilt, dass bloß zwei statt der vier Gruppen bewilligt werden. Die Frage war nun, wer wurde das. Da gab es natürlich bestimmte Spannungen unter den Kollegen und nicht ausschließlich Liebeshwürdigkeiten in der Diskussion. Aber ich hatte das ruhig abgewartet. Ich hatte eher gedacht: „Na, warten wir’s also ab, ganz schlimm kann es wohl nicht werden“.

Paycha: Sie stammen aus Erfurt, ist das richtig?

Schulze: Ja.

Paycha: Und Sie sind dann, glaube ich, nach Leipzig gegangen?

Schulze: Richtig.

Paycha: Können Sie uns etwas über diese Zeit und wie Sie dann später an die Akademie kamen, erzählen?

Schulze: Ja, ich hatte mir vorgestellt, ich studiere angewandte Geophysik in Leipzig. Mich hat dann allerdings die Mathematik mehr interessiert. Dann bin ich übergewechselt zur Mathematik, habe aber keine großen Experimente gemacht, um die Möglichkeit, zu studieren, die ich als „Nicht-Arbeiter-und-Bauern-Kind“ bekommen hatte, nicht zu verspielen. Und dann ist mir aber doch dieses permanente Bekenntnisverlangen und die ganze marxistisch-leninistische Ausbildung etwas zu viel geworden, muss

ich ehrlich sagen. Dann bin ich aus der FDJ ausgetreten, das war die Kommunistische Jugendorganisation.

Paycha: Wann war das? Wann sind Sie ausgetreten?

Schulze: Das war ungefähr 1966, und von diesem Augenblick an hatte ich natürlich keine guten Karten mehr im Studium. Da wurde ich relegiert, es gab ein großes Disziplinarverfahren gegen mich und ich war „draußen“. Nachdem ich draußen war, habe ich mich wieder hineinmanövriert und konnte immer noch das Diplom machen, das war der Studienabschluss zu dieser Zeit. Ich konnte dann aber nicht mehr, so wie ich es ursprünglich dachte, als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Mathematik weiterarbeiten. Ich ging dann in die Industrie. Leipzig war auch nicht die richtige Atmosphäre für mich, deshalb war der Übergang zum Berufsleben schwierig. Ich habe mich dann an der Akademie der Wissenschaften beworben, in Berlin. Nach einem ersten vergeblichen Anlauf bin ich beim zweiten Mal genommen worden. Da habe ich dann promoviert und habilitiert.

Paycha: An der Akademie?

Schulze: An der Akademie, das war aber ein Service von Universitäten für die Akademie. Sie durfte die Leute nicht promovieren und habilitieren, das wurde dann durch eine, ich sage mal, „Service-Universität“ gemacht.

Paycha: Das heißt – wann mussten Sie ihr Mathematik-Studium an der Uni Leipzig unterbrechen, wie lange waren Sie tatsächlich da als Student angemeldet?

Schulze: Eigentlich habe ich nur, glaube ich, maximal 2,5 Jahre Mathematik studiert. Die erste Zeit war ich Geophysik-Student. Und nachdem ich erst mal suspendiert worden war und als Briefträger gearbeitet hatte, um überhaupt überleben zu können, hatte ich nur noch mit meinem Diplom zu tun und hatte Prüfungen nachzuholen. Sodass letzten Endes insgesamt mein Studium in der Mathematik selbst nicht sehr lang war.

Paycha: Und Sie wussten, als Sie aus der Partei ausgestiegen sind, was für Konsequenzen das haben könnte?

Schulze: Zum Glück bin ich gar nicht in der Partei gewesen.

Paycha: Nein, aber diese...

Schulze: Die FDJ.

Paycha: Die FDJ meinte ich.

Schulze: Ich war einfach so verzweifelt mit diesem System, dass ich eigentlich keine andere Wahl für mich sah, als diesen Verein zu verlassen. Und dass es schlimme Konsequenzen haben könnte, das habe ich in dem Moment noch gar nicht so bedacht. Ich war da auch zu naiv. Ich habe immer noch an ein Restgutes geglaubt, dass es womöglich gibt, dass man noch eine Art freie Meinungsäußerung hat in dieser Beziehung. Das war nicht der Fall. Man hat gesehen, dass andere Leute es mir nachmachen wollten, das ging natürlich nicht. Was mich letzten Endes gerettet hatte, war ein Professor an der Universität. Er hatte mich dann doch für das Diplom akzeptiert und ich hatte auch relativ gute Leistungen. Irgendwo kam man wohl doch zu dem Schluss, mich nicht sang- und klanglos rausschmeißen zu wollen, sodass ich nach einer Übergangsphase das Studium zumindest mit dem Diplom beenden konnte.

Paycha: Sie haben alleine studieren müssen, also Mathematikbücher lesen müssen und so.

Schulze: Ja, das habe ich allerdings gemacht.

Paycha: Während Sie als Postbote...

Schulze: [lacht] Ja, ich hatte versucht die Zeit nicht zu verschwenden. Im DDR-System gab es ja den russischen Buchhandel. Alle wichtigen Monographien, die es International gab, wurden ins Russische übersetzt, die konnte man relativ billig kaufen. Und so hatte ich von allen wichtigen Arbeitsrichtungen auch die Bücher in Russisch und las die dann und arbeitete mit denen.

Paycha: Wie lange haben Sie als Postbote gearbeitet?

Schulze: [lacht] Das war nur einige Monate, am Ende habe ich dann gedacht: „Och, ich bleibe lieber Zuhause und studiere für mich selbst.“ Und deswegen war das nicht sehr lange. Aber trotzdem musste ich ja von was leben und da habe ich dann meine ganzen studentischen Utensilien wie Wecker und andere Dinge an Kommilitonen verkauft, um überhaupt über die Runden zu kommen. Insofern habe ich nicht ganz so lange als Tagelöhner bei der Post gearbeitet.

Paycha: Sie haben Unterstützung von Kommilitonen bekommen?

Schulze: Richtig.

Paycha: Und von Professoren, außer diesem Professor, der Sie für die Diplomarbeit betreuen wollte?

Schulze: Ja, der Professor hat mich mehr fachlich unterstützt und was das Auskommen betraf hatte sich herausgestellt, dass Kommilitonen für mich Geld gesammelt hatten. Plötzlich eines schönen Tages fand ich einen Briefumschlag in meinen Briefkasten, ohne wirklich identifizieren zu können, von wem das kam. Aber trotzdem, die Autoritäten haben das am Ende gewusst. Es gab ja ein sogenanntes Disziplinarverfahren gegen mich und da wurde ich auch gefragt: „Haben Sie denn Geld gekriegt?“ Ich habe versucht mich ein bisschen herauszureden, aber man muss das gewusst haben, das musste sich herumgesprochen haben bei bestimmten Autoritäten. Das war durchaus eine spannende Situation, die mich letzten Endes noch die Stelle hätte kosten können. Was es nicht tat. Man war also zu dem Schluss gekommen, eigentlich wollte man mich nicht ganz fallen lassen. Und politisch hatte ich mir auch nichts Sonstiges zuschulden kommen lassen, außer diesen Fauxpas. Und letzten Ende ist es nochmal gut ausgegangen, obwohl ich dann am Ende keine Stelle in Leipzig bekommen konnte.

Paycha: Und das hat es für Sie auch schwieriger gemacht eine erste Stelle anzutreten?

Schulze: Richtig.

Paycha: Also eine Stelle am Institut zu bekommen?

Schulze: Ja, die erste Bewerbung war abgelehnt worden in Berlin, da musste ich noch Mal ein Jahr in der Industrie arbeiten und im zweiten Anlauf konnte ich dann eine Stelle antreten, eine Doktorandenstelle hier am Akademie-Institut.

Paycha: Können Sie nochmal erläutern, wie Sie von der Geophysik zur Mathematik gekommen sind?

Schulze: Ja, die Studienbedingungen waren ja zu dieser Zeit, dass Studenten der Naturwissenschaften gleichzeitig auch andere Fachrichtungen studierten. Das heißt Mathematiker studierten Physik, hatten alle Grundvorlesungen Physik, die Physiker die Grundvorlesungen in Mathematik. Aber auch Pharmazeuten und andere Leute, auch Lehramtsstudenten, haben das volle Programm mit allen Prüfungen absolviert. Insofern fiel es mir leicht, umzusatteln und Mathematik zu studieren, nachdem ich bemerkt habe, dass das Berufsbild des angewandten Geophysikers nicht ganz das Richtige für mich war. Da hatte ich schon Erfahrungen ein Jahr zuvor gemacht.

Paycha: Und Sie haben das nie bedauert, oder?

Schulze: In keiner Weise.

Paycha: [lacht]: Was ist für Sie das Schöne an Mathematik?

Schulze: Das ist allerdings eine sehr gute Frage. Es ist vor allem das reine, unverfälschte Denken, was mich interessiert hat, und die Strenge des Aufbaus. Es war auch interessant die Lehrer zu hören, das waren noch klassische Vorlesungen, die wir hörten. Das war alles streng aufgebaut, von Anfang bis zum Ende gewissermaßen. Von der Pike auf wurden einem die Dinge beigebracht und die Darstellung – nicht nur der Grundvorlesungen, auch der Spezialvorlesungen – das fand ich äußerst faszinierend. Die Mathematik ist ästhetisch, sie ist schön. Also den naiven jungen Studenten konnte das schon begeistern.

Paycha: Sie haben als Professor hier – nicht gleich am Anfang aber danach – unterrichten müssen.

Schulze: Richtig.

Paycha: Haben Sie das gerne gemacht?

Schulze: Ich habe es eigentlich gerne gemacht, das muss ich sagen. Ich muss allerdings auch sagen, es war durch die Lehrpläne, die relativ definiert waren, auch kaum eine andere Möglichkeit als Grundvorlesungen zu halten. Ich habe hauptsächlich Grundvorlesungen in Analysis übernommen.

Paycha: An der Akademie wollten Sie oder mussten Sie nicht unterrichten? Ich weiß, dass einige unterrichtet haben.

Schulze: Am Anfang hieß es: Ich durfte nicht.

Paycha: Weshalb durften Sie nicht?

Schulze: Um nicht die Studenten zu verderben. Anschließend habe ich mich dann an verschiedenen Universitäten vorgestellt, um dort Spezialvorlesungen zu halten. Das habe ich in Rostock gemacht, nachher in Leipzig, von Berlin aus.

Paycha: Von Berlin aus.

Schulze: Ja, Leipzig hatte eine starke Mathematische Physik, da habe ich Eichfeld-Theorie gelesen für Physiker. Das war interessant. Natürlich hatte ich davon am Anfang keine Ahnung, das habe ich bei dieser Gelegenheit versucht zu lernen. Und in Rostock habe ich Partielle Differentialgleichungen gelesen.

Paycha: Das ist mehr Ihr Ding. Haben Sie in dieser Zeit der Lehre eine Entwicklung gespürt in den Verhältnissen zu den Studenten oder wie sich die Studenten verhalten, in ihrem Wissen, was haben Sie da beobachtet?

Schulze: In meinen Augen waren die Studenten nicht allzu leistungsstark und es waren nicht so viele Diplomstudenten bzw. Master.

Paycha: Hier?

Schulze: Hier in Potsdam. Es waren relativ wenige „Nicht-Lehramtsstudenten“. Aber man lernte diszipliniert, es ist ordentlich abgelaufen. Ich habe diejenigen Kursvorlesungen versucht, wie ich sie auch in Leipzig kennengelernt hatte. Das war eine exzellente Lehre und gehalten durch wirklich integre Persönlichkeiten. Das habe ich versucht ein bisschen zu kopieren. Aber man musste schon sagen, es waren zu wenig Master- bzw. Diplomstudenten für die Verhältnisse und es war immer ein gewisser Kampf um die Studenten. Mit dieser Schwierigkeit und der Diskussion, wie man Studenten wirbt und motiviert, hat man hier ständig gelebt in Potsdam. Die Situation hat sich mit der Zeit auch verbessert.

Paycha: Und das hatten Sie in Rostock oder Leipzig nicht erlebt?

Schulze: Nicht in dem Maße, in Leipzig kamen hauptsächlich Physik-Assistenten, und in Rostock, waren es Studenten höherer Semester. Das war ein richtiges Mathematisches Institut mit regulär mehr Studenten als wir sie hatten. Insofern war das etwas weniger kompliziert. Ich hatte auch einen ehemaligen Kollegen aus der Akademie dort, der mich da hineinvermittelt hatte.

Paycha: In Leipzig?

Schulze: Rostock.

Paycha: In Rostock war das. Wie haben Sie die Entwicklung des Lebens am Institut hier erlebt? Sie sagten am Anfang war es nicht so ganz leicht, weil Sie mit Ihrer Gruppe aus der Akademie kamen, denke ich. Wie viele waren das insgesamt?

Schulze: Die Gruppe? Das war unterschiedlich, es hing von den besetzten Stellen ab und auch von den Gästen, die wir hatten. Wir hatten Gäste, Doktoranden und Stipendiaten.

Paycha: Also eine relativ große Gruppe.

Schulze: Sie war relativ groß, wir waren manchmal bis zu 21 Leuten.

Paycha: Am Anfang war es vielleicht nicht so ganz leicht sich hier einzuleben. Wie hat sich das entwickelt?

Schulze: Die Kollegen hier in Potsdam kamen teilweise aus der Pädagogischen Hochschule, teilweise kamen sie auch von der Akademie der Wissenschaften. Hirzebruch hatte sich auch gekümmert, dass die, für die er nicht sofort sorgen konnte, hier auch Stellen bekamen. Er hat auch in den Kommissionen mitgearbeitet. Er ist übrigens ehrenpromoviert worden hier für seine Verdienste, die er sich für das Institut erworben hat. Es war eben deshalb mitunter nicht ganz einfach mit den Kollegen. Es gab durchaus Eifersüchteleien, unnötige Konfliktstoffe, die eher nicht sachlich begründet waren. Aber das hat sich immer im Rahmen gehalten. Es gab auch von der Pädagogischen Hochschule einige sehr gute Fachleute, insbesondere der Gründungsdirektor, Prof. Kaiser. Der hat das mit großem Feingefühl hantiert, einen Ausgleich geschaffen zwischen den unterschiedlichen Charakteren und den Aufbau vorangetrieben, sodass letzten Endes durch sein Wirken und überhaupt diese Gründungspersönlichkeiten, die hier am Anfang gewesen sind, vieles ganz gut lief und wir wenig Schwierigkeiten hatten.

Paycha: Das habe ich von mehreren gehört, dass es hier am mathematischen Institut in Potsdam relativ sanft lief.

Schulze: Relativ friedlich.

Paycha: Im Vergleich mit anderen Universitäten.

Schulze: Richtig. Er war auch einer der wenigen, die nicht in der Partei waren, überhaupt der Einzige in der Mathematik – ich meine der Prof. Kaiser, der inzwischen leider verstorben ist. Und er hat das mit dem höchsten Feingefühl organisiert.

Paycha: Sie meinen er war von diesem Institut der Einzige, der nicht in der Partei war?

Schulze: Von diesem Institut.

Paycha: Die anderen waren alle in der Partei?

Schulze: Die anderen waren alle drin.

Paycha: Und Sie nicht?

Schulze: Ich nicht, natürlich.

Paycha: Ich weiß, dass es sich auf ihre berufliche Laufbahn ausgewirkt hat, aber bekamen Sie direkte Hinweise, dass Sie sich der Partei anschließen sollten?

Schulze: Während des Studiums ja. Wir hatten zum Beispiel Ernteeinsätze, da mussten in den Semesterferien Kartoffeln aufgesammelt werden. An diesen Ereignissen, musste man unbedingt motiviert sein, zur Partei zu stoßen. Ich stieß aber nicht zur Partei. Ich musste ja auch eineinhalb Jahr zur Armee und da ging es auch um erzeugte, besondere Erlebnisse, die man haben und an denen man gewissermaßen wachsen sollte. Da sollte ich nochmals zur Partei stoßen, was ich nicht tat. Ich habe mich immer durchlaviert und habe immer gesagt dass ich zu viel andere Dinge zu tun hatte, das Fachliche mir wichtiger war. Ich habe das nie auf den Klassenstandpunkt geschoben, dass wäre etwas gefährlich gewesen in dieser Zeit. Gewiss hat es diesen Druck gegeben. Und vor allen Dingen, die Parteigruppen, die es in diesen Einrichtungen immer gab, Sie haben natürlich über die ideologische Standfestigkeit derer geurteilt, die nicht in der Partei waren und das muss nicht immer gemütlich gewesen sein. Aber mir selbst ist nichts passiert.

Paycha: Wurde am Institut und danach hier viel über Politik geredet unter Kollegen oder hat man das eher vermieden?

Schulze: Ich glaube man hat das eher vermieden. Das ist mein Eindruck zumindest. Man war ja auch ein bisschen beschämt. Nun waren sie alle durch ihre Parteimitgliedschaft in die Position geraten, wenigstens glaubte man das, und man mochte das nach der politischen Wende nicht mehr so bekennen. Der Gründungsdirektor Prof. Kaiser, der vorher in diesem Kreis nicht sehr viel zu sagen hatte, war nach der Wende plötzlich der Direktor des Instituts. Natürlich haben alle versucht ein gutes Verhältnis zu ihm zu haben, denn es ging ja auch um die neuen Stellen, die er mit initiiert hat und durch Antrag die neuen Berufungen mitgesteuert. Es ging es darum, dass man in dieser Situation nicht leer ausging.

Paycha: Sie sprachen von der Stimmung nach der Wende, von den möglichen politischen Diskussionen nach der Wende, hat man davor am Institut darüber gesprochen?

Schulze: Na ich denke mal, die Lehrerausbildung, die hier auf dem Hauptprogramm stand – Pädagogische Hochschule –erforderte natürlich, dass die Lehrkräfte besonders mit der Ideologie des Staates konform gingen. Prof. Kaiser, den ich schon erwähnte, ist ja sozusagen hierher strafversetzt worden und in diesem Kollegium war für sein "ideologisches Wohlergehen" gesorgt. Aber er hatte sich auch unpassenderweise gegen eine Verpflichtung, die er unterschreiben sollte und nicht unterschrieben hat, gewehrt und war aus diesem Grunde gerade mal geduldet unter den Kollegen, die vorher hier waren.

Und nun liegt es leider in der menschlichen Natur – die Anpassung: Vorher hat man sich angepasst, später wiederum. Aber es war aus dieser Sicht eine etwas schwierige Wende, im Institut vor der Wende bis danach.

Paycha: Und an der Akademie davor, hat man frei gesprochen?

Schulze: An der Akademie, da war man nicht so..., nicht so...,

Paycha: Nicht so frei?

Schulze: Nicht so, sage ich mal, eindeutig orientiert. Die Hälfte der Professoren gehörte nicht zur Partei.

Paycha: Ah, die Hälfte.

Schulze: Die andere Hälfte gehörte dazu. Unser Institutsdirektor, Prof. Matthes, hat mit großem Geschick hantiert, und auch gute Fachleute zu Professoren vorgeschlagen. Die wurden ja an der Akademie ernannt. Er natürlich musste in der Partei sein. Es gab natürlich eine gewisse Spannung immer zwischen der Parteigruppe, die es in jeder Einrichtung gab, und der Nicht-Parteigruppe. Es gab auch politische Schulungen. Alles war ein bisschen merkwürdig und man hat manchmal durchaus ironisierte Bemerkungen gemacht, durfte das aber nicht übertreiben. Einer aus meiner dortigen Forschungsgruppe, Herr Kirchberg, hat seine Stelle aus politischen Gründen verloren. Er hat später nach der Wende an der Humboldt Universität eine Stelle bekommen. Es konnte auch durchaus gefährlich sein, sich zu frei zu äußern.

Paycha: Einerseits war man dazu ermutigt, Kritiken zu äußern, habe ich so mitbekommen. Das gehörte dazu, aber bis zu einer gewissen Grenze, ist es so?

Schulze: Ich glaube man musste durchaus ein gewisses Feingefühl entwickeln, was man genau sagen konnte und was nicht. Man wusste nie genau, ob die Büros nicht verwandt waren. Ich kann es nicht ganz positiv sagen, aber ich hatte mal den Eindruck, aus einem bestimmten Vorkommnis heraus, dass die Telefone abgehört wurden. Und das konnte auch durchaus Konsequenzen haben, wenn man was Falsches sagte.

Paycha: Von dem Gespräch habe ich den Eindruck, dass Sie eher Gewinne aus dieser Wende empfunden haben als Verluste. Aber können Sie das vielleicht ergänzen?

Schulze: Ja, also die temporäre Mitgliedschaft an der Max-Planck-Gesellschaft war zweifellos ein Gewinn. Wir sind in alle Aktivitäten einbezogen worden, zu den Vollversammlungen, zu allem, und waren auch informiert über die innere Evolution, was man sich alles an Projekten vorstellte von der Max-Planck-Gesellschaft auch, von den Institutsgründungen in den Neuen Ländern. Natürlich war das auch menschlich kompliziert. Man hatte auch gute Kollegen, Freunde, Eltern, die alle unterschiedlich über das System dachten. Zum Beispiel meine Mutter, sage ich ganz offen, war in der Partei. Sie war Lehrerin, ich war es nicht, mein Vater auch nicht. Sie hatte noch den Nazismus miterlebt, den hat sie gehasst wie die Pest und danach glaubte sie die neue Ideologie werde antifaschistisch sein und menschenfreundlich und friedliebend. Ob das so war, das können Andere beurteilen. Auf jeden Fall waren das auch innerhalb der Familien manchmal komplizierte Situationen. Übrigens – konnte ich nach dem Westen reisen, was unser Chef mir explizit erlaubt hatte. Ich habe es nicht fertiggebracht meine Angehörigen zu verlassen und bin dann wiedergekommen, natürlich. Da ich immer wiederkam, hatte ich dann auch keine großen Probleme mehr, öfter mal in westliche Länder zu reisen, dort Tagungen und andere Veranstaltungen zu besuchen. Das waren sogenannte Reisekader.

Paycha: Wann war die erste Reisemöglichkeit, die Sie bekamen?

Schulze: Anfang der 70er Jahre, bin ich zu einer Tagung nach Finnland gefahren. Ich hatte noch einen Antrag gestellt, dachte, „da kommst du nie hin“, aber nachdem das gelungen war und ich wiedergekehrt war, wurde es dann etwas einfacher.

Paycha: Haben Sie eine Anekdote, die Sie uns mitteilen möchten?

Schulze: Ja, es gibt unterschiedliche Anekdoten natürlich aus der langen Zeit. Oft gehen die ja auf Kosten anderer. Wir sind durch die Universität gut behandelt worden als Max-Planck-Gruppe, das kann ich trotz aller, bestimmter Kleinigkeiten nicht anders sagen. Jedenfalls gab es hier einen Kanzler, der dann später dafür verantwortlich war, mit mir für die neue Professur, die ich antreten sollte zu verhandeln. Er hat viel für uns getan, die Bewilligungen waren relativ großzügig. Eines Tages hat er sich entschlossen eine Stelle woanders anzunehmen. Es gab eine Abschiedsparty und ich fühlte mich auch

verpflichtet, mich eingeladen zu fühlen, mit einem Blumenstrauß anzutreten, meinen Vers aufzusagen. Ich stand dann in der Schlange und wollte meinen Blumenstrauß überreichen, als eine Sekretärin sagte: „Na gehen Sie mal weiter, hier warten noch andere nach Ihnen. [lacht] Das fand ich natürlich ein bisschen kess. Wir haben nur darüber gelacht, natürlich. Aber das war eigenartig.

Solche kleinen Episoden gibt es meist auf Kosten anderer. Wir hatten hier auch Tagungen, auf einer war der berühmte Peter Greiner aus Toronto hier. Er war auch mal Vorsitzender einer Tagung. Ein Bulgare trug vor und hat die offizielle Dauer des Vortrags verpasst. Er erzählte und erzählte und präsentierte eine Zeichnung nach der anderen. Der Vorsitzende, Herr Greiner, hatte die Sitzung geschlossen, klatschte und stand auf. Der Vortragende hatte nun weiter erzählt und schwebte seelig dahin in seinen schönen Inhalten, als er es plötzlich merkte was ihm furchtbar peinlich war. Wir im Publikum haben nur gelächelt, es war nicht schlimm. Auf jeden Fall, solche kleinen Peinlichkeiten passieren und sie sind in der Tat öfter passiert. Das sind so unschuldige Episoden.

Paycha: Haben Sie noch etwas, was Sie hinzufügen möchte, was ihnen einfällt?

Schulze: Ich kann nur sagen, wir haben sehr viel, als Max-Planck-Arbeitssteam gearbeitet. Wir haben Bücher herausgegeben, wir haben viele Gäste gehabt, die ihre Monographien hier geschrieben haben, Doktoranden gehabt und vieles andere in die Wege geleitet, was uns diese Möglichkeiten erlaubten. Ich bin auch selbst öfters zu Tagungen, auch längeren Semestern, wo Fachsemester waren, hingefahren und konnte dort profitieren auch für die Arbeit, die wir hier geleistet haben. Zum Beispiel war René Thom mal da. Das war in Polen, wo wir eine Tagung hatten, nach den sogenannten Banach-Semestern und René Thom, wie andere Leute auch manchmal zu Vorträgen, ist süß eingeschlummert, während des Vortrags natürlich. Der Vortragende hat dann ganz irritiert geguckt, was mit seinem Vortrag ist, aber trotzdem war er geehrt, dass René Thom anwesend war. Solche Vorkommnisse hat es öfter gegeben und die haben die Leute nicht so ernstgenommen und als Anekdote eigentlich mit abgehakt.

Paycha: Wenn Sie nichts Dringendes sagen möchten, bedanke ich mich ganz herzlich.

Schulze: Bitte sehr, es war mir ein Vergnügen.

Paycha: Ich habe sehr viel gelernt und auch von ihrem Buch. Vielleicht können Sie den Titel angeben?

Schulze: Ja, der Titel war „Erlebnisse an Grenzen. Grenzerlebnisse mit der Mathematik“.

Paycha: Wann ist das erschienen, genau?

Schulze: Das ist von 2005, glaube ich.

Paycha: Vielen Dank.

Schulze: Bitte sehr, war mir ein Vergnügen.

Zeitzeugen der Wende an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam

Zählte man die Vorgeschichte unserer Universität mit, hätten wir 2018 ihren 70. Geburtstag gefeiert. Die Komplexität ihrer Geschichte zeigt sich jedoch daran, dass im Jahr 2016 ihr 25. Geburtstag gefeiert wurde. Die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät begeht in diesem Jahr ihr 25. Jubiläum.

Am 19. März 1948 wurde auf Befehl Nr. 45 des obersten Chefs der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland, die Brandenburgische Landeshochschule in Potsdam gegründet und am 20. Oktober 1948 im Theatersaal des Neuen Palais eröffnet. In den Communs und den ehemaligen Marställen des Neuen Palais fand sie ihren ersten Sitz. 1951 wurde sie in Pädagogische Hochschule umbenannt und von 1971 bis zur Wende trug sie den Namen Pädagogische Hochschule Karl Liebknecht. Am 15. Juli 1991 wurde die Universität Potsdam als Nachfolgerin der Brandenburgischen Landeshochschule Potsdam und der Hochschule für Recht und Verwaltung Potsdam-Babelsberg durch das Gesetz über die Hochschulen des Landes Brandenburg gegründet.

Heutzutage erstreckt sich die Universität über drei Campus. Zum historischen Campus am Neuen Palais gehören die Hochschulleitung sowie einige Institute der Philosophischen Fakultät und der Sportmedizin, deren Gebäude zum Großteil aus der Zeit Friedrichs des Großen stammen. Der größte der drei Standorte der Universität Potsdam ist der Campus Golm. In den 1930er Jahren als Kasernengelände angelegt, wurde er bis 1945 vom Nachrichtendienst der Luftwaffe genutzt. 1951 entstand hier die sogenannte Juristische Hochschule Potsdam-Eiche des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS), an dem bis 1990 Juristen für den Dienst beim MfS ausgebildet wurden. Heute sind hier die Mathematisch-Naturwissenschaftliche und die Humanwissenschaftliche Fakultät verortet. Der dritte Teil des Campus mit der Juristischen und der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät, der sich in Griebnitzsee befindet, war einst die Akademie für Staats- und Rechtswissenschaft der DDR.

Dozenten, die die Wende an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam erlebt haben oder kurz danach eingestellt wurden, berichten uns von ihren Erfahrungen und den Änderungen, die sie beobachten konnten.

Prof. Dr. Sylvie Paycha (Professorin für Analysis) und Dr. Elke Rosenberger (Arbeitsgruppe Semiklassik und Asymptotik)

Juni 2019

Interview mit apl. Prof. Dr. Gabriele Saupe

Biodaten:

Apl. Prof. Dr. Gabriele Saupe:

1962 bis 66 Studium Geografie und Mathematik (PH)

Wissenschaftliche Assistentin am Institut für Geografie (PH)

1989 bis 2004 apl. Prof. für Wirtschafts- und Sozialgeographie, Regionalforschung (UP)

Das Interview fand am 12. Februar 2019 statt.

Transkript

Rosenberger: Frau Prof. Saupe, ich freue mich sehr, dass Sie sich bereitgefunden haben zu diesem Interview zur Geschichte der Universität Potsdam, herzlich Willkommen zurück an Ihrem alten Arbeitsplatz. Sie haben hier schon viele Jahre verbracht, nicht nur gearbeitet, sondern sogar studiert. Wollen Sie erzählen, wann Sie hier angefangen haben und wie viele Jahre Sie an der Universität Potsdam, beziehungsweise an der Vorgängereinrichtung waren?

Prof. Saupe: Ja, gern. Also ich bin seit dem Studium hier in Potsdam an der früheren Pädagogischen Hochschule. Dort habe ich studiert, von 1962 bis 1966 und bin mein ganzes Arbeitsleben an dieser Einrichtung geblieben; erst an der Pädagogischen Hochschule, dann, eine kurze Episode, an der Brandenburgischen Landeshochschule, und schließlich an der Universität Potsdam. Also ein Arbeitsleben immer an einem Arbeitsort, was man heute sicherlich kaum noch findet. Natürlich spielen viele Zufälle rein, welchen Lebensweg man nimmt, auch die eigene Energie steckt dahinter, wenn der Weg dann so wird, wie er geworden ist. Ich habe auf Lehramt studiert und zwar Geographie und Mathematik. Das war damals die einzige Kombination mit Geographie hier in Potsdam. Ich hatte ursprünglich die Idee Geografie mit Germanistik zu verbinden, aber das gab es nur in Leipzig. Dort hatte ich mich beworben, wurde aber nicht genommen, da in dem Jahr, als ich mich zum Studium beworben habe, alle Abiturienten nicht direkt an den Universitäten angenommen wurden, sondern erst ein Jahr in der Produktion machen sollten.

Rosenberger: Nur in Leipzig?

Prof. Saupe: Nein! In der gesamten Republik. Es war erst einmal für alle so eine Art praktisches Jahr vorgesehen. Und mein Geographielehrer in der Schule meinte, wir sollten es anders machen. Er hatte in Potsdam studiert und schickte die Bewerbung einfach nach Potsdam. Das hat er gemacht ohne mit mir richtig Rücksprache zu nehmen. Potsdam erklärte sich bereit mich aufzunehmen, ich müsse aber zu einem Eignungsgespräch kommen. Mathematik war nun nicht mein Favorit. Ich bin zum Eignungsgespräch gefahren und das hat dann geklappt. Wir waren eine sehr gemischte Gruppe von Studenten.

Es waren Studenten der früheren ABF, der Arbeiter- und Bauernfakultät, die eine Art Fachabitur gemacht haben, um hier Mathematik und Geographie zu studieren. Das war eine relativ große Gruppe, die aber nach den Jahren der Vorbereitung dem Schwund unterlag. Es waren nur noch fünfzehn Studenten übriggeblieben. Da man aber mit vierundzwanzig, fünfundzwanzig Studenten – eine Seminargruppe hieß das ja – diesen Jahrgang beginnen wollte, hat man die Gruppe mit Oberschülern, die direkt vom Abitur kamen, aufgefüllt. Aus diesem Grund habe ich dieses praktische Jahr nicht

gemacht, sondern bin gleich hier gelandet. Also das war schon ein besonderer Anfang. Nach den vier Jahren Studium hätte ich eigentlich die Einweisung zum Lehrerstudium gehabt. Man konnte nicht auswählen, wo man als Lehrer tätig war, sondern es gab bestimmte Bedarfe an einzelnen Fachkombinationen DDR-weit und es wurde geschaut, dass die Absolventen dann in die entsprechenden Kreise und Städte gingen.

Rosenberger: Also unabhängig von der Region, wo...

Prof. Saupe: Ja, natürlich! Es gab Ausnahmen, wenn man z.B. aus familiären Gründen in bestimmte Regionen wollte. Bei mir war es so, dass mein damaliger Verlobter, so etwas gab es damals noch, man verlobte sich noch, schon in derselben Fachkombination Junglehrer in Gera war. Es wurde dann eine Dringlichkeit formuliert und ich wurde in die Stadt Gera eingewiesen.

Rosenberger: Hat er auch hier studiert?

Prof. Saupe: Er hatte auch hier studiert. Ich wurde in die Stadt Gera eingewiesen und habe dort einen Arbeitsvorvertrag unterschrieben. In der einen Abteilung der Geographie, also in der wirtschafts- und sozialgeographischen Abteilung, wurde eine Assistentin schwanger und sie bekam ein Kind. Wegen der Familie, wollte sie nicht weiter in Potsdam bleiben, sondern, weil ihr Mann dort war, nach Leipzig gehen. So blieb ihre Assistentenstelle unbesetzt. Das war auch zu DDR Zeiten ein Problem. Je länger so eine Stelle unbesetzt war, umso schneller war sie weg.

Rosenberger: Aus dem Plan gestrichen.

Prof. Saupe (zeitgleich): Ja, es gab andere Begehrlichkeiten. Also hat man versucht diese Stelle möglichst schnell, nahtlos zu besetzen und hat dann im Absolventenjahrgang geschaut, wen könnten wir eventuell ansprechen? Ich war von den Leistungen her keine schlechte Studentin, gerade im Fach Geographie: das war mein Lieblingsfach. Man hat mit mir gesprochen. Es musste allerdings jemand aus der Abteilung nach Gera fahren und mit dem Schulrat sprechen und es musste Ersatz für mich geschaffen werden.

Rosenberger: Ach so, weil das schon eingeplant...

Prof. Saupe: Ja! Das ist also alles passiert und auf diese etwas abenteuerliche Weise bin ich dann sofort, mit der Maßgabe in der ersten Zeit natürlich noch episodenhaft im Schuldienst in Potsdam zu unterrichten, aus diesem Vorarbeitsverhältnis entlassen worden und wurde hier zur Assistentin. Dann habe ich Anfang der siebziger Jahre promoviert. Ich hatte zwischendurch dann unseren Sohn bekommen.

Rosenberger: Ihr Mann war weiter in Gera?

Prof. Saupe: Nein, der kam nach zwei Jahren. Das sind wieder Dinge, die waren schwierig. Nach Potsdam gab es keinen großen Zuzug. Das Wohnungsproblem, das kennt jeder, der in der DDR groß geworden ist. Das war nicht, weil die Wohnungen zu teuer waren, sondern weil es keine gab. Da haben wir wie jeder, der hier in Potsdam zugezogen war, am Anfang Schwierigkeiten gehabt. 1972 habe ich promoviert und dann kam auch schon sehr nah darauf meine Tochter zur Welt. Dann war die Familie komplett und ich bin, nach der Promotion, in eine Oberassistenten gekommen. Ich wurde Oberassistent mit der Maßgabe in einem durchaus längeren Zeitraum zu habilitieren. Das war nicht so eng begrenzt, wie das heute von den Zeiten her ist. Man konnte als Oberassistent unbefristet arbeiten. Und das Hauptproblem, oder der Hauptgrund, war, dass ich einen Arbeitsbereich besetzt hatte, der hier in Potsdam eigentlich von den anderen Kollegen nicht so besetzt war. Wir nannten es damals Territorialforschung, heute wird es Regionalforschung genannt. Also habe ich hier Brandenburgische empirische Forschung vor Ort betrieben, die Regionalforschung gemacht. Es ist eine angewandte

Forschungsrichtung und es gab sehr enge vertragliche Beziehungen mit der "staatlichen Plankommission". Mit der Planwirtschaft gab es territoriale Planung, wo die Entwicklung der Räume in den ganzen Entscheidungsprozessen durch entsprechende wissenschaftliche Untersuchung untersetzt werden musste. Es gab ein Forschungsinstitut, das dann wiederum Aufträge an Universitäten vergeben hat. Bei meiner ersten Arbeit habe ich in diesem Bereich gearbeitet und Zeit meines Lebens hier vor Ort Regionalforschung betrieben; vor allem mit Schwerpunkt Bevölkerung und Siedlungen.

Das hat sich auch nach der Wende nicht geändert. Die Zeit bis zur Habilitation dauerte ziemlich lange, auch weil man als Oberassistent bereits sehr stark in Lehrtätigkeiten, die heute professorale Lehrtätigkeiten sind, eingespannt war. Ein Kollege war nach Dresden gegangen, und ich habe dessen Vorlesung übernommen. Dadurch habe ich dann - das ist auch wieder interessant - im März 1989 habilitiert. Es dauerte dann noch ein gutes halbes Jahr, bis sich die Verhältnisse völlig neu gestalteten. Das bedeutete für mich natürlich, wie für alle anderen hier, dass man sich doch völlig neuen Gegebenheiten stellen musste, auch in fachlicher Hinsicht. Das Territorium, die Region ist geblieben, aber im Laufe der Zeit sind die Rahmenbedingungen, unter denen sich Räume entwickeln, völlig andere geworden. Das war noch einmal eine Herausforderung, die, muss ich sagen, für mich sehr willkommen war, weil man sich in dieser Zeit entfalten konnte, auch im Bereich der Forschung.

Rosenberger: Also haben Sie die Wende sozusagen nicht nur für sich persönlich erlebt, sondern sogar aus wissenschaftlichen Gesichtspunkten mitvollzogen und beobachtet. Interessant.

Prof. Saupe: Ja.

Rosenberger: Und wie haben Sie die Wende selbst erlebt? Sie waren jetzt habilitiert, was vielleicht gar nicht schlecht war.

Prof. Saupe: Ja, also eigentlich war noch zu DDR Zeiten eine Dozentur für mich beantragt worden, das ging logischerweise in die Hose. Wir waren in dieser Zwischenzeit, als es die Brandenburgische Landeshochschule gab, immer mehrgleisig beschäftigt. Die Geographie musste sich auch erst einmal ordnen. Es kam noch hinzu, dass die physische Geographie einerseits und die Wirtschafts- und Sozialgeographie andererseits zwei Richtungen waren, die unterschiedlich betroffen waren. Die physische Geographie hatte weniger Anpassungsschwierigkeiten. Die hatten durch die Landschaftsökologie, die in Potsdam sehr weit entwickelt war, überhaupt keine Probleme. Die konnten einfach noch freier forschen und vor allem auch Kontakte viel besser pflegen.

Bei uns war es etwas anders, weil wir jetzt auch erst einmal Kontakte knüpfen wollten, was mir nun wiederum auch nicht so schwierig fiel. Schon zu DDR Zeiten gab es Arbeitskreise, die hochschulübergreifend waren. Es gab nur fünf Einrichtungen in der DDR die Geographie auf Hochschulniveau betrieben und auch Forschung hatten. Mehrere Arbeitsgruppen in denen ich mitarbeitete, tauschten sich unter diesen neuen Bedingungen sehr schnell aus und entsprechend verarbeiteten sie die neuen Gegebenheiten wissenschaftlich. Durch die angewandte Richtung in der Geographie habe ich mich immer mit quantitativen Verfahren, quantitativen Methoden in der Geographie beschäftigt. Einen der Arbeitskreise –mit Teilnehmern aus verschiedenen geographischen Einrichtungen haben wir, etwas kryptisch, Colloquium parvum, also minderwertiges Kolloquium genannt. Leute, die sich mit quantitativen Verfahren, also meistens mathematisch-statistischen Methoden in der Anwendung der Geographie befassten, waren dabei. Wir haben auch sehr schnell Verbindung zu einem parallelen Arbeitskreis bekommen, den es in der Bundesrepublik gab und mit dem wir einen Austausch entwickelten. Den Arbeitskreis gibt es heute noch, er heißt jetzt *Quantitative Methoden in der Geographie*. In dieser Übergangszeit entstanden sehr schnell Kontakte zur Freien Universität in Berlin. Man kannte einige Professoren schon aus der Literatur, wie z.B. den Professor Kluczka, der auch dort die angewandte Geographie vertreten hat. Da gab es schon die ersten Kontakte, es funktionierte eigentlich ganz gut. Ich muss allerdings sagen, dass sich gerade in der Wendezeit

gezeigt hat, wie viel auch von Personen abhängt, ob bestimmte Entwicklungen in die eine oder andere Richtung gehen. Wenn ich das jetzt DDR-weit vergleiche, waren wir in Brandenburg doch in einer komfortablen Situation. Der damalige Ministerpräsident, Manfred Stolpe, der eine Regierung, mit dem Minister Enderlein, aus SPD und FDP bildete, bestand aus Leuten, die Weitblick hatten, die also ein Gespür dafür hatten, was in dieser Situation das Gegebene für die künftige Entwicklung war. Es lief in anderen Universitäten, wirklich anders. Da wurden zum Teil alte Rechnungen beglichen. So etwas gibt es immer in Umbruchzeiten. Ich glaube, das ist in Brandenburg leiser gegangen. Das muss ich schon sagen. Das hängt aber mit den Personen zusammen!

Rosenberger: Das glaube ich auch, also wahrscheinlich auf beiden Seiten, auf Seiten der Politik, aber auch...

Prof. Saupe: ...auf Seiten der Wissenschaft, natürlich! und ich muss sagen, das hat sich in der Folgezeit nicht immer positiv erwiesen, zumindest in der Geographie, welche Leute an welchem Ort, zu welcher Zeit Entscheidungen treffen konnten.

Rosenberger: Das heißt, es war dann für Sie nicht so schwierig Kontakte zu knüpfen mit den neuen...

Prof. Saupe: Nein. Die Rahmenbedingungen hier in Brandenburg waren günstig. Ich bin ein Mensch, der auf andere zugeht. Das sind viele von unseren Kollegen auch gewesen. Natürlich war mir klar, dass es mit den Rahmenbedingungen zusammenhing, dass die Überleitung für Leute, die ordentlich arbeiten und hier ein unbefristetes Verhältnis hatten, möglich war und dass Sie eine Perspektive hatten.

Wir hatten zum Beispiel jüngere Kollegen, denen war von vornherein klar: Die neuen Strukturen geben es nicht mehr her, dass wir hier länger Beschäftigung haben. Sehr gute Kollegen muss man sagen! Die haben dann versucht anderswo Fuß zu fassen. Ein Kollege ist in die Potsdamer Stadtverwaltung gegangen. Der ist heute noch dort. Er war auch für Statistik zuständig, der hat dann dort bestimmte Dinge weitergemacht, und hat dort gut Fuß gefasst. Ein anderer Kollege hat sich mit einem Planungsbüro selbstständig gemacht. Es ist also nicht so, dass nicht Federn gelassen wurden. Wir hatten aber auch den Vorteil, oder ob es ein Vorteil oder Nachteil ist, das kann man schwer sagen, dass ein Teil unserer Kollegen in das Rentenalter ging oder kurz vor dem Rentenalter stand. Das hing mit den Umständen zusammen. '48 war die Gründung, in den 50er Jahren kamen die frisch installierten Professoren und die gingen in der Wendezeit in Rente.

Rosenberger: Also war es sowieso ein Generationswechsel zu dem Zeitpunkt.

Prof. Saupe: Ja, genau. Das war nicht überall so, aber bei uns ergab sich das so. Dadurch waren für mich persönlich diese Bedingungen nicht so kompliziert. Man musste viel arbeiten, es mussten auch die Curricula neu gemacht werden. Wir haben zum Beispiel sofort den Diplomstudiengang, der, weil es eine Pädagogische Hochschule war, lange Zeit ruhte, wiederaufleben lassen. Da musste ein neues Curriculum her. Dann hat sich die physische Geographie gedacht, wir gehen in Richtung Geoökologie. Das waren wieder neue Brüche, die wiederum verarbeitet werden mussten. Also es war durchaus eine Zeit, die auch für die Ausbildung sehr turbulent war.

Rosenberger: Also es gab ja das Institut für Geographie...

Prof. Saupe: ...und Geoökologie.

Rosenberger: Geographie und Geoökologie.

Das hat sich immer mal verändert und ist dann auseinandergegangen.

Prof. Saupe: Das ist auseinandergegangen, jetzt sind sie wieder zusammen.

Rosenberger: Jetzt sind sie wieder zusammen, genau.

Prof. Saupe: Mit der Universitätsgründung gingen sie getrennte Wege. Wir haben lange für den Diplomstudiengang gekämpft, der uns dann aber nicht weiter gestattet wurde, vielleicht schon weil man sah, es wird umgestellt in Richtung auf Bachelor und Master - wir hatten zwar Diplomanden, die trotzdem absolvieren konnten, aber der Diplomstudiengang wurde nicht endgültig bestätigt. Ich war damals bis zum damaligen Präsidenten des Landtages Herrn Knoblich gegangen, um das noch durchzuboxen. Ich habe damals noch Probleme oder eine Rückfrage des dann zweiten Rektors Prof. Loschelder bekommen, weil ich Hierarchieebenen übergangen habe. Frauen diskutieren mehr von der Sache her, die schauen nicht so sehr, welche Ebenen dazwischen eine Rolle spielen. Das ging dann nicht mehr weiter, und dann habe ich eigentlich...

Rosenberger: Noch mal ganz kurz. Dieser Diplomstudiengang wurde begonnen '91?

Prof. Saupe: Ja, gleich mit der Brandenburgischen Landeshochschule ist dann dieser Diplomstudiengang neu installiert worden, aber die müssen dann offiziell bestätigt werden. Und er ist dann nicht für die Weiterführung bestätigt worden. Für diesen Übergang...

Rosenberger: Und wie viele Studierendengenerationen gab es da?

Prof. Saupe: Im Grunde genommen waren das Überläufer aus dem Lehramt, die dann noch ein weiteres Jahr dran gehängt haben und dann den Diplomstudiengang...

Rosenberger: Ach so, gewechselt sind.

Prof. Staupe: Ja, gewechselt sind. Es gab auch Neuimmatrikulierte. Zum Schluss waren das dann vielleicht zehn, zwölf, eine Gruppe im Grunde genommen. Es waren dann fünf Jahre und Mitte der neunziger Jahre war Schluss. Wir hatten inzwischen die Eckprofessur, die durch Emeritierung neu zu besetzen war, neu besetzt und mit der Unterstützung der anderen Kollegen versuchte ich dann, den Studiengang Regionalwissenschaften neu zu etablieren, das war der erste Bachelor- und Masterstudiengang. Das gab es in den neunziger Jahren noch gar nicht. Ich merkte, wie schwierig das ist, weil es ein interdisziplinär angelegter Studiengang war, wo man sich auch mit den Volkswirtschaftlern und den Verwaltungswissenschaftlern koordinieren musste. Und dann mussten auch noch die Geowissenschaften mit drin sein. Die Koordinierung, um für die Studenten ein sinnvolles Studieren zu ermöglichen, war schon schwierig. Das ist mir gelungen, aber nur weil wir nur eine Truppe hatten. Es war eine zwanziger, fünfundzwanziger Gruppe. Durch die freie Studienwahl hatte man nicht mehr so die Übersicht, wie sie zu DDR-Zeiten. Da gab es nur die Immatrikulation von Seminargruppenstärken.

Rosenberger: Also diese Klassenstruktur...

Prof. Staupe: Ja. Es sind dann noch eine ganze Reihe Studenten durch meine Hände gegangen. Allerdings ist dieser Studiengang auch nicht weitergeführt worden. Das hatte mit Problemen mit der Entwicklung des Faches hier an der Uni zu tun. Ich muss sagen, da habe ich mich dann auch nicht mehr so reingehängt. Das waren Zeiten, in denen ich nicht mehr selbst an der Uni war, in denen dann die Entscheidungen getroffen wurden. Ich bin da weder verantwortlich, noch habe ich versucht mich in irgendeiner Weise da reinzuhängen.

Rosenberger: Bis wann waren Sie an der Uni Potsdam?

Prof. Staupe: Ich wollte eigentlich, so wie das zu DDR Zeiten üblich war, mit 60 in die Rente gehen und habe durch Altersteilzeit aber bis 63 gearbeitet. Im Blockmodell konnte man mit 60 gehen und hat drei Jahre dann noch, das war eine besondere Regelung, für weniger Entgelt und mit entsprechend

verkürzten Rentenvergütungen dann eher in Rente gehen dürfen. Ich habe dann mit 60 fachlich hier aufgehört und dann noch drei Jahre weiter durch das Blockmodell vollgearbeitet, aber nur die Hälfte verdient.

Rosenberger: Das hört sich jetzt erstmal nicht so gut an.

Prof. Staube: Ja nun gut. Also wissen Sie, ich glaube die Entscheidungen sind da bei Frauen anders als bei Männern. Für mich war entscheidend, dass mein Mann knapp fünf Jahre älter ist als ich und er schon in der Rente war. Man möchte noch ein bisschen gemeinsames Leben gestalten und dafür war die Entscheidung für mich in Ordnung. Ich habe sie auch bis heute nicht bereut.

Rosenberger: Und das war dann in welchem Jahr?

Prof. Staube: Das war 2004.

Rosenberger: 2004.

Prof. Staube: 38 Jahre habe ich dann gearbeitet.

Rosenberger: Und noch länger an der Uni, also 42 Jahre...

Prof. Staube: Ja.

Rosenberger: Mit dem Studium...

Prof. Staube: Mit dem Studium sowieso.

Rosenberger: Wirklich eine lange Zeit. Das heißt Sie haben zwei Studiengänge mitgeplant und neugestaltet.

Prof. Staube: Neugestaltet. Ja. Und was für mich völlig neu erarbeitet werden musste, war dieser Schwerpunkt "Raumforschung und Raumordnung" oder "Raumordnung und Landesplanung" in der Lehrtätigkeit. Das hängt aber auch damit zusammen, dass das mein Brot gewesen ist. Denn unter diesem Thema ist dann auch angewandte Geographie möglich gewesen, unter diesem Label "Raumordnung, Landesplanung". Da kann man dann entsprechende Untersuchungen und Forschungsrichtungen anstreben. Und das haben wir dann auch gemacht. Das war dann ganz gut. Das war dann Mitte der 90er Jahre als ich die außerplanmäßige Professur bekommen habe. Zwar ist man König ohne Land, man ist zwar in seiner eigenen Dienststellung, aber man hat auch keinerlei andere Lehrkräfte die einem zugewiesen sind, man muss das dann durch Forschungsaufträge ausgleichen, wo man dann durch Mittel, die man einwirbt auch entsprechende Projektkräfte bekommt, um so die Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Für mich waren auch immer die Studenten eine ganz wichtige Gruppe, mit der auch Forschung zu machen ist. Das war zu DDR- Zeiten so, aber das war jetzt nach der Wende gleichermaßen so. Diese Verknüpfung von Lehre und Forschung auch für die Studierenden, das war für mich von Anfang an wesentlich. Empirische Forschung können Sie gar nicht anders machen.

Rosenberger: Also im Sinne von Bachelorarbeiten...

Prof. Staube: Ja, nicht nur. Auch die Ausbildung dorthin. Wir hatten ja zu DDR Zeiten, das hieß wahlweise obligatorische Ausbildung, da konnte man sich entscheiden in welche Richtung möchte man seine Arbeit später machen, seine Abschlussarbeit. Da wurde man meistens schon in eine Gruppe eingebunden. Weil es dann um irgendein Forschungsthema, an dem mehrere arbeiteten, ging, sodass die Studenten das Arbeiten im Team üben konnten. Man musste im Vornhinein schon Ergebnisse präsentieren und konnte nicht im stillen Kämmerlein vor sich hinforschen.

Rosenberger: Aber die größte Gruppe der Studierenden waren immer Lehramtsstudierende?

Prof. Staube: Ja, natürlich. Auch nach der Wende. Aber das war dann zum Teil relativ kompliziert, weil sehr unterschiedliche Abschlüsse angestrebt wurden. Manche wollten Grundschullehrer werden. Geographie ist da dann bis zur sechsten Klasse. Das sind dann schon zwei Jahre Geographieunterricht. Also musste man für diese Gruppe ein anderes Lehrangebot machen, als für die, die dann bis zur Sekundarstufe zwei unterrichten. Da fühlten wir uns auch verpflichtet es anzupassen. Ich hatte immer den Eindruck, wenn ich mit Kollegen aus den alten Bundesländern, Fachkollegen, gesprochen habe, dass da die Lehrerausbildung immer ein fünftes Rad am Wagen gewesen ist. Ich fand das von Anfang an nicht gut, weil ich der Meinung bin: So wie die Ausbildung der Lehrer für die Schule ist, so gut oder nicht gut, kann dann in der Schule die Bildung für die Schüler sein.

Rosenberger: Das ist sicherlich richtig.

Prof. Staube: So war das, aber das hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass wir das selbst so erfahren haben.

Rosenberger: Vielleicht auch schon aus der Geschichte, dass am Anfang nur Lehramtsstudierende da waren und dass dann einfach der Fokus stärker war und man sich nicht immer so zwischen diesen verschiedenen Gruppen...

Prof. Staube: Diese Meinung, dass in den Pädagogischen Hochschulen keine Forschung betrieben worden sei: ich hätte mir das überhaupt nicht vorstellen können. An einer Einrichtung, auch an dieser Hochschuleinrichtung, wäre ohne Forschung überhaupt keine Arbeit möglich. Deshalb ist für mich manches sehr unverständlich gewesen, das jetzt auch zum Teil von einigen Kollegen geäußert wurde. Dass an der Hochschule keine Forschung betrieben wurde, das halte ich natürlich schon für sehr blauäugig, naiv, oder ich weiß nicht wie ich es sonst nennen soll, blind, kann man auch sagen. Es ist schwierig.

Rosenberger: Das war jetzt ein sehr langer Zeitraum zu sehr verschiedenen Zeiten. Wie würden Sie die Veränderungen im Institut beschreiben? Hat sich da etwas verändert?

Prof. Staube: Im Institut ist das sicherlich schwierig gewesen, dadurch, dass wir als die Wende kam doch gleich am Anfang unsere - wir hatten eine Eckprofessur im Bereich der Wirtschafts- und Sozial...

Rosenberger: Darf ich noch einmal kurz dazwischen fragen...

Prof. Staube: Ja.

Rosenberger: ...wie groß war denn das Institut vor der Wende ungefähr?

Prof. Staube: Das Institut hatte drei Abteilungen. Da war die physische Geographie, die Wirtschafts- und Sozialgeographie und die Methodik. Es blieb die Wirtschafts- und Sozialgeographie und die Methodik, wenn wir die jetzt die Universitätszeit nehmen, übrig, und die waren dann die Geographie. Die physische Geographie ist zum Institut für Geoökologie geworden.

Rosenberger: Beziehungsweise wurde dann Erd- und Umweltwissenschaften.

Prof. Staube: Ja, das war aber erst später. Das war deutlich später.

Rosenberger: Das war dann deutlich später...

Prof. Staube: '91 war die Professur vakant. Wir hatten eine, heute würde man sagen C4 Professur, eine Dozentur und eine apl. Professur. Beide sind dann in Rente gegangen und es war eine C4 Professur, die ausgeschrieben wurde. Der Prozess der Ausschreibung dauerte schon relativ lang. Das war ein bisschen schwierig.

Rosenberger: Das war '91?

Prof. Staube: 91 muss das gewesen sein. Das ging schon in die Zeit der Uni, wir waren schon Universität. Ich hatte mich auch beworben, mir war aber ziemlich klar, dass man da als Hausberufung nicht viele Möglichkeiten hatte. Und dann ist diese Professur auch berufen worden, das hat allerdings relativ lange gedauert. Es waren dann solche Verwaltungssachen, ehe das wirklich in Gang kam, was uns natürlich Zeitverlust gebracht hat. Wir, ein Kollege, der Dozent zu DDR Zeiten war und ich, waren die beiden, die, bevor die neue Professur installiert, war die ganzen Dinge bewältigen mussten mit neuen Curricula.

Rosenberger: Auch für die Lehramts...

Prof. Staube: Auch für die Lehramtsstudenten.

Rosenberger: Und dann haben Sie noch den Diplomstudiengang initiiert.

Prof. Staube: Ja, das haben wir. Das war so, im Grunde musste man noch spezielle Richtungen anschweißen. Das war das Hauptproblem. Dann war die neue Professur berufen. Das wurde ein Kollege ernannt, der stärker in die sozialgeographische Richtung ging, sich auch mehr den Sozialwissenschaften, die jetzt in Griebnitzsee etabliert sind, zuwandte. So divergierte es ein bisschen in Bezug auf die Verbindung zur Mat-Nat Fakultät. Ich habe es persönlich so erfahren, dass es eine größere Distanz gab. Ich habe es als Isolation empfunden, dass die einzelnen Professorenstellen nach der Wende mehr für sich agierten und ihre Entwicklung betrieben. Denn so waren die Verhältnisse in den alten Bundesländern, während es bei uns doch etwas andere Verhältnisse gab. Das war mehr kollektiv, haben wir früher gesagt, also mehr Teamgeist mit weniger Konkurrenz. Das hing auch damit zusammen, dass es weniger Leute gab, die konkurrierten. Wir hatten nur fünf geographische Einrichtungen, die sich alle kannten. Es wurde klein gehalten, auch der Nachwuchs wurde klein gehalten. Wahrscheinlich hat es sich dadurch anders entwickelt und es war dann nach der Wende doch etwas anders. Wobei ich sagen muss, ich habe durchaus auch Unterstützung durch die neue Eckprofessur erfahren. Der Kollege, der berufen wurde, hat mich beispielsweise in meiner apl Professur unterstützt. Da mussten auch auswärtige Gutachter bestellt werden, die dann die Einschätzungen machten. Wir sind gut miteinander ausgekommen. Aber in der Forschung waren das getrennte Wege.

Rosenberger: Also das heißt, es gab eigentlich keine Kooperation?

Prof. Staube: In dem Sinne nicht, nein. Es war dann so, dass ich mit meinen Leuten, mit Doktoranden und so, eigenverantwortlich gemeinsame Forschungsprojekte gemacht habe. Es war gut für mich, dass ich mit dieser apl. Professur meine eigenen Vorstellungen entwickeln und meine eigenen Verbindungen knüpfen konnte. Das war in Ordnung.

Rosenberger: Gab es atmosphärisch Zeiten, wo es mit diesem Wechsel schwierig war oder ging das für die meisten relativ...

Prof. Staube: Richtig schwierig würde ich nicht sagen. Ich habe es nicht so empfunden.

Rosenberger: Wahrscheinlich haben es eher diejenigen so empfunden, von denen Sie vorhin sprachen.

Prof. Staube: Gleich am Anfang, das heißt noch vor der Unigründung, wurden alle "gegauckt", wie man so schön sagt. Das heißt es wurden alle darauf überprüft, ob sie zum Beispiel mit der Staatssicherheit zusammengearbeitet hatten. Man hat etwas ausfüllen müssen - und dann bekam man die Rückmeldung: "Du bist gegaukt, die Sache ist abgehakt". Und ich meine, es gab natürlich Kollegen, die sich zu DDR Zeiten da doch engagiert haben. Diese Kollegen - zumindest war das bei uns so - es gab

einen Kollegen, der ist gleich, da war die Wende noch im Gange, gar nicht mehr aufgetaucht. Der hat sich einfach so...

Rosenberger: Der wusste so...

Prof. Staube: Der ist weg gewesen, sodass es auch nicht offene Rechnungen gab, die zu begleichen waren.

Rosenberger: Es war vermutlich der Kreis so klein, dass man sowieso voneinander wusste? Oder war das für Sie erstaunlich, dass der plötzlich wegblieb?

Prof. Staube: Also ich muss ehrlich sagen, vielleicht war man da auch ein bisschen naiv. Ich gehe davon aus, weil die Mehrheit der Kollegen Mitglied der SED war.

Rosenberger: Musste sein oder...?

Prof. Staube: Nein, musste man nicht. Es gab zum Beispiel, wenn ich an die Methodiker denke, da gab es Leute die waren in der MLPD, das war eine andere Richtung. Aber die Masse war in der SED, so ist es eben auch gewesen, es war untereinander eine relativ freie Diskussion. Also wenn ich daran denke, man wollte ja doch mitgestalten und hat aber immer mehr gemerkt, wie die Möglichkeiten immer geringer wurden, es immer schwieriger wurde und gerade wenn man so...

Rosenberger: Gegen Ende der DDR?

Prof. Staube: Das fing schon 1980 an. Als Geograph, wenn man sich mit Territorialforschung beschäftigte, hat man gemerkt, wie das Korsett immer knapper wurde. Dann kam diese sogenannte Energieträgerumstellung.

Prof. Staube: Das heißt es wurde alles - weil nicht mehr genügend Erdöl aus der Sowjetunion geliefert werden konnte, beziehungsweise wir konnten es nicht mehr bezahlen, weil es in Devisen bezahlt werden musste - also wurde alles wieder auf die Braunkohle umgestellt. Und da gab es dann bei uns Diskussionen.

Prof. Staube: Da wurde Braunkohle in die Heizwerke von der Lausitz bis nach Rostock gefahren. Und wir haben den Geographiestudenten, beigebracht, wenn Braunkohle, dann sofort vor Ort verarbeiten! Weil mit jedem Transport jede Menge Wasser umsonst transportiert wird, also gegen jede Logik. Da waren schon bei vielen Zweifel: Wie soll das weitergehen? Es hat aber auch keiner, das muss ich auch für mich sagen, irgendwie versucht da eine Lösung zu finden, oder sich gedacht da müssen wir was sagen. Das würde ich mir heute auch vorwerfen. Man hat damals gesagt: Du machst jetzt deine Sachen so gut wie es geht und nach bestem Wissen und Gewissen. Aber man hat eben die Augen verschlossen. Das gebe ich zu.

Rosenberger: Oder geglaubt, dass es sowieso nichts hilft.

Prof. Staube: Ja! Aber man hat gesehen, das geht nicht weiter. Ich muss Ihnen ehrlich sagen, also schon das ganze letzte Jahr, das fing '88 an, '89, das ging einem richtig an die Nieren. Man sagte, so kann es doch hier nicht weitergehen. Es war so eine Art Ausweglosigkeit, die ich empfunden habe. Auch in der Familie. Mein Sohn wurde noch '89 im Oktober zur Armee eingezogen.

Rosenberger: Im Oktober noch?

Prof. Staube: Also Ende September, Anfang Oktober. Er ging dann in die Grundausbildung und sollte am 19. November oder so vereidigt werden. Er hat dann bei uns angerufen: „Ihr braucht nicht zur Vereidigung zu kommen „Ich habe mich zu den Spatensoldaten gemeldet. Ich werde nicht vereidigt und das liegt jetzt beim Militärgericht in Schwedt.“ Wir entschieden uns trotzdem zu kommen, weil

wir ihn ja auch stärken wollten. Ich habe diese Verweigerung, etwas mit der Waffe zu machen, völlig verstanden. Das waren dann auch Dinge, die einen mitgenommen haben. Und dann kam der 9. November dazwischen. Er ist dann in den Zivildienst, unter den neuen Verteidigungsminister Eppelmann gekommen. Später hat er sich dann beurlauben lassen, ehe das große Stühlerücken, auch in seinem Beruf in der Medienlandschaft - er hat beim Sender Potsdam Tontechniker gelernt- losging. Seine Kollegen haben gesagt, wenn du jetzt nicht kommst, dann sind die Messen gesungen. Da hat er sich beurlauben lassen von seinem Zivildienst, das hat er auch gekriegt von Herrn Eppelmann, und konnte sich dann in seinem Beruf, als Tontechniker, in der neuen Sendeanstalt...

Rosenberger: Also jetzt RBB.

Prof. Staube: RBB jetzt, Radio Eins. Also er ist jetzt beim Radio Eins, das gehört zum RBB. Meine Tochter hat das letzte Ostabitur gemacht.

Rosenberger: Die ist ja noch ein bisschen jünger.

Prof. Staube: Die ist ein bisschen jünger, ja. Die hat im Sommer '91, das war das letzte Ostabi... Und dann hat sie uns erzählt, dass sie jetzt ein Jahr Au Pair macht. Für uns war das alles neu, sie hatte natürlich jetzt ganz andere Bedingungen und Chancen. Das war schon nicht schlecht.

Rosenberger: Ja, für die war das dann plötzlich alles möglich.

Prof. Staube: Die Welt war offen Und sie kam nach einem Jahr aus Südengland wieder und studierte in Berlin, suchte sich auch eine eigene Wohnung. Es waren schon turbulente Zeiten.

Rosenberger: Noch einmal eine kurze Nachfrage: Bei Ihrem Sohn, das war gerade so eine Zeit, gut 9. November war das Datum. Aber vorher war ja auch schon der 3. Oktober mit diesen Demonstrationen und die Angst, wie reagiert der Staat auf was? War das Teil der Entscheidung Ihres Sohnes nicht an die Waffe zu gehen, aus Angst auch das da...?

Prof. Staube: Nein, nein, das hat sich schon länger angedeutet. Das "Sputnik"-Verbot war ein ganz wichtiger Anlass zu DDR Zeiten, wo viele gesagt haben: Was ist denn jetzt los? Das hing schon mit der Gorbatschow Entwicklung zusammen, die ja auch sehr kontrovers von der DDR-Regierung, gesehen wurde. Und da gab es - damals hieß der Sender Potsdam - da gab es so eine Wandzeitung, auf der man Meinungen äußern konnte. Da hatte mein Sohn sich in einer Kolumne geäußert: Er findet das "Sputnik" Verbot unmöglich. Das ist eine Zeitung in der man viele Dinge über die Sowjetunion erfahren kann und das hat ihn immer interessiert und er versteht das nicht.

Rosenberger: Und das hing irgendwo?

Prof. Staube: Das war die Wandzeitung, so eine Betriebswandzeitung. Das gab es früher in Einrichtungen. Und da ist er dann vor – ich denke es war die Parteileitung oder so, zitiert worden, da sollte er sich erklären. Das hat er uns dann erzählt. Er war Jungfacharbeiter zu der Zeit.

Rosenberger: Das war '88 oder?

Prof. Staube: Ja '88. Und da hat er erklärt, wie er das meint. Es war auch das, wo viele Leute der Meinung waren, dass sie dort abgestempelt wurden, wie man damals sagte, aber es hat ihm nicht geschadet. Die Leute haben sich das angehört. Wahrscheinlich haben viele gedacht, er hat ja Recht, das unterstelle ich jetzt mal, das weiß ich nicht. Aber es hat ihm nicht geschadet! Er hat einen Antrag zum Studium stellen können. Er wollte nämlich Tonmeister werden. Da gab es in Berlin eine Schule, in der Leute, die die zehnte Klasse absolviert hatten, eine Art Aufbaustudium machen konnten, eine Art Fachhochschulstudium war das wahrscheinlich. Und da konnte er sich für die Tonmeisterkarriere bewerben. Er hat alles ausgefüllt, alles abgegeben, aber dann kam eben im Frühsommer die Nachricht,

dass er erstmal zur Armee muss. Anderthalb Jahre und danach würde er eben in Berlin anfangen haben wir uns gedacht. Und dann kam alles anders, was ein Problem war. So etwas gab es nicht, in der neuen Zeit, für ihn. Er ist also Tontechniker, inzwischen bei Radio Eins. Höher geht es nicht. Tonmeister ist er nicht, da fehlt ihm die Qualifikation. Er macht aber alles Mögliche, was im Grunde genommen durchaus - weil er das gerne macht - solcher Tätigkeit auch entspräche. Er ist auch zufrieden in seinem Beruf, aber bestimmte Dinge sind abgeschnitten gewesen für ihn.

Rosenberger: Klar, weil es...

Prof. Staube: Weil die Verhältnisse andere waren, andere Rahmenbedingungen.

Rosenberger: Also er hätte noch mal neu überlegen müssen...

Prof. Staube: Es gab, eine Rundfunk... Weil auch die privaten Verhältnisse dann anders waren, hätte er das Studium später wahrscheinlich nicht gemacht. Ich will jetzt nicht für meinen Sohn sprechen, ob er diese Karriere weiter gemacht hätte... Bloß wenn wir manchmal zusammen sind, dann stellen wir fest, dass manches ein bisschen anders gelaufen ist. Das sind die Zufälle des Lebens.

Rosenberger: Ja, so ist es einfach. Das stimmt. Und den Mauerfall selbst, wie haben Sie den erlebt?

Prof. Staube: Ja! Da war ich zu einer Tagung in Leipzig, ich habe nochmal nachgeschaut. Das muss eine Forschungstagung gewesen sein, ich habe da nicht mehr viel in meinem Notizbuch stehen. Ich weiß aber noch genau: Wir kamen – der Zug, der von Leipzig kam, kam gegen neunzehn Uhr in, damals Potsdam Hauptbahnhof - heute Pirschheide – an. Und ich habe mich noch beeilt, dass ich nach Hause komme, weil die Pressekonferenz immer gegen neunzehn Uhr war. Ich dachte mir, man, du, da muss was passiert sein. Mein Mann hat dann auf - was ist das jetzt? ZDF oder so – geschaltet. Und da haben wir diese berühmten Worte, die jetzt immer wieder laufen wie eine Endlosschleife, gehört. Man konnte es erstmal gar nicht so recht glauben. Ich habe es dann am nächsten Tag gemerkt. Ich hatte Freitag früh, das war ja auch bei uns so eine Zeit, halb acht fing die erste Vorlesung an, das war so eine Frühzeit...: ein paar Figuren waren da. Die anderen waren alle in Westberlin. Also ja, das hat man mit schmunzeln registriert.

Rosenberger: Die haben das alle schon seit Freitag mitgekriegt?

Prof. Staube: Ja, zum Teil. Es war ausgedünnt. Das war ein ziemlich zeitiges Seminar, es war also sowieso eine übersichtliche Truppe. Also mit denen habe ich dann das Seminar gemacht. Wenn du Student gewesen wärest, hättest du es wahrscheinlich auch so gemacht. Ich bin selbst dann erst deutlich später rüber. Und zwar im Zusammenhang mit einer Tagung, die in Berlin war, zur Demographie, der Humboldt-Universität. Das war eine lange angekündigte internationale Tagung und da bin ich dann am Checkpoint Charlie rüber gegangen. Man war schon erst einmal sprachlos. Also diese Umsetzung: "Jetzt guckst du erstmal an die Glienicker Brücke" - auf die sind wir gar nicht gekommen. Aber dann ging das alles doch ziemlich rasch und dann war auch ziemlich viel Dynamik an der Hochschule damals. Was sich da neu bildete. Da waren auch viele Frauen aktiv. Gewerkschaften die sich neu gegründet haben. Dann dieses Konzil, das gewählt wurde, was es früher gar nicht gab. Wo man kandidierte, wo dann die einzelnen Personalgruppen ihre Vertreter gewählt haben. Das war dann alles neu, da wurde Demokratie geübt.

Rosenberger: Und das haben Sie als positiv empfunden, den Aufbruch und diese Erfahrungen?

Prof. Staube: Ja, durchaus, das muss ich schon sagen.

Rosenberger: Und gibt es noch irgendwas was Sie von früher kennen, wo Sie bedauern das es verloren gegangen ist? Oder denken Sie, jetzt ist alles jetzt demokratischer oder...?

Prof. Staube: Na ja, demokratischer? Was ich manchmal denke, ist, Netzwerke, wie sie heutzutage genannt werden, die alten Verbindungen, sind verloren gegangen. Es wird heute viel darüber gesprochen, warum im Osten nicht so viele Leute in Führungspositionen sind. Das ist jetzt die große Debatte. Ich meine, das erklärt sich auch aus der Natur des Menschen. Der Mensch knüpft Verbindungen mit anderen Menschen und wenn er auf eine bestimmte Ebene kommt, dann möchte er auch in der Ebene, in der er entscheidet, Leute haben, mit denen er vertraut ist. Also zieht er die nach.

Rosenberger: Denen er vertraut, vielleicht auch.

Prof. Staube: Ja, denen er eben vertraut. Und das - heute sagt man nur "der Netzwerker" und findet das nicht schlimm. Früher hat man Seilschaften gesagt. Es gab früher auch Netzwerke. Diese Kappung von Netzwerken, das habe ich als schwierig empfunden. Es ist mir auch nicht wirklich gelungen, dauerhafte, größere Verbindungen in diesen Jahren nach der Wende, über die Verbindungen die aus DDR Zeiten stammen, aufzubauen. Andererseits muss ich sagen, dass man mit Zugezogenen, die aus den alten Ländern kamen, durchaus gute Kontakte aufbauen kann. Das ist ohne Zweifel so und ich muss auch sagen die freie Meinungsäußerung, unbelastet seine Meinung sagen können, das ist schon ein hohes Gut. Aber gerade für einen Geographen, ist die Welt nun wirklich besser anzusehen. Denn wenn man die Welt sieht, dann weiß man auch bestimmte Dinge im eigenen Land besser zu schätzen, beziehungsweise kritischer zu hinterfragen. Wenn man mehrere Systeme erlebt hat - in diesem Fall zwei, wird man kritischer und man erkennt bestimmte Grundstrukturen wieder. Ich erkenne in der Bundesrepublik Strukturen, die es zu DDR-Zeiten auch gegeben hat. Es ist nicht so, dass alles völlig neu und alles lobenswert ist. Es gibt bestimmte Sachen, die kennen wir auch aus DDR Zeiten. Und es gibt eben Sachen, von denen ich mir gewünscht hätte, dass es mehr Augenhöhe gegeben hätte, weil es im Wissenschafts- und Bildungsbereich, im Bildungsbereich vor allem, zu DDR Zeiten durchaus Dinge gegeben hat, die übernehmenswert gewesen wären. Oder wo man hätte sagen können, man passt sie an, man gleicht einige bestimmte Sachen an, oder man übernimmt einige gute Sachen und macht was Neues draus. Es ist so nicht passiert und es ist auch nicht so vom Volk der DDR gewählt worden. Gewählt wurde der Anschluss und Anschluss heißt, ich gliedere mich ein. Und wir haben die Verhältnisse bekommen, die damals die Wähler gewählt haben. Da muss man kritisch bestimmte Dinge auch ansprechen und kritisch sehen. Dass sie so sind, hängt auch mit solchen Entscheidungen zusammen.

Rosenberger: Das stimmt schon, das waren Wahlen...

Prof. Saube: Natürlich!

Rosenberger: Also das war dann auch einfach...

Prof. Saube: Jedes Volk kriegt die Regierung die es verdient.

Rosenberger: Aber man muss es natürlich auch aus der Vergangenheit sehen. Vielleicht war es auch ein Mangel an Fantasie, an Alternativen, die auch gut sind. Man musste auch erstmal überlegen, was wollen wir überhaupt, wenn alles offen ist.

Prof. Saube: Natürlich waren es unerhört schwierige Zeiten... Und das wäre auch nicht gegangen, wenn man die Sache realistisch sieht. Eine offene Grenze mit zwei unterschiedlichen Systemen... Das wäre nicht gegangen.

Rosenberger: Und jede Sache einzeln neu aushandeln ist sicher auch nicht so...

Prof. Saube: Nein! Und ich muss auch sagen, man hat deutlich mehr gewonnen, wenn man auch bestimmte Dinge kritisch sehen muss. Aber diesen Raum hast du hier. Du kannst Dinge kritisch sehen

und sie auch benennen und Du kannst Dir auch Leute suchen, die diese Sichtweise teilen. Von dieser Seite her denke ich, so wie es gelaufen ist, bin ich mit meinem Lebensweg im Reinen und zufrieden.

Rosenberger: Jedenfalls ein sehr interessantes und auch bewegtes...

Prof. Saupe: Naja!

Rosenberger: ...also bewegt in dem Sinne....

Prof.Saupe: Bewegt in dem Sinne nicht! Immer am selben Standort.

Rosenberger: Genau, immer am selben Standort. Aber außen...

Prof. Saupe: Die einen werden möglicherweise sagen: Die hat sich immer angepasst. Das kann ja sehr schnell gesagt werden. Aber ich bin immer von der Sache ausgegangen. Geographie war für mich immer ein Fach, das ich richtig gerne gemacht habe und ich habe geschaut, was kann ich unter bestimmten Bedingungen wirklich machen. Ich habe gemerkt, ich kann in den alten Bundesländern etwas machen... Befragungen waren zu DDR Zeiten nicht möglich. Es gab schon einige Institute, die das machen konnten, Soziologen und so, aber die Geographie nicht. Also ich habe die quantitativen Methoden angewendet, Daten gab es genug. Und wir hatten gute Bevölkerungsdaten zu DDR Zeiten. Bessere Statistiken, und wenn man die Beziehungen hatte – ich meine lange genug Vertrauen aufgebaut hatte, dann hat man auch Daten einsehen können und interessante Dinge auch ans Licht bringen können. Man hatte dann den Nachteil zu DDR-Zeiten, dass man das dann nicht veröffentlichen konnte, weil das dann schon wieder vertraulich...

Rosenberger: Weil das auf den Daten...

Prof. Saupe: Forschungsberichte waren immer vertrauliche Dienstsachen. Aber man hat gedacht, die lesen das, und werden daraus Schlüsse ziehen. Das war damals so, das ist heute nicht anders. Das kann nicht anders sein. Aber das ist das Brot der Wissenschaft und vor allem derer, die empirisch arbeiten.

Rosenberger: Sind Sie dann noch viel gereist?

Prof. Saupe: Ja, natürlich. Vor allem auch mit Studenten. Wir haben auch Exkursionen gemacht. Ich habe eine Abschlussexkursion - die habe ich lange vorbereitet - mit einer kleinen Gruppe Studierender in Zusammenarbeit mit der GIZ, der Gesellschaft für Entwicklungszusammenarbeit, nach Malawie gemacht. Die heißen jetzt, glaube ich, ein bisschen anders. Wir haben drei Wochen lang dieses Land wirklich gut kennengelernt. Das war das Weitesten, was ich mit Studenten seiner Zeit gemacht habe. Gerade für Lehramtsstudenten war es wichtig, dass sie nicht nur den Touristenblick hatten, sondern den geographischen Blick lernten. Es ist für Lehrer durchaus wichtig, wenn sie in der Schule Geographie unterrichten, dass, wenn sie in ein fremdes Land kommen, sie das Ganze nicht nur mit der Touristenbrille sehen. Ich glaube das hat den Lehramtsstudenten auch eine ganze Menge gebracht. Nachdem wir dann im Ruhestand waren, haben wir uns natürlich auch noch ein bisschen - immer individuell reisend - die Welt angeguckt. Für unsere erste Exkursion, nicht mehr zu DDR Zeiten, als ich hier noch arbeitete, waren wir mit einigen Geographen, natürlich im Sommer, während der semesterfreien Zeit in Costa Rica, damals ein Land, das noch kaum touristisch erschlossen war. Das war interessant und hat uns dann auch dazu bewogen dass wir dann, immer versucht haben uns individuelle Reisen zu organisieren. Das haben wir auch gemacht und das sind die schönen Seiten des Ruhestandslebens.

Rosenberger: Wollen Sie zum Schluss noch etwas sagen?

Prof. Saupe: Nein. Ich möchte nur sagen: Das ist eine äußerst individuelle Sicht, die ich Ihnen hier gegeben habe...

Rosenberger: Ja, das ist ja klar.

Prof. Saupe: Sie müssen das nehmen, wie es ist. Wie ein Mensch seine Bilanz zieht... Die ist bei einer Frau wahrscheinlich anders als bei einem Mann...

Rosenberger: Ach weiß ich nicht. Aber interessant, die vielen Zufälle, ...

Prof. Saupe: Ja natürlich, ja natürlich.

Rosenberger: ...die einen dann im Leben begleiten und die man mitnimmt. Dann, vielen Dank.

Prof. Saupe: Nichts zu danken. Gern geschehen.

Interview mit HD Dr. Werner Neumann

Biodaten:

HD Dr. Werner Neumann

Venia legendi für Experimentalphysik

1957 bis 2000 am Institut für Physik, Arbeitsgruppe Festkörperphysik / Physikkondensierter Materie

Das Interview fand am 13. Februar 2019 statt.

Transkript:

Rosenberger: Guten Tag Herr Neumann. Sehr schön, dass Sie sich bereitgefunden haben, bei unserem Projekt zu *Zeitzeugen der Wende an der Universität Potsdam* und ihren Vorgängerinstitutionen mitzumachen. Vielleicht beginnen wir persönlich mit Ihnen: Seit wann sind Sie an der Universität Potsdam? Haben Sie hier schon studiert?

Neumann: Ich habe hier schon studiert. Ich bin 1953 als Student hierhergekommen und seitdem bis zum Schluss in Potsdam geblieben.

Rosenberger: Also ein sehr stabiles Leben.

Neumann: Ja.

Rosenberger: Und was haben Sie studiert?

Neumann: Ich habe Physik studiert und war später im physikalischen Institut angestellt.

Rosenberger: Bis wann haben Sie studiert? 1953 haben Sie angefangen, haben Sie gesagt.

Neumann: Das Studium ging damals vier Jahre, bis 1957.

Rosenberger: Und dann sind Sie hiergeblieben. Ohne Abschweife in eine Schule?

Neumann: Nein. Im Jahre 1953 begann ich in Potsdam das Fernstudium für Lehrer, die noch nicht die volle Ausbildung hatten. Dafür wurden sehr viele Mitarbeiter benötigt, weil sehr viele Fernstudenten bei uns waren. Zu dem Zeitpunkt als ich fertig war – 1957 – waren es schon vier oder fünf Jahrgänge und jeder Jahrgang mit beachtlichen Studentenzahlen. Aus dem Grunde hat man mir dann das Angebot gemacht, hier zu bleiben. Ich habe nur kurz in den Jahren 1958, 1959 eine Klasse an der Helmholtz-Oberschule in Physik unterrichtet, damit ich auch ein bisschen Schulluft schnuppern konnte.

Rosenberger: Aber nur zum Üben oder zum Kennenlernen?

Neumann: Letztendlich Ja. Ich habe den Unterricht dort jeweils über ein Jahr geführt, aber nur eine Klasse. Das war wirklich nur ein Hineinriechen.

Rosenberger: Beim Fernstudium, waren die Studierenden gar nicht in Potsdam, sondern sie blieben an ihrem Heimatort und kamen nur zu den Prüfungen?

Neumann: Das war etwas komplizierter.

Der Leiter der Abteilung Fernstudium war Herr Schütte. Damals hatte er noch keine Professur, sondern war selbst noch in der Doktorandenphase, also eine sehr frühzeitige Verantwortung.

Es waren generell die sogenannten Neulehrer, die also unmittelbar nach Kriegsende 1946, 1947 eingestellt worden sind und nach einer kurzen Ausbildung, meistens nur ein oder zwei Monate, in den Schulen unterrichteten. Als man es sich dann leisten konnte bekamen sie etwas Zeit für ein nachzuholendes Studium. Und das war in der Regel immer ein Fernstudium.

Rosenberger: Also nebenberuflich. Sie haben also gleichzeitig unterrichtet und waren einen Tag freigestellt.

Neumann: Ja. Das war dann wie folgt organisiert: Sie hatten in der Nähe ihres Wohnortes und ihres Arbeitsortes einen Mentor. Das war meistens jemand von einer Hochschule oder einer ähnlichen Einrichtung. Dort kamen sie in relativ kurzen Abständen zusammen. Wir haben ihnen hier von Potsdam aus Übungsaufgaben übermittelt. Das ist meine Arbeit gewesen. Ich hatte für mehrere Jahrgänge Übungsaufgaben in Physik und Mathematik auszuarbeiten. Die wurden ihnen zugesandt, von den Mentoren dort korrigiert, und dann bekam ich sie wieder zurück. Herr Schütte legte Wert darauf, dass sie noch einmal unter einem einheitlichen Gesichtspunkt durchgesehen wurden. Das war eine recht zeitaufwändige Arbeit. Herr Schütte selbst war Angestellter am Institut für Theoretische Physik und ich war in dieser Zeit auch in der Theoretischen Physik angestellt. Allerdings ging mein Hang immer mehr zur Experimentalphysik und nach zwei Jahren bin ich dann auch in die Experimentalphysik zurückgekommen.

Rosenberger: Haben Sie das Fernstudium weiter betreut, oder dann nicht mehr?

Neumann: Nein. Dann habe ich mich anderen Aufgaben gestellt.

Rosenberger: Das heißt Sie haben in der Experimentalphysik promoviert?

Neumann: Ja. Und das eigentlich auch ziemlich kontinuierlich. Ich hatte meine Staatsexamensarbeit schon in der Experimentalphysik geschrieben, in dem damals noch sehr jungen Gebiet der Halbleiterphysik. Das war damals noch nicht mal zehn Jahre alt und seit die Halbleiterphysik in Deutschland richtig Fuß gefasst hat, waren gar erst vier, fünf Jahre vergangen. Das erste Lehrbuch, daran kann ich mich erinnern, kam 1954 oder 1955 heraus.

Rosenberger: Also noch während Ihres Studiums.

Neumann: Während meines Studiums. Das war mir aber nicht bekannt, als ich meine Arbeit schrieb, das habe ich erst hinterher erfahren.

Rosenberger: Wie es manchmal so ist.

Neumann: Ja. Die Halbleiterphysik hatte in Potsdam Herr Doktor Grunewald eingerichtet. Er war Dozent und ist erst nach mir gekommen. Also während meines Studiums kam er zu uns und ist aber auch nicht allzu lange geblieben. Er ging dann in die Industrie zurück. Er hatte die oxidischen Halbleiter im Blickfeld und das war auch Thema meiner Staatsexamensarbeit.

Rosenberger: Also er hat Ihr Interesse an diesem Thema geweckt?

Neumann: Ja. Er hat mich damals echt gefesselt. Meine Abschlussarbeit fand Eingang in eine Arbeit von Doktor Grunewald und mir, die in den Annalen der Physik erschien, darauf war ich sehr stolz.

Rosenberger: Das ist natürlich ein großer Erfolg für eine Staatsexamensarbeit. Also hochaktuell damals, toll. Und Sie haben dann hier promoviert, in Potsdam?

Neumann: Ja. Das dauerte dann etwas länger. In den Jahren, in denen ich im Fernstudium beschäftigt war, bin ich kaum zu etwas gekommen. Da war die Zeit eigentlich voll ausgefüllt. Und danach, als ich

dann wieder in der Experimentalphysik war, gab es auch einige Probleme. Herr Grunewald war nicht mehr da und der ursprüngliche Leiter des Instituts für Experimentalphysik, Prof. Schmellenmeier, war einem Ruf nach Merseburg gefolgt. Er war also auch nicht mehr da, was uns einige Schwierigkeiten brachte. Es waren relativ wenige Mitarbeiter zu dem Zeitpunkt überhaupt da. Die Halbleiterphysik war noch das Hauptinteresse von drei Mitarbeitern, von Herrn Wedel, der eine Professur in Potsdam hatte, Doktor Ritschel und mir und wir versuchten langsam etwas daraus zu machen.

Rosenberger: Also die Arbeitsgruppe erst richtig aufzubauen.

Neumann: Ja. Wir hatten alle bei Doktor Grunewald gearbeitet aber das musste nun irgendwie am Leben gehalten werden und vor allem brauchten wir Geräte. Dafür brauchten wir Geld, das wir von irgendwo herbekommen mussten. Der neue Institutsdirektor, Dr. Estel, kam aus Leipzig und hat uns sehr geholfen, aber die Halbleiterphysik war nicht sein Arbeitsgebiet. Er vermittelte Beziehungen zum Halbleiterwerk in Stahnsdorf, wo sie an unseren Arbeiten interessiert waren. Die Halbleiterphysik sah damals natürlich anders als heute aus. Außer Germanium und Silizium, den klassischen Substanzen, waren damals auch die oxidischen Halbleiter aktuell, eben das Gebiet, in dem wir etwas Staub gewischt hatten und Stahnsdorf war daran interessiert. Es gab damals Bauelemente – die kennt man heute nicht mehr, Thermistoren und Baristoren – und derartiges hatten sie im Blick. Sie sagten dann: „Macht ihr mal oxidische Halbleiter, wir bezahlen da auch ein bisschen was und mal sehen ob etwas herauskommt.“

Rosenberger: Drittmittelforschung.

Neumann: So in der Art, ja. Aber das reichte nicht ganz und so vermittelte Dr. Estel dann noch Beziehungen zu den keramischen Werken in Hermsdorf. Die haben etwas mehr springen lassen und einige unserer Arbeiten in Potsdam, auch meine Dissertation, finanziert. Sie benötigten Werte über die Wärmeleitfähigkeit, also nichts von dem, was wir bisher getan hatten. Das hatte auch praktisches Interesse, denn es gab eine ganze Reihe von thermoelektrischen Eigenschaften dieser Substanzen. Sie wollten eventuell auch Bauelemente, vor allem Messfühler, daraus bauen und um das einigermaßen effektiv machen zu können, brauchten sie die Wärmeleitfähigkeit. Das war der Aufhänger, durch den ich zu diesem Thema kam. Ich habe mich dann einige Jahre damit herumgeschlagen. Ich musste zunächst einmal eine Messtechnik dazu aufbauen. Das Problem war, dass die Substanz, die interessierte, Bleioxid war. Es gab die relativ einfache Möglichkeit Sinterkörper daraus zu bauen, das heißt zunächst Pulver herzustellen, das dann zu pressen und einer thermischen Prozedur zu unterziehen, so dass ein Polykristall daraus wurde. Das war aber relativ uninteressant. Interessanter war es an Einkristallen zu messen aber Einkristalle von Bleioxid herzustellen, ist nicht ganz einfach und hat uns einige Zeit beschäftigt. Das hat schließlich Herr Wedel recht gut hinbekommen und ich konnte das dann übernehmen. Die Einkristalle waren relativ klein, lediglich drei, vier Millimeter groß. An so kleinen Dingen, die noch nicht einmal ganz exakt gleich geformt waren, die Wärmeleitfähigkeit zu messen, war ziemlich schwierig. Ich habe ein dynamisches Verfahren aufgebaut das ganz gut lief, aber eine zeitlich recht umfangreiche Angelegenheit war.

Rosenberger: Aber offensichtlich erfolgreich.

Neumann: Zum Schluss erfolgreich, ja.

Rosenberger: Wurden ihre Ergebnisse dann auch in Hermsdorf verwendet? Wissen Sie das?

Neumann: Hermsdorf selbst hat es nicht verwendet. Ich war damals aber recht glücklich, da ich das Ergebnis in der „Physica Status Solidi“ veröffentlicht hatte. Damals war es noch so, dass man Sonderdruckeranforderungen von überall bekam. Es hat mich sehr gefreut, dass ich aus allen Erdteilen Anforderungen bekam. Nur Afrika fehlte.

Rosenberger: Das ist ein schöner Erfolg, auf jeden Fall.

Neumann: Und 1965 war ich dann damit fertig.

Rosenberger: Danach sind Sie weiterhin hiergeblieben.

Neumann: Bis dahin war ich wissenschaftlicher Assistent, also befristet. Mein Vertrag war schon verlängert worden, da zwischendurch eine Änderung der Aufgabenstellung im Institutsdienst stattgefunden hatte. 1965 wurde ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter unbefristet angestellt.

Rosenberger: Dann haben Sie weiter in der Lehre mitgearbeitet und Ihre Forschung zu Halbleitern fortgesetzt?

Neumann: Ja. Lehre und Forschung liefen immer parallel. Mal überwog das eine, mal überwog das andere, je nachdem wie die Anforderungen gerade waren.

Rosenberger: Das heißt Sie haben eine sehr lange Zeit am Institut verbracht. Wie haben Sie dann die Wende erlebt, und die Veränderungen, die damit einhergingen – am Institut und persönlich?

Neumann: Das war auch noch einmal eine sehr spannende Angelegenheit. Da müsste ich ein wenig weiter ausholen. Zwischendurch hatte sich unser Arbeitsgebiet verändert. Die Zusammenarbeit mit den keramischen Werken Hermsdorf endete mit meiner Dissertation. Sie wurde nicht fortgeführt und die Halbleiterwerke Stahnsdorf waren dann auch der Auffassung, das sei nicht mehr ihre Richtung. Sie spezialisierten sich dann vor allem auf Silizium und bauten Hochleistungsdiode, in erster Linie für die Elektrolots, die dort eingesetzt wurden und die Hennigsdorf brauchte. Bei uns hatte es sich dann in sofern verändert, als Professor Junghänel aus Chemnitz, damals noch Karl-Marx-Stadt, als Institutsdirektor nach Potsdam kam. Er brachte neue Messmethoden mit, insbesondere die optische Spektroskopie. Wir versuchten mit unseren bisherigen Erfahrungen etwas Gemeinsames daraus zu machen. Da nun Stahnsdorf ohnehin gesagt hatte, dass die oxidischen Halbleiter sie nicht mehr interessierten, wurde an Molekularkristallen gearbeitet. Wir wechselten also von der anorganischen Substanz zur organischen Substanz und arbeiteten dort zunächst auch an Kristallen.

Rosenberger: Die Sie auch selbst hergestellt haben?

Neumann: Das konnten wir natürlich nicht selbst. Das machte ein Kollege aus der organischen Chemie.

Rosenberger: Aber sie wurden auf jeden Fall in der Hochschule hergestellt.

Neumann: Ja, in der Hochschule. Da die Messtechnik, die eigentlich wünschenswert gewesen wäre, über die Möglichkeiten bei uns hinausging, wurden Partner gesucht. Das hatte vor allen Dingen Professor Junghänel mitvereinbart. Er kam aus Chemnitz und die hatten eine recht enge Beziehung zum Institut für Reizstoffforschung in Dresden. An diesem Institut war zur damaligen Zeit noch der spätere Professor Hamann beschäftigt. Er hatte sich bereits mit organischen Substanzen beschäftigt, organischen Halbleitern, und so ergab sich dann eine Zusammenarbeit, zwischen Potsdam, Chemnitz und Dresden. Professor Hamann mit einigen Mitarbeitern wechselte dann an die Technische Hochschule Chemnitz. Schließlich kamen noch die Pädagogische Hochschule Erfurt und die Pädagogische Hochschule Güstrow hinzu. Wir bildeten dann eine Arbeitsgruppe "organische Halbleiter" später "organische Festkörper", weil der Themenbereich etwas erweitert worden war. Das musste natürlich auch finanziert werden. Damals gab es so genannte Hauptforschungsrichtungen, in die wir integriert waren und durch die wir unser Geld für die Forschung bekamen. Das war der Zustand bis 1970/71. Dann wurde uns von der Hauptforschungsrichtung empfohlen, von den organischen Molekülkristallen auf Polymere umzusteigen und zwar aus dem Grund, dass dort dringend Grundlagenforschung betrieben werden musste. Das war auch für die Technik interessant. Diese Substanzen, Polymere, einige Polymere, wurden in der Kabelindustrie eingesetzt und es gab einige Probleme, die zu lösen waren. So ergab sich auch eine recht enge Zusammenarbeit mit der Technischen Hochschule in Ilmenau, die gerade was Isolierstoffe anging, in der Grundlagenforschung in der DDR führend war. Das war der Zustand zur Wende. Es existierte eine Arbeitsgruppe von zunächst

einmal vier Hochschulen und wir führten alljährlich eine Tagung durch, bei der alle, die in der DDR an elektrischen Eigenschaften organischer Substanzen arbeiteten, vertreten waren. Es waren Merseburg und die Universitäten Dresden und Jena vertreten und auch Rostock war teilweise mit dabei.

Rosenberger: Ilmenau auch?

Neumann: Ilmenau sowieso, mit denen waren wir eng verkoppelt. Auch andere aus dem sozialistischen Ausland, insbesondere waren regelmäßig die Universitäten und Prag dabei. Ich hatte Beziehungen zu einem Forschungsinstitut für Kabel- und Isolierstoffe in Bratislava hergestellt. Da fuhr ich jedes Jahr einmal hin. Die waren eigentlich auch immer vertreten. Manchmal war auch noch jemand aus Bulgarien und aus Polen dabei. In Polen hatten wir auch sehr enge Beziehungen zu einem Forschungsinstitut für makromolekulare Substanzen in Lodz. Der Leiter dort war Professor Krszewski. Er war ein international sehr anerkannter Wissenschaftler auf dem Gebiet. An dem kam man eigentlich nicht vorbei, wenn man auf dem Gebiet arbeitete. Er oder seine Mitarbeiter waren auch immer vertreten. Dann muss ich auch noch das Institut für Makromolekulare Chemie in Adlershof erwähnen. Das war ein Akademieinstitut und die brauchten wir dringend für die Herstellung unserer Proben. Der Leiter des Instituts war Professor Raubach, ein sehr lebendiger Mann, er schwärmte für seine Substanzen und konnte auch uns begeistern. Einer seiner Mitarbeiter war Doktor Schlosser, ein Physiker, mit dem wir einen sehr engen Kontakt hatten. Bis zu dem Wendejahr herrschte eine sehr enge Zusammenarbeit. Deswegen habe ich Ihnen auch dieses Buch mitgebracht, das ist aus dieser Forschungsgruppe hervorgegangen. Hier liegt noch ein Zettel drin. Das hier sind die technisch-physikalischen Monographien.

Rosenberger: "Organische Festkörper und organische dünne Schichten".

Neumann: Das sind die Forschungsergebnisse bis 1972, '73. Das Buch selbst ist natürlich später herausgekommen. Redigiert hat das Professor Hamann und wir alle haben hier unsere Arbeiten noch einmal zusammengefasst. Man sieht, dass das Inhaltsverzeichnis recht reichhaltig ist. Ungefähr ein Drittel davon stammt von uns, also aus Potsdam. Und hier sind alle Mitarbeiter, die es im Laufe der fast fünfzehn Jahre gegeben hatte, aufgeführt. Das ist auch für mich nach wie vor eine schöne Erinnerung.

Rosenberger: Und die Grundlage waren die Kooperationen, die Sie angesprochen haben, die zu den jährlichen Tagungen führten.

Neumann: Ja, was im Laufe der Jahre zusammengekommen ist und natürlich auch veröffentlicht worden war, ist hier noch einmal unter einem einheitlichen Gesichtspunkt zusammengefasst worden. Dasselbe sollte dann noch einmal über die Problematik der Polymere erscheinen und das war auch in Vorbereitung, aber ist dann ein Wendeopfer geworden. Es ist nicht zustande gekommen, weil die Akademie in Adlershof aufgelöst wurde. Sie waren nicht mehr in der Lage uns etwas herzustellen und hatten dann auch andere Sorgen, als etwas zu schreiben. Professor Hamann war in Chemnitz entlassen worden, aus mir unverständlichen Gründen. Den Pädagogischen Hochschulen in Güstrow und in Erfurt ging es auch nicht gut, Güstrow ist ganz aufgelöst worden. Es war eigentlich schade, aber niemand fand mehr die Zeit, um das zusammenzuschreiben, auch wir nicht. Es waren so viele Probleme zu lösen, da blieb das dann eben auf der Strecke.

Rosenberger: Ja, schade.

Neumann: Ich muss noch etwas dazwischenschieben: Ende der sechziger Jahre war mein damaliger Chef, Professor Hänsel, der einer der Leiter in der Experimentalphysik war – die eine Hälfte machte Professor Junghänel, die andere Professor Hänsel. Ursprünglich war er Theoretiker, hat aber immer etwas mit der Experimentalphysik geliebäugelt und schöne Experimente zusammen mit dem Geoforschungsinstitut in Potsdam auf dem Telegraphenberg zu Geomagnetismus gemacht. Das war eine rein experimentelle Sache, aber er war lange am Institut für Theoretische Physik beschäftigt, bei Professor Picht. Ende der sechziger Jahre bekam er das Angebot vom "Verlag der Wissenschaften" ein

Lehrbuch zu schreiben. Bei einer Versammlung mit Studenten, wahrscheinlich zum Semesteranfang, hatte ich kritisiert, dass die Ausbildung in der Experimentalphysik zu wenig theoretisch sei. Es war immer ein Problem für die Studenten, den Übergang von der Experimentalphysik in die theoretische Physik zu schaffen.

Rosenberger: Was sicherlich immer noch so ist.

Neumann: Das ist immer noch ein Problem. Da meinte ich, man müsse ein paar Fundamente für die theoretische Physik schon in der Experimentalphysik legen. Professor Hänsel nahm mich beim Wort schlug mir vor in die Arbeit einzusteigen. Das war natürlich reizvoll, und ich bin dann eingestiegen, aber das ist natürlich eine Feierabendarbeit gewesen.

Rosenberger: Mehr Arbeit als Sie vorher dachten oder kam das so hin?

Neumann: Nein. Ich hatte mit dem Umfang gerechnet. Aber auf der Strecke blieb dann die Habilitation, die ich eigentlich vorgesehen hatte und die mir auch immer nahegelegt worden war, aber das habe ich dann rausgeschoben.

Rosenberger: Sozusagen den Interessen der Studierenden geopfert.

Neumann: Das will ich nicht sagen. Es war natürlich sehr reizvoll und machte auch sehr viel Freude, einmal in die Vollen gehen zu können. Wenn man Lehrveranstaltungen macht, ist man an den Zeitrahmen gebunden, und in einem Buch ist man das nicht. Da kann man die Themen wählen, wie man will, was wir auch ausführlich getan haben. Aber der nächste [akademische] Grad blieb auf der Strecke bis 1987, das weiß ich noch sehr genau. Ich war in Bratislava und sprach mit meinem Kollegen Doktor Adamiz über dies und das in der Polymerphysik. Bei dieser Gelegenheit wurde mir bewusst, dass ich das, was sich über die letzten Jahre angesammelt hatte, unter einem einheitlichen Gesichtspunkt aufschreiben müsste. Er hatte mir das auch nahegelegt, nach dem Sinn: „Schreiben Sie es doch einmal zusammen, dann kann man sich schneller verständigen.“ Das habe ich mir durch den Kopf gehen lassen. Die Bücher waren inzwischen raus, und es war wieder etwas Zeit vorhanden. Ich hatte mir einen Abend frei genommen. Kennen Sie Bratislava?

Rosenberger: Nein, leider nicht.

Neumann: Da geht so eine wunderbare Hängebrücke über die Donau und die hängt einseitig an einem Mast und oben ist ein Restaurant drauf. In dem Restaurant war ich an einem Abend, schaute mir die Stadt von oben an und ließ mir alles, was wir besprochen hatten, durch den Kopf gehen. Da habe ich den Entschluss gefasst, dass ich das einmal zusammenschreiben müsste. Ich habe mir eine Ansichtskarte genommen und meiner Frau geschrieben: „Ich habe gerade einen Entschluss gefasst, ich hoffe du hilfst mir.“ Da war ich dann dabei, und das hat natürlich auch ein bisschen gedauert. Ich habe die Arbeit 1989 verteidigt und so bin ich in die Anfangsphase der Wendezeit hineingekommen ohne über manches eingehend nachzudenken, weil ich anderes im Kopf hatte. Das wurde danach erst sehr akut. Unmittelbar nach meiner Verteidigung hatte ich eine Einladung nach Minsk.

Rosenberger: Wann war die Verteidigung?

Neumann: Im September '89. Minsk war auch ein Partnerinstitut. Als ich dort zu den Kollegen kam, waren diese sehr gut informiert, was sich bei uns so tat.

Rosenberger: Besser als Sie?

Neumann: So ungefähr, ja. Ich habe mir dann – in Minsk gab es eigenartigerweise auch Zeitungen aus der BRD zu kaufen – die Süddeutsche gekauft. Die schien mir die solideste zu sein, von denen die angeboten wurden. Ich habe mich erst einmal informiert was los war zu der Zeit. Und die haben mich dann mit Fragen bestürmt: Wie wird denn das dann; Einheit, Ja oder Nein? Ich sagte: Das kann ich mir schwer vorstellen. Dazu sind die Unterschiede noch zu groß.

Rosenberger: Wann war das genau? War das im Oktober?

Neumann: Nein, das war Ende September '89.

Rosenberger: Da wurde schon über die Einheit diskutiert?

Neumann: In Minsk! Bei uns noch nicht! Ich war bei einem Kollegen dort, Professor Tomin und er hatte den Dekan und noch ein paar andere Kollegen eingeladen und zu dritt oder zu viert haben wir Abendbrot gegessen. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass einer der Kollegen von Professor Tomin sagte: „Die Einheit kommt, das geht gar nicht anders.“ Und er sagte zu mir: „Überlegen Sie doch mal, was alles vorgefallen ist.“ Ich konnte ihm da nicht ganz folgen, aber er blieb bei seiner Meinung: In Potsdam überschlugen sich dann natürlich die Ereignisse.

Rosenberger: Zum Mauerfall selbst, waren Sie da in Potsdam oder waren Sie da auch unterwegs?

Neumann: Nein, da war ich zu einer Tagung, die Kollegen aus Halle organisiert hatten. Eine Arbeitsgruppe *Verbindungshalbleiter* interessierte sich auch für Polymere, denn Verbindungshalbleiter sind auch Substanzen, die ein wenig abseits von Germanium und Silizium liegen und die allerhand Eigenschaften haben, die klassische Halbleiter nicht aufweisen. Sie meinten, man könne sich über Polymere ein bisschen mehr informieren und aus diesem Grund war ich auf dieser Tagung in Olbersdorf bei Zittau, wo natürlich sehr intensiv diskutiert wurde. Es waren nicht nur Kollegen aus Halle vertreten, sondern auch aus Dresden und aus anderen Universitäten. Abends saßen wir in der Regel vor dem Fernsehgerät und schauten, was tagsüber wieder Neues passiert war. Bei dieser Gelegenheit habe ich das erste Mal Herrn Gysi gehört und gesehen, der sehr fundiert vortrug, was möglich sei und was nicht möglich sei und wie man das juristisch absichern könne. Es ging vor allem um die Reisefreiheit. Und an einem Tag, als wir abends dasaßen, war die Mauer passé. Wie sich das weiterentwickelte, konnte man zu diesem Zeitpunkt nicht absehen. Dass man nun in den Westen konnte, interessierte mich nicht so sehr. An weite Reisen war erst einmal sowieso nicht zu denken und da ich schon zu meiner Studentenzeit ein sehr neugieriger Mensch gewesen bin, kannte ich Westberlin. Ich war in jeder Ecke schon einmal, sowohl in den etwas einfacheren Viertel – Neukölln, Schöneberg, Wedding –als auch in den nobleren – Wannsee, Zehlendorf. Ich wusste ungefähr wie es aussieht, und das interessierte mich dann nicht mehr so brennend.

Rosenberger: Wurde dann in diesem Rahmen, in diesem Kreis, diskutiert, was das jetzt bedeutet? Diese Aussage, das Reisen ins westliche Ausland möglich sind?

Neumann: Nun es wurde zunächst einmal als Fakt hingenommen, weil man sich über die Auswirkungen und die Breite und die Resonanz, die es überhaupt finden würde noch nicht richtig klarwerden konnte. Man wusste auch noch nicht wie die Politiker, nicht nur in der DDR, sondern auch woanders, darauf reagieren würden. Das stand alles noch in den Sternen. Insofern wartete man erst einmal ab, aber eines wurde natürlich sehr positiv aufgenommen. Es war für uns immer sehr schwierig gewesen unmittelbar Kontakt zu Kollegen aus der BRD zu bekommen, das heißt auch der Austausch von Veröffentlichungen und dergleichen. Das geschah meistens über nur Zeitschriften, man musste warten, bis etwas darinstand und das dann lesen, aber ein direkter Kontakt war maximal im Ausland möglich.

Rosenberger: Es gab auch keine Konferenzen, bei denen Sie die Kollegen aus dem westlichen Ausland trafen?

Neumann: Ich habe zumindest an keiner teilgenommen. Es kam natürlich im Rahmen der physikalischen Gesellschaft vor, dass da westdeutsche Kollegen auftraten. Aber in einem engeren Rahmen, in einem Arbeitskreis wie dem unserem, war das kaum möglich. Kennengelernt habe ich ein paar bei Tagungen in Polen. Die Polen luden die Westdeutschen natürlich ein und dort traf man sich dann. Man versprach sich also auf alle Fälle, dass diese Beziehungen nun überhaupt, beziehungsweise

wesentlich einfacher, möglich sein würden. Das wurde begrüßt, bei allem anderen war man noch geteilter Meinung, was sich daraus entwickeln könne.

Rosenberger: Das war auch noch gar nicht absehbar zu dem Zeitpunkt.

Neumann: Das war nicht absehbar.

Rosenberger: Oder vielleicht abgesehen von einigen Personen in Minsk.

Neumann: Ja! Aber das war auch für diejenigen mehr ein Bauchgefühl und nicht fundiert. Dass es dann tatsächlich auf die Einheit zulief, ist erst im Dezember spruchreif geworden. Da ließ sich dann auch schon absehen, in welchem Rahmen das möglich sein würde, unter welchen Bedingungen. Um nun zurück auf die Universität zu kommen: Es wurde bereits sehr frühzeitig, schon im Frühjahr '90, vom damaligen Rektor, Professor Gzik, einem Biologen, im Senat die These vertreten, man sollte in Potsdam von dem Namen Pädagogische Hochschule wieder wegkommen. Wir hatten in Potsdam ganz normale Hochschulrechte, daher meinte er, es sei angebracht wieder auf den Namen Brandenburgische Landeshochschule zurückzukommen und auch den Diplomstudiengang wiedereinzuführen. Sporadisch sind bei uns auch immer mal Diplomanden mit ausgebildet worden.

Rosenberger: Ach so!

Neumann: Ab und zu. Im Laufe der Jahre habe ich mindestens drei Diplomarbeiten betreut, was gegenüber den vielen Lehrern die wir ausgebildet haben natürlich zu vernachlässigen ist. Aber prinzipiell war es möglich und das sollte wieder forciert werden. Dazu musste dann auch ein Studiengang wiedereingerichtet werden. Dafür waren ein paar Voraussetzungen erforderlich und das wurde dann anvisiert. Professor Gzik war als Rektor vom Ministerium eingesetzt worden. Er war sich im Klaren darüber, dass das auf Dauer keine Lösung war und stellte sein Amt zur Verfügung. Im August wurde dann in Potsdam ein Konzil vorbereitet und im September '90 durchgeführt. Auf diesem Konzil haben wir dann Professor Mitzner, einen Physik-Chemiker, zum Rektor gewählt. Er ist Gründungsrektor der Universität und später der erste gewählte Rektor der Universität geworden. Von da an gab es dann sehr viel Arbeit.

Rosenberger: Arbeit im Rahmen der Umgestaltung der Studiengänge?

Neumann: Die Umgestaltung war mit das erste, was Professor Mitzner anregte. Er musste sich natürlich erst mit dem Ministerium – es gab inzwischen ein Land Brandenburg – im Land Brandenburg in Verbindung setzen, und dann musste die Fahrtrichtung festgelegt werden. Dann entstand eine heftige Auseinandersetzung mit anderen Persönlichkeiten, die meinten: „Wir haben in Berlin drei Universitäten, was brauchen wir eine Neue?“

Rosenberger: Also die dafür waren, dass es weiterhin eine Pädagogische Hochschule blieb?

Neumann: Ja, oder dass sie am besten einer Hochschule, einer Universität in Berlin, angegliedert wird. Es kam im Laufe der Zeit mehr als eine Kommission ins Haus, die sich umsehen wollte.

Rosenberger: Vom Ministerium? Oder von wo kam die Kommission?

Neumann: Sicherlich vom Ministerium in Brandenburg, aber auch aus der BRD kam mindestens eine Kommission, die sich umschaute. Ich kann mich an zumindest eine Veranstaltung erinnern – ich weiß nicht genau, wann die stattfand – bei der Vertreter der Berliner Universitäten und der Brandenburgischen Landeshochschule eingeladen waren. Das betraf aber nur die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät und fand auf dem Telegraphenberg statt, in einer sehr schönen Umgebung. Die Gebäude auf dem Telegraphenberg hier in Potsdam, vom geophysikalischen Institut, sind vom Äußeren her schon sehr einnehmend. Dort traf sich ein nicht sehr großer Kreis, in dem die einzelnen Einrichtungen vorstellten, was für Zielrichtungen sie hatten. Für die Humboldt-Universität traf ebenfalls zu, dass sie sich neuen Zielen stellen musste. Potsdam wurde vor allem durch Professor

Kurths vertreten, der zu dem Zeitpunkt das Institut für nichtlineare Beziehungen und Chaostheorie, vertrat, etwas Hochmodernes. Es kann sein, dass Professor Brehmer auch beteiligt war. Es fanden mehrere solcher Veranstaltungen statt, es kann auch sein, dass ich da etwas durcheinanderbringe. Fakt war jedenfalls, dass in der Bewertung der einzelnen Vorstellungen Potsdam sehr gut abschnitt. Die Berliner Einrichtungen hatten das mehr gesehen als: Was soll da schon rauskommen? Und wir hatten uns richtig Mühe gegeben, vor allem Professor Kurths. In der Folgezeit war dann die Fahrtrichtung „Universität“ eigentlich klar. Ich war ab '91 auch Mitglied der Strukturkommission, die für die Physik in Potsdam ausarbeiten sollte, welche Bereiche in Zukunft in der Forschung vertreten sein sollten. Das war natürlich ein gewaltiger Fortschritt. Bisher waren bei uns drei Theoretiker, zwei Experimentalphysiker und ein Professor in, damals hieß es noch Physikmethodik, dann später die Physikdidaktik, also sechs Professuren. Das wurde um den Faktor zwei erweitert, also wurden zwölf Professuren anvisiert und die Gebiete natürlich entsprechend erweitert. Also machte es schon Spaß mitbeteiligt zu sein.

Rosenberger: Eine interessante Aufgabe jedenfalls.

Neumann: Das konnte natürlich nicht Eins zu Eins umgesetzt werden, aber es wurden mehr. Als erste neue Professoren wurden Professor Kurths und Professor Brehmer in Potsdam eingestellt. Erst danach gab es die Berufungskommissionen für die Physik, die dann für die C3- und C4- Professuren die Bewerbungen sichten und entscheiden sollte. Da war ich dann auch ab '92 mit beteiligt und lernte zumindest den Großteil der Professoren, die bei uns tätig wurden, schon mal von der Papierform kennen. Gleichzeitig mussten auch neue Studienprogramme erarbeitet werden. Das geschah im Rahmen der Fakultät. Ich war einige Jahre Mitglied des Fakultätsrates und hatte die einzelnen Studiengänge mit auszuarbeiten, beziehungsweise mir anzusehen, je nachdem, ob das mehr in dem Bereich war, in dem ich etwas sagen konnte, oder ob es andere Bereiche waren, in denen ich mir nur eine Meinung bilden sollte.

Dazu kam, dass schon 1990 vom Spektrum Verlag der Wissenschaften an Professor Hänsel herangetragen wurde, ob wir nicht Lust hätten die sieben Teile des Lehrbriefes, die im Verlag der Wissenschaften – der Verlag der Wissenschaften existierte dann nicht mehr – herausgekommen, in einer Neuauflage zu veröffentlichen. Das war natürlich nochmal verlockend. Wir haben uns lange beraten, Professor Hänsel und ich, ob wir es machen sollten. Sie boten an, es in einer besseren Aufmachung und mit Mehrfarbendruck zu machen, dadurch ließen sich graphische Darstellungen übersichtlicher gestalten. Allerdings sollten wir auch noch Übungsaufgaben anfügen und auf historische Dinge eingehen, indem wir einzelne Physiker, die im Laufe der Jahre eine besondere Rolle gespielt haben, kurz mit Lebensdaten und einer Photographie vorstellen. Sie würden uns auch gerne dabei helfen, die Unterlagen zu besorgen. Das war dann wiederum ein ziemliches Projekt, aber über kurz oder lang haben wir uns dann doch dazu entschlossen, das zu machen.

Rosenberger: Das wurde aber immer mehr, nicht nur die alten Kapitel sondern noch eine ganze Menge neues.

Neumann: Das war natürlich eine völlige Überarbeitung. Das meiste, was in den alten Büchern stand, konnte wiederverwertet werden, aber es gab auch Probleme. Inzwischen hatte sich das SI-System etwas verändert, vor allem in der Thermodynamik und in der Strahlungsphysik. Das musste angeglichen werden. Es gab die Notwendigkeit manches neu zu gestalten und im Endeffekt machte es natürlich wieder viel Feierabendarbeit, aber auch Spaß. Ich bin dann Mitarbeiter bei Professor Brehmer geworden, der das Institut für Festkörperphysik übernahm und dort mussten die Praktika auf Vordermann gebracht werden. Das physikalische Praktikum für Fortgeschrittene war bei der Lehrerausbildung zu kurz gekommen. Es musste völlig neugestaltet werden.

Rosenberger: Für den Diplomstudiengang?

Neumann: Ja. Vor allem auch die Gerätetechnik war in dem nun größeren Land BRD eine andere als in der DDR und da empfahl es sich natürlich auch, für die Studenten die aktuellen Geräte zu besorgen. Ich habe sogar Urlaubsreisen und private Reisen, zum Beispiel ins Rheinland genutzt und habe mir an den Universitäten dort das Praktikum für Fortgeschrittene angesehen. Ich war in Dortmund, Bochum, Düsseldorf, Essen, Gießen, Bayreuth, also ziemlich Reih' um. Hinzu kam, was sehr günstig war, dass wir in der DDR eine Praktikumsleitertagung hatten. Das hatte in Rostock ein Kollege bereits in den siebziger Jahren organisiert. Da kamen alljährlich einmal alle Praktikumsleiter, sowohl von den Grund- als auch von den Fortgeschrittenenpraktika zusammen und unterhielten sich darüber, was aktuell war und was sie gerade gemacht hatten. Diese sehr effektive Einrichtung wurde in der BRD übernommen. Man konnte die westdeutschen Kollegen davon überzeugen, dass das sinnvoll war und es lief dann im großen Rahmen weiter. Dort lernte man dann noch vieles kennen.

Rosenberger: Und wie lange waren Sie dann noch an der Universität Potsdam angestellt? Also wann sind Sie in den Ruhestand gegangen?

Neumann: 2000 bin ich 65 geworden und war damit auch nicht mehr festangestellt. An einem sehr denkwürdigen Tag, und zwar am 29. Februar, in einem Jahr das mit zwei Nullen hinten. Das kommt nur alle 400 Jahre vor und es war mein letzter Arbeitstag. Für mich war es dann ein Feiertag.

Rosenberger: Ein schöner letzter Arbeitstag für einen Physiker.

Neumann: Ja. Ich habe in der Folgezeit dann noch ein wenig in eigener Regie freiberuflich weitergemacht.

Rosenberger: Das ist ein spannendes Leben, was sie hatten. Haben Sie denn noch irgendwas, das Sie erzählen möchten? Oder eine Anekdote, die Ihnen einfällt?

Neumann: Zu sagen, wäre sicher noch manches. Um die Probleme der Übergangszeit etwas zu schildern, kann ich vielleicht ein bisschen weiter ausholen. Ich war mit meiner Frau auf Wanderung in den Stubaier Alpen, wo wir einen Elektroingenieur aus Österreich mit seiner Tochter trafen. Wir wollten beide zu dem wunderschönen Mutterbergsee und da haben wir uns etwas niedergelassen und den Stubaier Gletscher angeschaut und kamen ins Erzählen. Das wurde ein wenig politisch, und er sagte damals: „Ach was macht ihr eigentlich, ihr Deutschen? Da ist in Thüringen so ein Ramelow, dem werden Verbindungen zur Staatssicherheit vorgeworfen und nun will er unbedingt Chef werden.“ Dann sagte ich: „Ganz so einfach ist das nicht.“ Ich konnte ihm eine Geschichte von mir erzählen: Ich ging wie üblich in Potsdam zur Mensa und stellte fest, dass ein Paar, mit dem ich mich immer und manchmal sogar per Handschlag begrüßt hatte, vorbeiging und mich gar nicht richtig anschaute. Sie gingen vorbei und ich konnte mir das gar nicht richtig erklären, bis mir dann zwei, drei Tage später einer meiner Kollegen sagte: „Du wirst dich wundern.“ und das ganze aufklärte. Die TAZ hatte eine namentliche Liste mit informellen Mitarbeitern der Staatssicherheit veröffentlicht, sogar mit Geburtsjahr und da tauchte ein Werner Neumann auf. Das Geburtsjahr lag zwei oder drei Jahre daneben, aber da dachten natürlich viele: „Ach, der auch!“ Und allein der Fakt, einen Namen zu lesen, reichte, damit man erst einmal geschnitten wurde. Aber das klärte sich sehr schnell und sie haben sich dann auch entschuldigt. Und ich habe dann auch gesagt: „Kann passieren.“ Aber das war alles ein bisschen hektisch.

Rosenberger: So ist das. Gut. Dann danke ich Ihnen noch mal ganz herzlich für das Gespräch.

Neumann: Ich bin dem gern nachgekommen.

Rosenberger: Wunderbar.

Neumann: Und ich hoffe Ihnen ein paar Einblicke in das, was in Potsdam da geschehen ist, gegeben zu haben.

Rosenberger: Auf jeden Fall! Das war sehr interessant, finde ich. Die Geschichte, und die Veränderungen, die da stattgefunden haben. Danke schön.

Interview mit Prof. Dr. Ludwig Brehmer

Biodaten:

Prof. Dr. Ludwig Brehmer

1965-73 wissenschaftlicher Assistent, Pädagogische Hochschule

1972 Promotion Pädagogische Hochschule

1987 – 1991 Lehraufträge Pädagogische Hochschule, Brandenburgische Hochschule

1992 Berufung zum Professor, Universität Potsdam

1992 – 2004 Direktor des Instituts für „Festkörper-Physik“ an der Universität Potsdam

Das Interview fand am 13. Februar 2019 statt.

Transkript

Dr. Rosenberger: Ich begrüße Sie, Prof. Brehmer. Ich freue mich, dass Sie sich bereitgefunden haben an unserem Projekt *Zeitzeugen der Wende in Potsdam* teilzunehmen. Sie waren eine lange Zeit an der Universität Potsdam tätig, haben hier gelehrt, wo haben Sie studiert?

Prof. Brehmer: Also vielleicht darf ich vorweg noch einen Satz sagen?

Dr. Rosenberger: Selbstverständlich.

Prof. Brehmer: Ich habe ein relativ intensives und auch interessantes Leben gehabt, dessen größere Einschnitte, Veränderungen, durch äußere politische Bedingungen bedingt waren. Sodass ich sagen kann und muss, wie die meisten in der DDR war auch ich ein sehr politischer Mensch und bin es heute noch.

Ich habe die Schule besucht und da begann es schon mit den Problemen. 1953 war meine Grundschulzeit zu Ende und es stellte sich die Frage: Oberschule – Ja oder nein? Das Problem war, dass ich aufgrund verschiedener politischer, familiärer und anderer Bedingungen – und obwohl ich recht ordentliche Leistungen in der Schule hatte – nicht zur Oberschule – so hieß es damals statt Gymnasium – gehen konnte. Ich habe mir dann eine Lehrstelle als Chemielaborant im Hydrierwerk besorgt. Allerdings kam der Klassenlehrer auf meine Mutter und mich noch einmal zu und dann überzeugten sie mich, dass ich doch noch zur Oberschule kommen kann. Denn 1953 war der Arbeiteraufstand in Berlin und nicht nur in Berlin, sondern selbst in Zerbst, wo ich zu Hause war, fanden relativ viele Änderungen, kleinerer und größerer Art, in der Politik statt. Daraufhin wurde eine neue Klasse für die Oberschule zugelassen und ich gehörte zu denen, die in diese Klasse kamen. Ohne den 17. Juni wäre ich heute Chemiefacharbeiter oder dergleichen.

Das Abitur habe ich 1957 gemacht. Auch mit großen Problemen, muss ich sagen – wenn auch nicht leistungsmäßig. Ich hatte einen unschätzbaren Vorteil: Ich wurde sozial eingestuft, als aus der Arbeiterklasse kommend. Meine Mutter war Heimarbeiterin und wir waren also wirklich nicht die reichsten Leute. Und das war mehr wert als gute Zensuren, die ich auch hatte. Ich wurde als bester Schüler der Schule ausgezeichnet. Dann kam allerdings ein Problem. Bei uns war es üblich, dass die Abiturienten abends, nach dem ihnen gesagt wurde, dass Sie die Prüfung bestanden hätten, zu einer

Fete eingeladen wurden. Und es war üblich, dass dann die Elftklässler – damals war nach zwölf Klassen Abitur – alle einen Lorbeerkrans aufsetzten und marschierten, fünfzig Abiturienten, durch die Stadt. Fröhlich lachend und viele begrüßend landeten wir dann plötzlich vor dem SED Parteihaus. Und ich war natürlich mal wieder so klug und habe die Leute anhalten lassen. Dann haben wir eine scharfe Kehrtwendung gemacht und den Rüttschwur aufgesagt. Ich habe immer einen Satz vorgesagt, obwohl jeder den Rüttschwur kannte und fünfzig Kehlen schrien dann der SED Kreisleitung entgegen: “Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr. Wir wollen frei sein, wie die Väter waren, eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.” Das war natürlich schon der halbe Dolchstoß. Daraus ist ein Problem entstanden, das ich gleich erzählen möchte. Zu dieser Zeit war die Kernphysik, die Kernenergien das non plus ultra, auch in der Bevölkerung gab es große Begeisterung und Zustimmung. Die DDR hatte an der Technischen Universität Dresden einen Lehrstuhl für Kernphysik eröffnet. Ein Versuchsgenerator wurde dort ebenfalls aufgebaut. Ich hatte mich dahin beworben, mit besten Beurteilungen, guten Zeugnissen und als Mitglied der Arbeiterklasse und erhielt dann eine Absage. Ich fragte wieso. Es wurde nie etwas gesagt in der DDR, aber ich kannte da Leute, die mir erklärt haben, es sei natürlich nicht möglich: Rüttschwur und dann war mein Bruder noch in den Westen geflohen. Damit war ich natürlich erst einmal weg. Aber immerhin durfte ich dann in Greifswald Physik studieren. Greifswald war die schönste Universitätsstadt, die es überhaupt gab. Wir waren ein Bombenhaufen, und ich habe dann dort Physik studiert.

Dr. Rosenberger: Das ist wahrscheinlich ein kleinerer Studiengang dort gewesen.

Prof. Brehmer: Die Universität hatte circa 3000 Studenten und in der Physik bestand die Seminargruppe aus knapp 20, 22 Personen. Zum Diplom haben es dann 17 geschafft. Und ich habe mich sehr, sehr wohl gefühlt. Die schönste Zeit in meinem Leben war das Studium. Dann hatten wir einen besonderen Anlass zur Freude. Wir, meine Freundin und ich und andere natürlich auch, hatten uns um eine Jugendtouristenreise beworben. Und wir haben–den Zuschlag bekommen. Das war im August 1961. Die Reise ging nach Schweden und nach Finnland. Es war das erste und für lange Zeit das einzige Mal, dass ich in einer westlichen Stadt oder in einem westlichen Land war. Und wir haben dann herrliche Zeiten dort verbracht, waren in Finnland in einem Ferienressort: Wald, Wasser, Seen...

Dr. Rosenberger: Schön.

Prof. Brehmer: Es war ein wunderbarer Urlaub – alles wunderbar, herrlich, glücklich, fantastisches Essen– wir hatten eine gute Truppe, abends beim Lagerfeuer haben wir gesungen und dann schlichen sich plötzlich Gerüchte ein, dass in Berlin eine Mauer gebaut werden sollte oder wurde. Das schien uns natürlich absolut unsinnig, es konnte gar nicht sein, und wir waren erst dann überzeugt – deutsche Zeitungen gab es nicht – als wir auf dem Bild einer finnischen Zeitung das Brandenburger Tor mit sowjetischen Panzern davor sahen. Dann bestätigte sich das tatsächlich und die Urlaubsfreude war dahin. Eine solche Mauer – obwohl wir noch relativ wenig wussten, wie dicht oder undicht die Mauer war – bedeutet natürlich vieles für uns – auch als Studenten. Wir sind dann planmäßig zurückgefahren. Es ist nur einer in Finnland geblieben. Die anderen sind alle wieder zurückgekommen. Und dann ging es Schlag auf Schlag. Durch die Mauer war natürlich eine politische Brisanz in der gesamten Studentenschaft und auch in dem Lehrkörper. Der Rektor der Universität rief alle Studenten zurück zur Universität, obwohl noch Ferien waren. Es wurden dann sogenannte Aufklärungsseminare gemacht. Jede einzelne Seminargruppe hatte einen bestimmten Termin und die Leute vom ML-Institut, also Marxismus-Leninismus, führten und werteten das Seminar entsprechend aus. In unserer Seminargruppe hatte sich ein enormer Unwille breitgemacht. Ich war nicht unschuldig daran oder sagen wir ruhig, ich war der Rädelsführer der gesamten Geschichte. Es fanden nämlich Aktionen statt, insbesondere unter dem Titel “Blitz contra Ochsenkopf”. Das bedeutete: Gegen das Westfernsehen, das wie es uns natürlich klar war, der entscheidende Punkt, die einzige Kommunikationsmöglichkeit

war. Wir hatten alle Verwandte, Bekannte und wir waren politisch enorm interessiert. Es gab mehr Diskussionen um politische Themen als um das sogenannte Thema Eins, die Mädchen.

Dr. Rosenberger: War es nicht die Physik?

Prof. Brehmer: Nein. Und das bedeutete dann, dass wir eine Protestresolution verfassten.

Dr. Rosenberger: Als Seminargruppe?

Prof. Brehmer: Ja. Ich hatte den Vorschlag gemacht, denn ich beschäftigte mich sehr intensiv mit der Presse. Wir hatten selbst keine Zeitung abonniert, aber sie lagen natürlich in der Bibliothek aus. In der "Jungen Welt", das war die Zeitung der FDJ, wurde berichtet, wie Ordnungstrupps auf die Dörfer fuhren und die Antennen gerade drehten, auch in Potsdam.

Dr. Rosenberger: Gerade heißt, so dass sie kein Westfernsehen mehr empfangen konnten?

Prof. Brehmer: Ja. Damals war das noch so, dass man von außen erkennen konnte, ob derjenige Ost- oder West sieht, denn je nachdem wo die Dipolantennen hingichtet waren, wusste man: Der schaut Ochsenkopf, also Westen oder der schaut einen anderen Sender, also Osten. Und dann wurde denjenigen, die nicht bereit waren, die Antenne zu drehen oder zu entfernen, ein Ochsenkopf an die Tür geklebt oder ein sogenannter TeleConny. Und das bedeutet eine Markierung der Andersdenkenden. Und wir wurden intensiv erzogen: Jude, Judenstern, Naziregime. Wir haben alle die Konzentrationslager besichtigt. Und jetzt passierte das gleiche auf einem anderen Niveau, mit einer anderen Zielstellung. Das war dramatisch. Anderen wurden die Antennen gedreht. In schlimmen Fällen wurden sogar die Antennen abgesägt, auf dem Markt ausgestellt, mit einem Bild desjenigen dazu.

Dr. Rosenberger: Wie ein Pranger.

Prof. Brehmer: Es ging zu weit und zwar allen, nicht nur einem oder zweien. Die gesamte Seminargruppe hat eine Protestresolution unterschrieben, dass wir uns energisch gegen diese gewaltsamen Maßnahmen der FDJ einsetzen und verwahren. Ich war zu dieser Zeit der Gruppensprecher, damals hieß das FDJ Sekretär. Mein Vorgänger, war zwei Jahre vorher übrigens von der Stasi verhaftet worden und ich hatte bald das gleiche Schicksal. Dann redete ich und erklärte die Resolution und das bedeutete, dass ich noch am gleichen Abend aus der FDJ ausgeschlossen wurde. Dann wurden alle möglichen Verfahren gegen mich eingeleitet, die ich zunächst gar nicht kannte, wo ich gar nicht wusste, was da eigentlich passiert.

Dr. Rosenberger: Speziell gegen Sie, oder auch gegen andere aus der Seminargruppe?

Prof. Brehmer: Schließlich konzentrierte sich alles auf mich. Es wurden auch andere verhört, aber von der Stasi verhaftet wurde nur ich. Das war ein schöner Sonnabendnachmittag, als ich beim Friseur saß und meine Freundin kam und sagte: „Du sollst dich mal beim Prorektor melden.“ Das war natürlich nur eine Finte. Ich wurde dann jedenfalls verhaftet. Eigentlich vertrete ich die Grundideen eines gerechten, sozialen Staates, bis heute. Es war nicht nur Gerede, was in der DDR war. Es war natürlich vieles nach dem Holzhammerprinzip und es war eine Diktatur. Das merkte ich bald. Es ist heute unvorstellbar, dass alle [Studierenden] bis zum 31.12.1990 ein Stipendium erhielten. Alle erhielten einen Studentenheimplatz, wofür Zehn Mark zu bezahlen waren. 180, 190 DDR-Mark gab es damals als Stipendium, davon konnte man leben, es gab ja noch ein paar Nebeneinkünfte. Dann gingen mir die Augen richtig auf. Ich wurde in Stasi-Haft genommen und kam in eine Untersuchungshaftanstalt in Rostock. Ich wurde in erster Instanz zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Da ich Berufung einlegte, saß ich die gesamte Zeit im Stasi-Knast und Stasi-Knast ist das unangenehmste: erst Isolationshaft, dann war das Gefängnis derart überfüllt, dass wir in einer Einzelzelle zu viert lagen. Aber das passierte immer erst nach der Verurteilung. Erst, wenn du das Fett weg hattest, dann passiert das.

Irgendwann bin ich dann aus der Untersuchungshaft entlassen worden. Ich habe also nur die Stasi-Haft kennengelernt und die Stasi-Haft war wirklich eine dramatische Sache. Eine ganz kleine private Sache, nach einem Vierteljahr erhielt meine Freundin die Genehmigung mich zu besuchen. Sonst hatte ich ja niemanden. Besuch bedeutete immer, dass man sich zwei bis drei Meter entfernt auseinander setzen musste und dann konnte man reden, wenn man wollte. Wir saßen da und sagten kein Wort und plötzlich stand meine Freundin auf, umarmte mich, küsste mich, steckte mir einen Ring um. Wir waren verlobt. Das war schon eine besondere, intensive Erfahrung. Man muss bedenken, ich saß alleine in Einzelhaft, 24 Stunden in einer Zelle ohne Fenster und dann kam diese freudvolle eine Minute oder zwei Minuten. Dann wurde mir von der Stasi natürlich gleich der Ring wieder entfernt. Ich habe die Stasi-Haft überstanden. Da erfuhr ich erst, dass man mich nicht nur von der Universität entfernt hatte, sondern dass man mich relegiert hatte. Das bedeutete, dass ich in keiner Hochschule oder Universität der DDR mehr studieren durfte, was aber später wieder vergessen oder unter den Tisch gekehrt wurde. Ich war Student im fünften Studienjahr und glaubte mich als Hilfslaborant bewerben zu müssen. Und zu DDR Zeiten gab es den Slogan, keine Leute, keine Leute. Fünf Jahre Studium hatte ich hinter mir – ein dreiviertel Jahr später hätte ich das Diplom gehabt – ich dachte die freuen sich alle, wenn sie so einen haben und billig bezahlen können. Ich habe aber keine Stelle bekommen, aber aufgrund der Beziehungen meiner Mutter, die damals in der Landwirtschaft tätig war, bei einem damaligen LPG-Vorsitzenden als Tagelöhner gearbeitet. Das heißt, ich bin um sieben hingegangen, dann mit den Frauen auf dem Ackerwagen zum Acker gefahren und habe dann Kartoffeln geerntet oder was eben anstand. Ich hatte gute Beziehungen nach Greifswald, die Kumpels waren alle da und die haben mir gesagt, dass die Universität beziehungsweise die Physiker, das Rektorat, nichts dagegen hätten, wenn ich mich da wieder bewerben würde. Aber mir war natürlich gleich klar, dass ich mit einer Bewerbung vom Kartoffelacker wahrscheinlich nicht viel erreichen würde. Also bin ich dann in die Industrie marschiert, nach Werder ins Vulkanfiber-Werk und da habe ich die Arbeiterklasse kennengelernt, was eine sehr wichtige und lehrreiche Zeit für mich war. Eine sehr bittere Erfahrung war es, die ich dort machen musste. Schließlich konnte ich weiterstudieren, habe dann das Diplom in Greifswald gemacht, und bin nach dem Diplom zunächst einmal zu einem kurzen Zwischenaufenthalt in die Akademie gegangen. Wir gingen spazieren im Neuen Garten, wo es die Orangerie gibt. Meine Freundin und ich – wir haben dann geheiratet und sind bis heute verheiratet – kamen an der Orangerie vorbei und sahen ein kleines Schild *“Forschungsstelle für technische Gasentladung”*. Die Gasentladungsphysik war in der Physik in Greifswald das Hauptgebiet. Und die Chefs kannten sich natürlich. Ich kam dann wie Fritze Bollmann da rein und fragte die Sekretärin: „Na sagen Sie mal...“ Und sie sagte: „Gehen Sie mal zum Chef, der sitzt dahinten.“ Ich habe ihm gleich gesagt, dass ich im Knast war, was eigentlich schon das Siegel war für solche Stellen, aber zwei Tage später erhielt ich die Nachricht, ich solle nochmal hinkommen, mich nochmal bewerben. Und es stellte sich dann raus, dass dieser Chef, Professor Schmellenmeier, Herr Neumeier hatte ihn auch erwähnt in seinem Interview, auch mal im Knast war. Und zwar nicht im Stasi-Knast, sondern bei den Nazis. Und dann ging es relativ schnell. Ich habe dann dort gearbeitet und das herrlichste Arbeitsklima gefunden, die herrlichste Umgebung, die man sich vorstellen kann. Zur Mittagspause bin ich im Heiligensee geschwommen. Das war-fantastisch. Dann kam wieder eine wissenschafts-politische Wende, eine Akademiereform. Die Forschungsstelle im Neuen Garten wurde nach Berlin verlagert und im ZIE eingemeindet. Da Professor Schmellenmeier auch mal Chef an der Brandenburgischen Landeshochschule war klappte das relativ schnell. Die Hälfte dieses Institutes, dieser Forschungsstelle, kam dann zur Pädagogischen Hochschule Potsdam und ich auch. Damit begann das nächste Stück Leben. Wir waren dort eine so gute Truppe, ich hatte immer fantastische Kollegen. Ich habe mich sehr wohlgefühlt. Ich hatte ausgezeichnete Forschungsbedingungen. Einige Leute, wie zum Beispiel Professor Görtemaker, behaupteten ja, dass diejenigen, die an der PH waren, überhaupt keine Ahnung von der Forschung hatten, forschungsinkompetent waren und erst nach der Universitätserrichtung forschen lernen mussten, was

natürlich eine üble Diffamierung ist. Ich selber hatte mich mit der Thematik: der Wechselwirkung von Gasen und Grenzflächen befasst. Das fand ein Industriebetrieb sehr interessant und meldete sich, was dazu führte, dass eine Forschungsgruppe gebildet wurde. Ich wurde beauftragt, diese kleine Forschungsgruppe zu bilden. Dazu gehörte eine Diplomphysikerin, eine physikalisch-technische Assistentin und ein Diplomand, ein Fernstudent und das war für mich natürlich eine ideale Arbeit. Dieses Forschungsprojekt hat zu PHP Zeiten länger gedauert als die Universität existiert. Fast dreißig Jahre wurde in dieser Thematik der organischen Festkörper national, international, interdisziplinär unter Leitung von Professor Hänsel, meinem Chef, geforscht. Es war ein strategisch angelegtes Forschungsgebiet. Es gibt an der Universität auch hervorragende Sachen, aber bisher kein derart langfristiges Gebiet. Die Probleme begannen aber wieder, als ich die Dissertation fast fertig hatte. Davon erfuhr auch der Rektor, ein Physiker und er lud mich ein, das heißt, er beorderte mich in sein Zimmer. Ich hatte mich geweigert Mitglied der Kampfgruppen zu werden. Die Kampfgruppen wurden damals vereidigt und mussten den Schwur auf eine Partei, die SED natürlich, und ihre Bereitschaft mit ihrem Leben die DDR und die SED zu verteidigen abliefern. Ich war kein SED Genosse, und als ich zum Rektor-gekommen bin, sagte er: „Warum haben Sie das abgelehnt, das ist doch unmöglich.“ Ich sagte: „Ich bin aber gar nicht SED Mitglied, aus diesem Grund kann ich auch keinen Schwur auf die SED abgeben.“ Er antwortete: „Das spielt doch gar keine Rolle. Sie schmarotzen hier. Sie sind hier Student, bekommen jeden Monat ein Stipendium von der Arbeiterklasse und sind nicht bereit die DDR mit der Waffe in der Hand zu verteidigen. Das geht nicht. Sie können hier nicht promovieren. Vierzehn Tage“, sagte er, „können Sie noch mal überlegen und dann kommen Sie nochmal zu mir und dann entscheiden und bereden wir das.“

Dr. Rosenberger: Wann war das?

Prof. Brehmer: Das war 1971. Ich brauchte etwa 6 Jahre für die Dissertation und war kurz vor dem Abschluss, sie musste nur noch korrigiert werden und ich hatte nun überhaupt keine Möglichkeiten. Ich, ein kleiner Doktorand, bin dann zum Präsidenten der Leopoldina [Akademie der Wissenschaften] nach Halle gefahren. Über ihn sagte man, dass er kein scharfer Hund sei, sondern sich im Gegenteil, für den einen oder anderen eingesetzt hatte. Im Gespräch machte er keine Zusagen, aber zum Schluss meinte er: „Fahren Sie mal nach Hause, ich werde telefonieren.“ Ich wurde dann vierzehn Tage später wieder zum Rektor gerufen und er sagte mir dann, nachdem ich betonte, dass ich nicht in die Kampfgruppe gehe: „Gut, dann können Sie hier nicht bleiben. Wir machen folgenden Kompromiss. Sie dürfen Ihre Dissertation hier einreichen und dann müssen Sie verschwinden.“

Dr. Rosenberger: Aber immerhin noch die Dissertation beenden.

Prof. Brehmer: Ja, und sie wurde auch sehr ordentlich bewertet, aber unabhängig davon musste ich wechseln. Das war die Kampfgruppenproblematik.

Dr. Rosenberger: Darf ich nochmal kurz nachfragen: Diese Kampfgruppe, ging es da nur um den Schwur oder implizierte das auch...?

Prof. Brehmer: Das war Militär. Die Kampfgruppen hatten eigene Uniformen, eigene Bewaffnung, nicht nur Pistolen, sie hatten Karabiner, die Mutschützenausbildung und Handgranatenwurf. Es waren relativ viele in der Kampfgruppe, mehrere Hundertschaften. Da die PHP verschrien ist, was nicht gerechtfertigt ist, muss ich nochmal sagen: Die Kampfgruppen gab es überall, in jedem größeren Betrieb, natürlich nicht im Handwerkerbetrieb. Ich kam dann zur Akademie der Wissenschaften und habe dort lange Zeit auf dem gleichen Gebiet geforscht. Einige politische Probleme gab es noch. Zur Wendezeit, 1988 etwa – zur Zeit von Gorbatschow – das war für mich die letzte Chance und Möglichkeit mich aktiv in den Umwandlungsprozess, der sich da noch gar nicht richtig andeutete, aber doch schon zu erwarten war, einzumischen, sodass ich zu dieser Zeit mein politisch aktivstes Jahrzehnt

hatte. Ich war in verschiedenen Parteigremien aktiv, aber natürlich nicht in der SED. Ich habe dann auch an der Akademie habilitieren können und habe parallel dazu 1985 wieder an der Pädagogischen Hochschule Potsdam die *Facultas Dozenti*, also die Lehrbefähigung, erhalten. Die Auszeichnungen, also die Promotion, die Habilitation, die *Facultas Dozenti*, wurden damals im Neuen Palais im Theatersaal, im Rokokosaal, überreicht, natürlich eine sehr schöne Angelegenheit. Unabhängig davon habe ich seit dieser Zeit, 1985, am Akademieinstitut in Teltow arbeitend, Lehraufträge über die gesamte Zeit bis zu meiner Berufung nach der Wende hier [an der PH] gehabt. Sodass ich also die Wende an der Universität und das Vorstadium der Wende, an der Pädagogischen Hochschule/Brandenburgischen Landeshochschule erlebt habe.

Dr. Rosenberger: Es wurde Ihnen 1971 gesagt, dass Sie gehen müssen und dann kamen Sie 1985 mit der Habilitation wieder. Gab es da den Rektor noch oder war das dann alles vergessen?

Prof. Brehmer: Er war noch an der Hochschule aber nicht mehr Rektor und ich hatte zu vielen Kollegen an der Pädagogischen Hochschule Potsdam ein recht gutes Verhältnis. Zum Beispiel haben wir mehrfach mit dem Rektor Physiker gegen Chemiker Fußball gespielt und viele gemeinsame Diskussionen gehabt. Und er hat mich damals schon eingeladen, als ich an der Akademie war, wieder zurückzukommen. Das wäre jetzt möglich, glaubte er. Aber mit meiner Vergangenheit war das etwas schwierig. Die Kaderakten waren für mich nicht einsehbar, aber von allen anderen. Also es waren politisch durchaus schwierige Zeiten. Bevor ich zur Wende komme, möchte ich noch einmal sagen, wie problematisch das in der DDR war. Es war für mich, trotz guter Kollegen, nach dem Stasi-Knast ein Spießrutenlaufen. Ich durfte die DDR kaum nach Polen verlassen und Polen war auch ein heißes Eisen. Eine kleine Anekdote. Wir, die DDR Wissenschaftler, waren in den westlichen Ländern durchaus bekannt; durch Sonderdrucke, durch Publikationen, durch Tagungen, die im Osten stattfanden, aber von Westleuten gelesen beziehungsweise besucht wurden. Ich erhielt eines Tages von einem Westdeutschen, den ich gut kannte, die Einladung im wissenschaftlichen Komitee einer Tagung mitzuarbeiten. Er hat mich eingeladen dahinzukommen, aber die ganzen Briefe gingen natürlich über den Sicherheitsbeauftragten und dann zur Parteileitung. Und es war unmöglich, dass ich in den Westen eingeladen werden konnte. Aber, ich wusste erst einmal gar nichts. Zwei Wochen später erhielt ich von einem Kollegen aus dem Westen die Frage „Warum hast du denn die Mitarbeit als Chairman der Tagung abgelehnt?“ Ich sagte: „Welche Tagung?“ Ich wusste überhaupt nichts davon. Und dann stellte sich heraus, dass der damalige Institutsdirektor ohne mein Wissen geschrieben hatte: Er freue sich über die Anerkennung, dass aus seinem Institut jemand zu der Tagung eingeladen wurde, aber er schlage vor, dass jemand anderes kommt. Und das war dann der stellvertretende Direktor, der hinfahren sollte. Und da erst erfuhr ich dann, dass so etwas passierte und gang und gäbe war. In der Akademie waren die politischen Zäune relativ gering. Trotzdem passierte auch da so etwas: Zum Beispiel: mussten wir in den letzten anderthalb, zwei Jahren sämtliche Post, die wir schickten, Geburtstagsgrüße und jede Postkarte zum Geburtstag oder zu irgendwelchen anderen Anlässen vorher registrieren lassen. Das gab es an der PH nicht, das gab es aber an der Akademie. Also die These, dass an der PH alles besonders schlimm war... Auch an der Akademie gab es übrigens eine Kampfgruppe, aber die hieß anders, die „Grenzgänger“. So war der wissenschaftliche Werdegang und dann kam die Wendezeit. Aber wenn Sie es erlauben, ich würde gern noch... Hinter uns sind einige schöne Bilder von den Komplexen hier. Was ich dramatisch finde, was ich kritisieren muss, ist, dass die heutige Universität die Geschichte dieser Hochschulstadt in Sanssouci regelrecht verleugnet. Fragen Sie mal einen Professor, der schon zwanzig Jahre hier ist, ob er irgendetwas von der Geschichte weiß. Und es stellt sich erschreckenderweise heraus, dass das nicht der Fall ist. Aus diesem Grunde möchte ich das Gespräch hier noch einmal zum Anlass nehmen, die politische Dimension zu relativieren. Es gab eine politische Diktatur überall in der DDR, nicht nur an der Pädagogischen Hochschule und es wurde geforscht und gelernt, nicht nur an der Universität Potsdam, sondern auch hier. 1948 wurde eine

universitäre Hochschule gegründet, sie hieß Brandenburgische Landeshochschule. Diese Brandenburgische Landeshochschule war gleichgestellt mit jeder anderen Universität in der damaligen sowjetischen Besatzungszone. Sie hatte die gleichen Rechte und Pflichten; konkret: Promotionsrecht, Habilitationsrecht, Berufsrechte, Rektoratsversammlung, Fakultäten, vom ersten, bis zum letzten Tage ihrer Existenz. Und da wurde natürlich viel geforscht. Die bitterbösen, verleumderischen Vorwürfe, dass nicht geforscht wurde, sind absolut haltlos. Zum Beispiel gab es zwischen 1948 und 1990 2220 Dissertationen, Promotionen; 220 Habilitationen. Das sind zusammen 10.000 Wissenschaftlerjahre. 10.000 Wissenschaftlerjahre mit keinem Wort zu erwähnen, finde ich, ist erstaunlich. Hinzu kamen noch viele andere Forschungssachen. Zum Beispiel hatte ich erwähnt, dass wir mit der Industrie zusammenarbeiteten. Es gab circa 200 Patente, für eine Universität, eine pädagogisch orientierte Universität, völlig ungewöhnlich. Allein die Chemie hatte über hundert Patente angemeldet. Und diese Universität, diese Brandenburgische Landeshochschule, wurde aus dem Boden gestampft, war eine Gründung aus dem Nichts Sie müssen sich die völlig zerstörte Stadt, die besetzte Stadt, vorstellen. Es gab noch Lebensmittelkarten, wenn es überhaupt welche gab, es gab Bezugsscheine und alles. Da wurde eine Hochschule gegründet, mit einem ungeheuren Enthusiasmus. Und jene, die die Hochschule 1948, 1949, 1950 gründeten, das sind für mich die eigentlichen Helden. Das sind diejenigen, die die Garantie gaben, dass es 1990 hier überhaupt eine Hochschule gab, die übernommen werden konnte. Zum Zeitpunkt der Gründung 1948 – im Neuen Palais übrigens fand die Gründung statt – hatte die Hochschule keinen einzigen Quadratmeter Raum in eigener Verwaltung. Es war auch nicht vorgesehen, dass man diese Räumlichkeiten nutzte, sondern sie war erst in einer Schule und hatte verschiedene andere Standorte. Es gab eine enorm schnelle Entwicklung. In fünf Jahren hat sich die Zahl der Studenten und der des Lehrkörpers versiebenfacht. Obwohl die Universität hervorragende Leistungen macht, schafft sie eine so schnelle Entwicklung natürlich nicht. Damals wurde geforscht, gelehrt und gebaut. Alles was im Komplex Neues Palais steht, alle Gebäude, die dort vorher nicht standen, das war das physikalische Institut, die fünf Gebäude am Neuen Palais an der Straße, das botanische Institut, der Komplex, in dem heute die Mensa ist und etliches mehr, all das wurde während der Pädagogischen Hochschulzeit aufgebaut. Die heutige Universität gibt es Dank der Existenz und der Entwicklung der Brandenburgischen Landeshochschule, die dann 1952 aufgrund einer administrativen Veränderung von Ländern zu Bezirken in Pädagogische Hochschule umbenannt wurde. Dies wurde erst 1991 wieder rückgängig gemacht. Die gesamte Hochschule hat eine ungeheuer positive Entwicklung gehabt und war der Garant, dass 1991 überhaupt die Möglichkeit ins Auge gefasst werden konnte, sofort eine so große Universität zu installieren. 31 Gebäude hat die Brandenburgische Landeshochschule in diesem Komplex Neues Palais genutzt und dann übergeben. 1991 oder 1990 gab es 3500 Studenten, über 1500 Mitarbeiter, über 700 Wissenschaftler und über 120 Professoren. Und es gab auch Handwerker, eine vollständige Infrastruktur. Praktisch der gesamte Park Sanssouci, einschließlich Schloss Lindstedt, Villa Liegnitz, der Römischen Bäder und, und und – all das wurde von der Brandenburgischen Landeshochschule genutzt und von der Universität übernommen. Ohne die Brandenburgische Landeshochschule wären diese Gebäude anders genutzt oder vernutzt worden. Die Bildergalerie sollte Physikalisches Institut werden und das Neue Palais sollte Bauakademie werden. Und das sind jetzt nicht Gespinste, die einer am Stammtisch erzählt hat, sondern das war ein offizieller Besuch. Ein Herr Liebknecht, der nicht ganz unbekannt ist, wurde damit beauftragt eine Bauakademie zu gründen. Der Minister stimmte zu. Und der SED-Parteivorsitzende – damals gab es zwei, das war Grothwohl – besuchte dann das Areal, mit dem Ergebnis das Neue Palais sei hervorragend geeignet für die Bauakademie. Damit war die Bauakademie, da sie vom ZK angeordnet war, schon drin. Es gab andere Gründe, dass es dann nichts wurde, wie vieles andere auch nichts wurde, aber das gesamte Ensemble stand als Bildungseinrichtung zur Verfügung, mit einer hervorragenden Infrastruktur. Was natürlich schwierig war, war die Fassadengestaltung, wegen der heute genannten Stiftung preußische Schlösser und Gärten, die damals anders hieß. Und um auch einen politischen Aspekt zu erwähnen:

Der Mauerbau führte mich in den Knast und der Mauerabrisss ermöglichte es, dass ich hier eine Professur bekam, die ich sonst natürlich nie bekommen hätte. Und es ist auch nicht so, wie einige behaupten: Hier an der Pädagogischen Hochschule, 1990 wieder in Brandenburgische Landeshochschule umbenannt, wurde durch progressive Professoren und Mitarbeiter nicht nur diese Umbenennung gefördert, sondern es wurde auch darauf hingearbeitet aus der Brandenburgischen Landeshochschule heraus eine Universität zu gründen. Konkret wurde ein entsprechendes Aktionskomitee gebildet, ein Gutachten angefordert, öffentliche Veranstaltungen durchgeführt, wie man diese Brandenburgische Landeshochschule zu einer Universität machen könnte. Aber als dann 1990 die Einheit kam, da gab es andere administrative Strukturen, die das Heft in die Hand nahmen. Der Minister war damals Herr Enderlein, dem die Universität auch viel zu verdanken hat. Und noch ein Punkt: Es sind die drei Komplexe dargestellt. Die Brandenburgische Landeshochschule und ihre leitenden Leute, damals noch SED Genossen, waren klug genug, die Möglichkeiten für eine universitäre Umstrukturierung oder Erweiterung zu schaffen. Alle drei Gebäudekomplexe wurden vorbereitet und eingemeindet in die Brandenburgische Landeshochschule und konnten dann als Dreier-Komplex, schon von der Brandenburgischen Landeshochschule genutzt werden und – mit dem Ehrentitel „Weltkulturerbe“ versehen. Das hat natürlich mit der Brandenburgischen Landeshochschule nicht viel zu tun, aber immerhin so viel, dass die Gebäude einigermaßen in Schuss gehalten wurden, bei einer Bauakademie mit Werkstätten und dergleichen wäre das wahrscheinlich ein bisschen anders ausgegangen. Und was die Hochschule, die jetzt als universitäre Gründung bezeichnet wird angeht, muss man ins Brandenburgische Landeshochschulgesetz schauen. Zuerst einmal mussten ein Gesetz zur Schaffung/ Entstehung eines Landes geschaffen, ein Wahlgesetz gemacht werden, es musste gewählt werden, es mussten die Minister berufen werden. Am 22. November 1990 wurden erst die Minister vereidigt. Bis dahin war luftleerer Raum in der Administration. Und das Brandenburgische Landeshochschulgesetz, was der Minister Enderlein einstimmig durch den Landtag brachte, ein einmaliges Ereignis, besagt, dass die Brandenburgische Landeshochschule in die neuerrichtete Universität Potsdam eingegliedert wird. Ich sagte Eingliederung, weil das so im Gesetz steht. Gründung ist etwas Anderes. Es war ausdrücklich keine Neugründung. Das bedeutete also, dass in den ersten Monaten, Jahren praktisch alle – vom Rektor bis zum letzten Stück Kreide – alle Mitarbeiter, alle Gebäude, alle Wissenschaftler, alle Professoren, in die Universität eingegliedert waren, also waren an der Universität dieselben Kollegen wie vorher. Das hatte Vor- und Nachteile. Die Vorteile waren natürlich wesentlich größer als die möglichen Nachteile. Denn wir müssen uns natürlich auch daran erinnern, dass die Brandenburgische Landeshochschule wirklich ein Erfolgserlebnis und die Voraussetzung war, dass so schnell wieder eine arbeitsfähige Universität installiert werden konnte. Die Vorlesungen liefen – es waren dreieinhalbtausend Studenten dort – weiter. Die Studenten hatten ein Recht ihr Studium abzuschließen. Es hatten sich bereits unter dem Namen, damals wurde noch annonciert „Pädagogische Hochschule Potsdam Karl Liebknecht“, sie hatte sich aber bereits in „Brandenburgische Landeshochschule“ umbenannt – 1990 über dreieinhalbtausend Studenten neuingeschrieben, nicht in die Universität. Das bedeutet, dass man durch diese Brandenburgische Landeshochschule einen enorm schnellen Anschluss fand, dass man die Universität in kurzer Zeit stabilisieren und erweitern konnte, auch durch die Räumlichkeiten, die geschaffen wurden. Die sind nicht von der Universität Potsdam, sondern die sind alle von der Brandenburgischen Landeshochschule übernommen worden. Und aus diesem Grunde werden Sie vielleicht auch meinen Zorn verstehen, wenn auf der Neujahrsveranstaltung – 25 Jahre Universität Potsdam wurde in diesem Jahr gefeiert – Herr Görtemaker sagt, dass die Universität keine Sozialversorgungsanstalt für alte Wissenschaftler sei und dass man da erst einmal forschen muss. In einem Interview hat er das dann noch unterstrichen, dass die Leute alle nicht forschen konnten. Das ist eine Diffamierung, die man nicht so stehen lassen darf und wir kämpfen dagegen. Das darf ich hier vielleicht einmal in die Kamera halten. Durch einen Appell und durch einen offenen Brief, in dem wir uns dagegen verwahren, dass man so mit

Wissenschaftlern, die ja auch, so wie ich, aber wie andere noch viel länger, die Universität mit aufgebaut haben, umgeht. Wir waren in den ersten Jahren nur BLH, fast nur ehemalige BLH, die das machten. Einige, Herr Regenstein, der kommt Morgen zu Ihrem Interview, machen bis heute noch Vorlesungen, 27 Jahre nach der Beendigung der BLH Zeit. Also lange Rede kurzer Sinn, es wurde viel geschaffen. Wir sollten stolz sein auf die Brandenburgische Landeshochschule und wir sind stolz auf die Universität Potsdam, wo wir auch dazu beitragen konnten, dass ein kontinuierlicher Übergang stattfand. Und dieser Übergang findet bis heute unsere Unterstützung, soweit wir das können. Trotzdem, wir verwehren uns dagegen die Geschichte und die Forschungsleistungen zu verleugnen. Und was der Hochschule auch vorgeworfen wird – in diesem Zusammenhang erlaube ich mir das zu sagen – ist, dass sie forschungsincompetent war. Das bedeutet, dass sie nicht geforscht haben. Die Forschungsergebnisse wurden einfach verleugnet sie wurden völlig verleugnet. Ich habe mir mal die Forschungsberichte der Universität Potsdam aus den Jahren 1990 bis 1993 angesehen– sie wurden rückwirkend erstellt – und festgestellt, dass der größte Teil von fünf Jahren Forschungsleistung, nachgewiesen und dokumentiert, durch Projekte von Professoren, Mitarbeitern und Wissenschaftlern der ehemaligen Brandenburgischen Landeshochschule erbracht wurde. Das heißt ich schätze fünf Jahre mindestens wurde die Universität auch forschungsmäßig durch die Professoren, Mitarbeitern, Wissenschaftler der BLH geführt. Und vielleicht noch eine Zahl: Die Brandenburgische Landeshochschule 1990 war strukturiert in 19 Fachbereiche. Von diesen 19 Fachbereichen waren von 17 Fachbereichen die Fachbereichsleiter ehemaligen Professoren und Doktoren der Brandenburgischen Landeshochschule. Die zwei anderen sind: Einerseits der Fachbereich Jura, der schon in der Brandenburgischen Landeshochschule neu aufgebaut wurde, und andererseits der Fachbereich WiSo, Wirtschaft und Soziales. Also lag die Forschung in der Hand der BLH-Leute und man wirft uns, vor 400 versammelten Festgästen vor: Ihr müsst erstmal forschen lernen. Unverschämt nach meiner Ansicht. Es wird gesagt, dass der Mittelbau, den Begriff gab es in der DDR nicht, das sind die Doktoranden, die Doktoren, die Lehrer im Hochschuldienst, dass die forschungsincompetent waren, und dass es für die Universität extrem schwierig war überhaupt zu überleben, behauptete Görtemaker. In Wirklichkeit war das Gegenteil der Fall. Der Fakultätsrat der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät hat erklärt, dass die Aussagen von Herrn Görtemaker überhaupt nicht zutreffen. Der Aufwuchs der Universität mit dem Schwung der BLH in die Universität war ohne Probleme. Wir sind stolz darauf, die Universität mitaufgebaut zu haben, so wie wir stolz darauf sind auch an der Pädagogischen Hochschule, Brandenburgischen Landeshochschule mitgewirkt zu haben. Worauf wir auch stolz sind ist, dass hunderttausende aus der DDR-Bevölkerung die Wende durch die friedlichen Revolution herbeiführten und mit Mut und Angst in den Knien die Demonstrationen durchführten und schließlich eine bis an die Zähne bewaffnete Stasi, Armee, Zoll, bewaffnete Organe, Kampfgruppen und so weiter in die Knie zwingen konnten. Wir waren die Gewinner der friedlichen Revolution, vor der Wende und während der Wende. Nach der Wende sind wir die Verlierer in dramatischer Weise geworden. Nicht nur, dass es weniger Geld gab, da sind wir alle drüber weggekommen, sondern dass man uns so in die Ecke stellt und so beleidigt, das ist politisch nicht gerechtfertigt. Und wir rufen auf: Schafft Gerechtigkeit, auch an der Universität, für die ehemaligen DDR-Wissenschaftler.

Dr. Rosenberger: Gerechtigkeit im Sinne von Anerkennung.

Prof. Brehmer: Ja. Und die Forderung nach Gerechtigkeit, nach Anerkennung, nach Fairness, ist jetzt schon ein politischer Mainstream geworden und wird sicher in den Wahlen eine nicht unbedeutende Rolle spielen. Und wir werden uns, soweit wir das können, daran beteiligen.

Dr. Rosenberger: Gut, dann danke ich Ihnen für das Gespräch, für Ihre Erzählungen. Das fand ich spannend, was Sie uns berichtet haben und ich hoffe, dass Sie die positiven Seiten auch immer noch

sehen, die die Wende gebracht hat. Insbesondere auch für Sie, aber vielleicht auch für alle und sich das nicht von einzelnen Meinungen nehmen lassen.

Prof. Brehmer: Nein, ich glaube da können Sie ruhigen Gewissens nach Hause gehen. Wir haben ein Professorenkollegium gegründet und das wird sich ein bisschen intensiver damit auseinandersetzen. Meiner Ansicht nach, ist es auch schade – jetzt eine völlig unpolitische Bemerkung – dass die Beziehung zwischen der Universität in den verschiedensten Gremien und den Ehemaligen, das müssen nicht Professoren sein, sondern überhaupt, fast völlig abgebrochen ist. Das würde ich auch der Universitätsleitung empfehlen, darauf aufmerksam machen, dass man da viel Porzellan zerschlagen hat, ohne eigentlich etwas zu tun.

Dr. Rosenberger: Und ohne Not.

Prof. Brehmer: Ja.

Dr. Rosenberger: Gut, dann vielen Dank.

Prof. Brehmer: Ich bedanke mich auch für das Gespräch und wünsche Ihnen ebenso alles Gute wie wir uns erhoffen, dass unsere Argumente auch akzeptiert und anerkannt werden.

Dr. Rosenberger: Ja, ich denke schon.

Interview mit Apl. Prof. Dr. Wolfgang Regenstein

Biodaten:

Apl. Prof. Dr. Wolfgang Regenstein war von 1966 bis 2006 am Institut für Physik an der Pädagogische Hochschule bzw. Universität Potsdam.
Ab 1997 Arbeitsgruppe Photonik.

Das Interview fand am 13. Februar 2019 statt.

Transkript

Dr. Rosenberger: Guten Tag Professor Regenstein, ich freue mich sehr, dass Sie sich bereitgefunden haben, bei unserem Projekt *Zeitzeugen der Wende an der Universität Potsdam* und speziell an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät mitzumachen. Fangen wir mit Ihrem Leben an. Sie sind schon lange an der Universität Potsdam, haben Sie hier studiert oder seit wann sind Sie hier?

Prof. Regenstein: Ich habe 1959 Abitur gemacht und wollte dann, weil meine Mutter auch nicht so viel Geld hatte, erst einmal Geld verdienen und bin zur Armee gegangen. Ich hätte nicht gehen müssen, aber das war eine wertvolle Erfahrung in meinem Leben. Ich habe zwei Jahre gedient. Wir waren eine reine Abiturientenkompanie, was sie danach nie wieder gemacht haben. Das war schon ein ganz guter Austausch mit anderen. Deswegen habe ich mich gar nicht an Unis beworben. Ich wollte eigentlich Kernphysik an der TU in Dresden studieren. Ich dachte immer, es sei noch genug Zeit, aber dann war die Armeezeit auf einmal vorbei und ich musste mich bewerben. Ich habe mich dann an der TU Dresden beworben und eine Absage bekommen, weil die Fakultät für Kerntechnik, die damals erst gebildet worden war, kurze Zeit später schon wieder aufgelöst wurde. Sie haben schon gar keine Studenten mehr angenommen. Ich bekam dann die Möglichkeit Landmaschinenbau in Dresden zu studieren und ich hatte noch ein Angebot in Rostock, aber das wollte ich alles nicht. So wurde alles ziemlich eng und ich musste irgendetwas studieren, denn man wurde früher entlassen, schon am 15. Juli statt im September, wenn man einen Studienplatz vorweisen konnte. Einer meiner Kameraden sagte dann zu mir: „Versuch doch ein Lehrerstudium, du hast doch hier auch KfZ-Unterricht gegeben“. Ich wollte eigentlich nicht Lehrer werden, aber ich habe tatsächlich bei der Armee ein wenig als Hilfsfahrlehrer gearbeitet, die theoretische Ausbildung für die Fahrausbildung gemacht. Ich wusste gar nicht, dass man an Universitäten auch ein Lehrerstudium machen konnte. Ich hatte mich überhaupt nicht informiert, weil ich in diese Richtung nicht gedacht hatte. Es gab nur eine Möglichkeit: Potsdam. Ich habe dann in der Mathematik eine Aufnahmeprüfung gemacht und bestanden, das weiß ich noch wie heute, die Kastanien blühten. 1961 habe ich angefangen zu studieren. Nach zwei Jahren Armeezeit war man richtig heiß auf ein Studium und da war entsprechend Eifer da. -Ich habe dann nach einem Jahr auch eine Hilfsassistentenanstellung bekommen und war finanziell relativ gut abgesichert, weil ich durch die Armee ein höheres Stipendium bekam. So ging es mir als Student materiell relativ gut. Mein Interesse galt der Kernphysik und ich habe mich dann in diese Richtung spezialisiert und mein erstes Staatsexamen gemacht.

Dr. Rosenberger: Man konnte sich auch in Potsdam in diese Richtung spezialisieren?

Prof. Regenstein: Ja. Wir hatten eines der ersten Kernstrahlungslabors der DDR. Die Kernphysik war eine Welle in den 60er Jahren. Deswegen konnte ich das in Potsdam machen und bin dem eine ganze

Weile treu geblieben. Dann ging das Drama wieder los. Ich sollte auf dem Gebiet eine Aspirantur bekommen, doch der Betreuer fiel in Ungnade. Und das bedeutete für mich, dass die Aspirantur vorbei war.

Dr. Rosenberger: Was genau heißt Aspirantur?

Prof. Regenstein: Aspirantur heißt so etwas wie ein Forschungsstudium. Das gibt es jetzt hier nicht mehr. Man bekam ein Stipendium und hatte drei Jahre Zeit und in diesen drei Jahren musste man seine Qualifikation beendet haben. Und dann gab es ein Forschungsstudium, das war eine andere Möglichkeit. Aber wie gesagt, mit der Aspirantur klappte es nicht. Damit ging das wieder los. „Was machen wir mit dem?“ Um es kurz zu machen, irgendwann bekam ich dann eine Landlehrerstelle irgendwo in Sachsen an einer ganz kleinen Schule. Das war für mich wiederum eine gute Erfahrung. Da habe ich dann einen Vertrag für ein Jahr bekommen.

Dr. Rosenberger: Das war dann 19...?

Prof. Regenstein: 65. Dann war ich Landlehrer, und das war damals eine sehr geachtete Stellung.

Dr. Rosenberger: Grundschule oder Oberschule?

Prof. Regenstein: Grundschule. Wir hatten immer nur eine Klasse.

Dr. Rosenberger: Also eine ganz kleine Schule.

Prof. Regenstein: Dazu könnte ich Ihnen eine Anekdote erzählen, fällt mir gerade ein. Ich habe dann alles Mögliche unterrichtet, denn neben der Physik war mein Hobby auch immer die Chemie. Also habe ich auch Chemie unterrichtet. Aber da war so gut wie gar nichts da. Ich bin dann zu dem Fachberater gefahren. In jedem Bezirk gab es einen Fachberater, der einem speziell bei manchen Sachen geholfen hat und habe dort Glasgeräte, Chemikalien und dergleichen geholt.

Dr. Rosenberger: So etwas hatte der?

Prof. Regenstein: Ich habe dann erst einmal die Chemie ein bisschen aufgebaut. Die Physik war auch sehr bescheiden.

Dr. Rosenberger: Das kann ich mir vorstellen.

Prof. Regenstein: Wir waren alles relativ junge Kollegen und wir konnten machen, was wir wollten. Wir hatten ziemlich große Freiräume und die haben wir auch ausgiebig genutzt. Und in dem Zusammenhang stand ich in der Pause mit meinem weißen Kittel, es war in der zweiten Woche glaube ich, vor meinem großen Schrank und wollte die Versuche vorbereiten. Auf einmal kommt ein kleiner Junge und hängt sich an meinen Arm und schreit „Nicht impfen, nicht impfen!“

Dr. Rosenberger: Das ist ja süß.

Prof. Regenstein: Er dachte ich bin der Schularzt. Das war eine lustige Anekdote, die ich in der Zeit erlebt habe. Nach einem Jahr – glücklicherweise – habe ich hier dann doch noch eine Aspirantur bekommen, bei einem anderen Professor, was mir nicht behagte. Ich musste dann Molekülphysik machen, Spektroskopie womit ich vorher nichts zu tun hatte. Außerdem habe ich extern noch einmal Physik studiert. Zu meiner Zeit war das zwar ein Zweifachstudium, ich hatte als Hauptfach Mathematik. Im zweiten Studienjahr konnte man eigentlich die Richtung wechseln, zwischen Haupt- und Nebenfach, aber es mussten mindestens zwanzig Leute zusammenkommen. Es fand sich niemand im Studienjahr, der das mitmachen wollte und so musste ich das zu Ende studieren. Das hat mir aber nicht geschadet. Deswegen habe ich dann extern nochmal Physik studiert. Ich weiß nicht warum, damals war es Mode, ich hätte auch das Diplom machen können, weil ich so viele andere Fächer noch belegt hatte, dass das

gar kein Problem gewesen wäre, aber das war damals nicht üblich. Wir haben nur ganz, ganz wenige Diplomarbeiten durchgeführt.

Dr. Rosenberger: Das war in Potsdam nicht üblich?

Prof. Regenstein: Ja, obwohl wir das Diplom noch hatten. Wir waren eine richtige Hochschule und alles wurde bis hin zur Habilitation übernommen. Das gab es an den später neu gegründeten Pädagogischen Hochschulen nicht.

Dr. Rosenberger: Da gab es nur das Staatsexamen?

Prof. Regenstein: Ja und 1968 gab es diese unglückselige Hochschulreform. Übrigens bis zu dieser Zeit war die Ausbildung in Westdeutschland und in Ostdeutschland völlig gleich.

Dr. Rosenberger: Die Lehramtsausbildung?

Prof. Regenstein: Die Physikausbildung, das weiß ich deswegen, weil ich in den Physikalischen Blättern 1968 eine Zusammenstellung gefunden habe. Da war es so, dass es zwischen Lehramtsausbildung und Diplomausbildung de facto keine Unterschiede gab, denn die Lehrer, bis auf die wenigen Ausnahmen, die an den Pädagogischen Hochschulen ausgebildet wurden, sind an den Universitäten mit ausgebildet worden. Aber die Pädagogischen Hochschulen hatten drüben einen ganz anderen Charakter als bei uns. Der einzige Unterschied war, dass man noch Angewandte Physik im Vergleich zu Pädagogik und ein bisschen Psychologie hatte, mit etwas Didaktik. Angewandte Physik hatte ich sowieso, angewandte Kernphysik habe ich gemacht und die Scheine hatte ich schon erworben.

Dr. Rosenberger: Also hätten Sie eigentlich nur ihre Scheine zusammensammeln müssen?

Prof. Regenstein: Und dann eine Diplomarbeit machen, habe ich aber nicht.

Dr. Rosenberger: Wie das so ist.

Prof. Regenstein: Aber das machte auch keinen Unterschied, im Grunde genommen, eigentlich störte das niemanden. Ich habe mich dann ziemlich durch die Promotion gequält, weil ich die Zeiten nicht eingehalten habe, da sich niemand um mich kümmerte. Ich hatte nicht einmal ein richtiges Thema. Da ich dann auch eine Familie und Kinder, aber keine feste Stelle hatte – ich war immer nur befristet – habe ich beschlossen, mir sozusagen selbst ein Thema zu stellen und habe es dann bis zum Ende durchgezogen. Ich habe mir einen Betreuer gesucht und nach sechs Jahren schließlich promoviert. Eine so lange Zeit war damals völlig ungewöhnlich, aber das war den Umständen geschuldet. Außerdem habe ich schon als Aspirant manchmal zehn Stunden Lehrveranstaltungen gemacht, weil niemand da war. Das wurde alles nicht vergütet. Es war in dem normalen Stipendium mit enthalten. Manchmal hatte ich nur Lehrveranstaltungen in der Woche und konnte überhaupt nicht an Literaturarbeit oder dergleichen denken. Das war ziemlich stressig. Zum Glück wurde dann diese Aspirantur in eine Assistenz umgewandelt, zwar immer noch befristet, aber das hörte sich schon ein bisschen besser an.

Dr. Rosenberger: Und wurde besser bezahlt.

Prof. Regenstein: Genau, das war kein Stipendium mehr. Dann war 1968 die Hochschulreform bei uns und da wurde der sogenannte Mittelbau, wie wir heute sagen würden, evaluiert, wer promovierte hatte. Wer nicht promovierte musste gehen. Da sind viele wo anders hingegangen, die schon älter waren und nicht mehr promovieren wollten. Ich habe mich dann natürlich auch beeilt. Das bedeutete noch einmal zusätzlichen Druck und ich habe alles darauf konzentriert und es dann auch 1972 gepackt.

Dr. Rosenberger: Was beinhaltete diese Reform grob? Oder ist das zu kompliziert?

Prof. Regenstein: Aus dem Staatsexamen wurde ein Diplomlehrer. Das Studium wurde umgekrempelt. Das, was vorher das Fortgeschrittenenpraktikum war, gab es nicht mehr. Das war, wie es die Lehrer jetzt auch wieder durchführen müssen, ein Versuch, der anspruchsvoller war als im Grundstudium. Das wurde alles abgewickelt. Wir haben zwar in Potsdam eine schlaue Lösung gefunden in dem wir die Versuche geteilt haben. Aus einem Versuch wurden dann zwei Versuche, aber es blieb der Inhalt erhalten. Offiziell durften wir das nicht. Es hieß dann nicht mehr Fortgeschrittenenpraktikum. In der Lehre gab es ebenfalls Umstrukturierungen, so dass es nicht mehr so vergleichbar war wie früher. Ich habe mitbekommen, dass es im Westen genauso war. Da gab es ja auch eine Reform.

Dr. Rosenberger: Das kann sein, das war so eine Zeit.

Prof. Regenstein: 1969, da wurde alles umgekrempelt. Der äußere Ausdruck war die Verleihung des Diploms, was rein formal war, weil sich eigentlich nicht viel geändert hatte, bis auf die Struktur des Studiums, da wir dann ein Grundstudium von zwei Jahren hatten. So ähnlich wie es jetzt wieder mit Bachelor und Master ist, war die Strukturierung dann auch. Und zu meiner Zeit war das offen; ich konnte Lehrveranstaltungen besuchen, die mir Spaß machten. Ich hatte zum Beispiel Geschichte bei einem alten Professor, der die alte Geschichte wunderbar nahebringen konnte. Da bin ich natürlich hingegangen. Oder wir hatten einen, der wunderbar Philosophie unterrichten konnte. Da bin ich auch hingegangen. Das ist ja heute alles nicht mehr möglich.

Dr. Rosenberger: Es wurde dann schulischer, strukturierter.

Prof. Regenstein: Ja, absolut. Man musste eben das und das belegen, so wie es jetzt auch wieder ist. Es gibt gar keinen Unterschied, während es zu meiner Zeit keine Anwesenheitskontrolle gab. Man musste nur in den Seminaren sein, damit man seine Übungsaufgaben, wenn es denn welche gab, abgeben konnte. Aber Anwesenheitskontrolle – so etwas gab es nicht. Es gab bei uns viele Freiräume und die habe ich intensiv genutzt. Es gab bei uns auch ein Studium Generale und da konnte man besuchen, was einem Spaß machte, wie etwa Philosophie. Das waren noch ältere Herrschaften, so wie ich es jetzt bin und die haben das wunderbar gemacht. Das war allein schon ein Genuss, nur die zu hören, egal was sie erzählt haben.

Dr. Rosenberger: Das kann ich mir vorstellen.

Prof. Regenstein: Das ist alles verloren gegangen. Damit war ich dann promoviert und hatte endlich eine feste Anstellung. Ich war dann Lehrer im Hochschuldienst, wie das so schön hieß. Das, was man heute akademischer Rat nennen würde.

Dr. Rosenberger: Aber in der Schule unterrichtet haben Sie dann nicht nochmal?

Prof. Regenstein: Nein. Ich habe nur ein normales Praktikum gemacht und dann wie gesagt dieses eine Jahr.

Dr. Rosenberger: Dieses eine Jahr am Anfang.

Prof. Regenstein: Dieses Jahr, in dem ich unheimlich gute Erfahrung gemacht habe, mit Menschen, mit Kindern und so weiter und so fort. Das war sehr wertvoll und hat mir genützt, denn wir haben auch Weiterbildung für Lehrer gemacht. Die waren dann immer erstaunt, dass ich über die Schule Bescheid wusste, was sonst nicht so üblich war.

Ich habe dann im Laufe der Zeit nach der Promotion Kontakt mit der Humboldt Universität aufgenommen. Das hat sich bei einer Tagung durch Zufall ergeben. Sie hatten auch Interesse mit Physikern zusammenzuarbeiten und so habe ich dann mit einer Gruppe Chemikern zusammen in einer Forschungsgruppe gearbeitet. Sie hatten eine Vertragsforschung, wie man damals sagte, in der Photophysik, das war für die und uns neu, denn mit Fluoreszenzspektroskopie hatte ich vorher nichts

zu tun. Das habe ich dann hier mit aufgebaut. Ich war dann relativ selbstständig, konnte Leute um mich herum versammeln und hatte dann eine kleine Forschungsgruppe. Die Chemiker haben wunderbare Substanzen gekocht und wir haben die Physik dazu geliefert.

Dr. Rosenberger: Gemessen, mit Spektroskopie...

Prof. Regenstein: Am Anfang war es ganz bescheiden. Zu der Zeit bin ich immer noch in die Humboldt Universität gefahren, weil besonders die Biochemie wunderbar ausgerüstet war und habe dort gemessen. Stück für Stück haben wir hier aufgebaut. Physiker sind da sehr intuitiv. Erst aus Eigenbauapparaturen und dann wurde das immer professioneller, bis wir am Ende dann auch Computer gesteuertes hatten. Was wir mehr oder weniger selbst gemacht hatten war mit dem, was man heute kaufen kann vergleichbar. Wir hatten eine relativ gute Zusammenarbeit.

Dr. Rosenberger: Noch einmal eine kurze Nachfrage, Vertragsforschung hieß mit einem Betrieb oder...?

Prof. Regenstein: In dem Fall ja, aber das war manchmal gemischt. Manchmal war es ein Betrieb, vor allem Bitterfeld-Wolfen, die Photochemie, die chemische Industrie, die da Interesse hatte. Es ging auch um Xerox-Kopierverfahren mit anderen anorganischen Materialien. Später wurde es auf organische Materialien umgestellt. Wir haben mehr in Richtung organische Materialien geforscht, weil die Chemiker von Hause aus organische Chemiker waren. Es wurde zum einen von der Industrie bezahlt, aber zum Teil wurden auch Forschungsaufträge vom Ministerium vergeben, ähnlich wie es heute auch üblich ist. Jedes Jahr gab es eine Forschungsverteidigung, in der man seine Ergebnisse präsentieren musste.

Dr. Rosenberger: Was man heute Evaluation nennen würde.

Prof. Regenstein: Genau. Jedes Jahr musste man einen Bericht abgeben und ihn mündlich verteidigen, vor Leuten und Rede und Antwort stehen. Über diese Arbeit bin ich dann zu meiner Habilitation gekommen und über die Chemiker habe ich Verbindungen ins Ausland, nach Danzig, bekommen. Ein berühmter Mann, der an einer berühmten Schule für Fluoreszenzspektroskopie in Danzig saß, war meine Rettung. Wir haben Kubaner ausgebildet, die bei uns auch promoviert haben. Ich hatte einen Kubaner, der dann an die Universität Havanna zurück ging und irgendwann in der 80er Jahren bekam ich eine Einladung nach Kuba an die Universität. Und ab da begann mein Dilemma, da das meinem damaligen Chef überhaupt nicht passte und ich bin dann ziemlich in Verruf gekommen.

Dr. Rosenberger: Warum passte ihm das nicht?

Prof. Regenstein: Weil er keine Einladung bekommen hatte.

Dr. Rosenberger: Und sind sie dann gefahren?

Prof. Regenstein: Nein, ich habe diese Reise nicht genehmigt bekommen. Danach habe ich ziemliche Schwierigkeiten bekommen. Es ging dann so weit, ich will es jetzt nicht weiter ausführen, dass ich dann keine Arbeitsgruppe mehr hatte. Ich bekam keine Studenten mehr und meine Mitarbeiter wurden anderweitig zugeordnet.

Dr. Rosenberger: Das ist ja krass.

Prof. Regenstein: Dann saß ich ganz alleine da.

Dr. Rosenberger: Also in gewisser Weise als Bestrafung dafür, dass Sie so eine Einladung bekamen.

Prof. Regenstein: Ich würde das jetzt nicht so nennen.

Dr. Rosenberger: In Anführungszeichen vielleicht.

Prof. Regenstein: Es hat sich eben so ergeben. Aber mein großes Glück war, dass ich immer noch Freunde an der Humboldt Universität und einen großen Freund in Danzig hatte. Ich bin dann regelmäßig nach Danzig gefahren und konnte dort arbeiten. Langer Rede kurzer Sinn, eines Tages habe ich dann gegen den Willen meines Institutes meine Habilitation vorgelegt und zwei Gutachter von außen mitgebracht. Man musste ja mindestens einen Gutachter von außen haben und damit ließ sich die Habilitation nicht mehr verhindern. So habe ich 1989 noch habilitiert. Ich hätte das eigentlich schon viel früher machen können, aber wie gesagt war das nicht so ganz einfach im stillen Kämmerlein mehr oder weniger ganz alleine.

Dr. Rosenberger: Wann war das mit der Einladung?

Prof. Regenstein: Ich bin das erste Mal 1979 nach Danzig gefahren und habe die ganze Umbruchzeit mit Solidarność erlebt. Ich war auch bei Demonstrationen mit dabei und habe Wałęsa gesehen, als er noch nicht so dick war wie heute. Die Polen haben mich auch in alles eingeführt. Ich war sehr oft privat eingeladen, obwohl ich damals noch kein Polnisch konnte. Später habe ich die Sprache gelernt und konnte mich eigentlich mir ihnen ganz gut verständigen.

Dr. Rosenberger: Und zuvor auf Russisch?

Prof. Regenstein: Nein. Das habe ich bei ersten Mal versucht und dann merkte ich schon, dass die alle sehr merkwürdig reagierten.

Dr. Rosenberger: Das wollten die nicht.

Prof. Regenstein: Dann hat mich einer zur Seite genommen und meinte: Nicht Russisch. Das geht gar nicht. Dann haben wir es auf Englisch versucht. Ich habe hier auf der Volkshochschule dann einen Polnisch Kurs besucht, so hat es mit den Kollegen viel besser funktioniert, die mir auch geholfen haben. Ich war in einem Heim untergebracht und den ganzen Tag an der Universität, bin erst sehr spät abends heimgekommen. Abends saß dort immer ein Pförtner und mit ihm haben wir uns dann unterhalten und er hat auch geprüft, was ich gelernt habe, was ganz lustig war. Ich bin dann gar nicht ins Bett gekommen, weil der sich dann immer mit mir auf Polnisch unterhalten hat.

Dr. Rosenberger: Also noch eine Abendstunde.

Prof. Regenstein: Ja. Das war immer ganz interessant. Und so habe ich dann auch ein bisschen die Mentalität der Leute kennengelernt, was in jener Zeit wirklich hilfreich war. Da habe ich viel gelernt und das hat mich dann auch zur Habilitation gebracht. Zwar spät, aber immerhin habe ich es dann 1989 noch vor der Wende geschafft.

Dr. Rosenberger: Sie haben dann die Wende hier auch noch als Mitarbeiter erlebt. Können Sie erzählen, wie Sie das erlebt haben, persönlich und wie es für das Institut war?

Prof. Regenstein: Ja. Durch Zufall habe ich noch ein altes Tagebuch gefunden. Da habe ich fast jeden Tag zu dieser Zeit aufgeschrieben, was so passierte. Es ging eigentlich im Mai 1989 los, im Zusammenhang mit den Ereignissen in China.

Dr. Rosenberger: Das war im Juni? [[Das Tiananmen Square Massaker passierte im Juni](#)]

Prof. Regenstein: Ja und im Mai waren bei uns die Kommunalwahlen und da gab es bei uns ziemlich viel Unruhe unter den Studenten. Das haben wir natürlich mitbekommen und haben versucht, darauf zu reagieren. Wir fragten uns – ich war auch erstaunt, als ich das jetzt gelesen habe – wie wir die Lehre verändern müssten, wie wir einiges entkrampfen und das Studium anders strukturieren könnten. Es

gab fast jeden Tag irgendeine Versammlung beim Direktor und es wurden auch Studenten dazu geladen und nach ihrer Meinung gefragt. Es wurde dann immer dramatischer und es gingen dann auch Studenten weg. Die waren auf einmal am nächsten Tag nicht mehr da, die waren über Ungarn ausgereist. Das hat sich unter den Studenten natürlich auch herumgesprochen und deswegen musste man irgendwas machen. Und dann kam noch etwas dazu, worüber ich mich sehr aufgeregt habe. Es gab bei uns eine Zeitschrift, *Sputnik* hieß sie, die über Vorgänge in der Sowjetunion informierte. Sie war sehr gut, auch graphisch, gemacht, sozusagen *Glasnost* in Deutsch, und auf einmal wurde sie verboten. Das konnten wir überhaupt nicht verstehen, weil wir nichts Anstößiges dabei fanden. Daraufhin setzte auch Protest von Mitarbeitern ein. Das alles zusammen führte zu einer besonderen Stimmung. Etwas musste passieren. Und es gab dann auch dahingehende Eingaben, aber die oberste Führung reagierte überhaupt nicht. Alles war wie gelähmt.

Dr. Rosenberger: Also gab es in dem ganzen Jahr schon eine Unruhe.

Prof. Regenstein: Zumindest in dem letzten halben Jahr davor. Es passierte auch noch etwas Komisches: Ich hatte Verwandtschaft im Westen und war einmal als Auslandskader ausersehen. Dazu gehörte aber, dass man seiner Verwandtschaft abschwor, also den Briefkontakt aufgab. Ich wollte das auf keinen Fall machen und damit war ich aus dieser Liste gestrichen. 1987 gab es dann die Möglichkeit Anträge auf Besuch zu stellen. Das habe ich gemacht, bekam keine Erlaubnis, aber komischerweise meine Frau, obwohl...

Dr. Rosenberger: Sie hatten aber gar keinen Antrag gestellt?

Prof. Regenstein: Doch, sie hat einen Antrag gestellt, aber wir haben das gar nicht ernst genommen. Das war nicht einmal der nächste [Verwandtschafts-]Grad. Aber sie hat die Genehmigung bekommen und fuhr schon 1988. Ich habe dann 1989 erneut den Antrag gestellt und bekam dann im Oktober 1989 die Genehmigung meinen Onkel zu besuchen. Der hatte am 26. Oktober Geburtstag und ich war dann ein paar Tage vorher da, man bekam eine Woche. Einer meiner Cousins war bei den Grünen Nordrhein-Westfalen und der hat mich dann zu allen möglichen Versammlungen mitgeschleppt. In Dortmund war ich im Gläsernen Rathaus, was Ihnen vielleicht nichts sagen wird. Die Grünen waren damals schon im Stadtrat in Dortmund und die warben für eine transparente Politik. Sie hatten Scheiben bis zum Boden und man konnte aus dem Rathaus auf den Markt schauen. Die Begrüßung war aber schon ein bisschen komisch. Mein Cousin ist mit mir zu einer Stadtratssitzung gegangen und sagte: Hier ist mein Cousin aus dem Osten. Und da der sagte gleich einer ganz freundlich: „Wohl über Ungarn gekommen?“ was ich nicht für einen einladenden Gruß hielt. Aber ansonsten war es eine gute Erfahrung. Ich war beim Parteitag der Grünen von Nordrhein-Westfalen. Da waren wirklich Strickende und kleinen Kindern, die herum wuselten und eine lockeren Atmosphäre. So bekam ich schon ein bisschen mit, wie das von drüben aufgenommen wurde.

Dr. Rosenberger: Und wie haben Sie empfunden, wie das von drüben aufgenommen wurde?

Prof. Regenstein: Mein Cousin war engagiert und durfte nicht einreisen.

Dr. Rosenberger: Er durfte nicht mehr einreisen?

Prof. Regenstein: Ja. Er hatte zusammen mit mir Kopiergeräte herübergebracht und das haben sie irgendwann mitbekommen und dann durfte er nicht mehr einreisen. Jedenfalls wusste ich so ein wenig Bescheid, wo es langging und bin auch ein bisschen informiert gewesen.

Ich war auch in Westberlin. Meine Mutter hat mich zum Zug gebracht und sich dann eine Zeitung am Zoo geholt. Ein Schulfreund meiner Kinder war über Ungarn ausgereist und wollte in Westberlin zu seinem Opa, aber war von dem Opa nicht gelitten. Seine Mutter war sehr traurig, denn sie hatte über das Fernsehen mitbekommen – er war wohl im Fernsehen ganz kurz zu sehen gewesen –, dass er über

Ungarn ausgereist war. Als die Mutter erfahren hat, dass ich hinüberfahre, hat sie mich gebeten, ein paar Sachen mitzunehmen, denn er hatte nichts. Das habe ich natürlich gemacht. Wir sind dann nachts mit einem Auto, das er sich geborgt hatte, durch Westberlin gefahren. In Neukölln hatte er eine bescheidene Unterkunft. Er hat mich dann nachts wieder zurückgebracht und ich bin mit dem letzten Zug bis nach Köln gefahren.

Dr. Rosenberger: Das war noch vor dem...

Prof. Regenstein: Ja. Und dadurch war ich dann nicht so auf Berlin neugierig und meine Neugierde beschränkte sich auf die Universität. Sobald es dann möglich war, war ich mit einer Kollegin an der TU. Wir haben dann bei Lehrveranstaltungen hospitiert, wir wollten uns anschauen, was da anders ist und ich habe nacheinander alle Professoren zu uns eingeladen, um sich umzuschauen und sich in Kolloquien vorzustellen.

Dr. Rosenberger: Haben sie das auch gemacht?

Prof. Regenstein: Fünf oder sechs waren bestimmt bei uns. Ein Kolloquium haben wir durchgeführt und so haben sie gesehen, wie es bei uns lief. Und hinterhältig wie ich war, habe ich auch Studenten...

Dr. Rosenberger: Abgeworben?

Prof. Regenstein: Nein, dorthin gebracht. Die haben ihnen dann gezeigt, dass wir auch nicht ganz von vorgestern waren. Ich habe Studenten dort das Praktikum im Fortgeschrittenenpraktikum machen lassen. Die Kollegen, die ehrlich waren, waren ganz erstaunt, da sie andere Vorstellungen von uns hatten.

Dr. Rosenberger: Vielleicht auch wegen des Titels "Pädagogische Hochschule"?

Prof. Regenstein: Ja. Ich habe dann erst später mitbekommen, dass die TU die Pädagogische Hochschule Berlin geschluckt hatte, und dass die Kollegen noch zum Teil an der TU waren.

Dr. Rosenberger: Das wusste ich auch nicht.

Prof. Regenstein: z.B. Herr Samenkamp von der Pädagogischen Hochschule.

Dr. Rosenberger: Es war früher die Technische Hochschule und dann irgendwann die Technische Universität.

Prof. Regenstein: Ja. Zur Technischen Hochschule hatten wir sogar gute Beziehungen, denn der erste Theoretiker, den wir hatten, kam von Berlin-Charlottenburg, Herr Pichler. Er hatte bei Laue promoviert, bei Laue und Planck. Also da hatten wir...

Dr. Rosenberger: ...einen direkten Kontakt?

Prof. Regenstein: Eine Tradition. Dadurch kannte ich mich an der TU sehr gut aus. Später habe ich dann auch an der FU Kontakte gesucht und versucht ein gemeinsames Projekt zu installieren. Trotz vieler Versuche ist das nicht zum Tragen gekommen. Erstens war unser Projekt wahrscheinlich zu teuer, wir wollten anderthalb Millionen. Als ich bei einer DFG Sitzung in Bonn war sah ich schon ein, dass das Projekt keine Chance hatte. Die Anwesenden kannten sich alle, ich war der einzige, den man nicht kannte. Und obwohl ein Kollege von der FU es versucht hat, gab es keine Chance Geld zu bekommen, weil sie schon alles unter sich verteilt hatten. Später war ich beim Luft- und Raumfahrtzentrum in Bonn und habe noch einmal versucht ein Projekt durchzubekommen, was auch nicht geklappt hat. Dieses große Projekt hat nicht funktioniert. Aber dafür habe ich dann andere Projekte gehabt, mit den Chemikern zusammen, mit der Humboldt-Uni.

Dr. Rosenberger: Schade, dass das große Projekt nicht zustande gekommen ist.

Prof. Regenstein: Dieses Projekt ist dann irgendwann nach Cottbus gegangen, glaube ich. Denen habe ich es aber auch gegönnt, denn Cottbus war damals finanziell noch schlechter dran als wir. Ich weiß nicht, ob ich jetzt noch erzählen soll, wie es damals nach der Wende hier war...?

Dr. Rosenberger: Gerne!

Prof. Regenstein: Wir haben dann den höchsten Grad an Demokratie gehabt, den es je an einer Hochschule gegeben hat in Deutschland.

Dr. Rosenberger: Direkt nach der Wende?

Prof. Regenstein: Kurz nach der Wende, Mitte der 90er Jahre. Es wurden dann alle Leitungsgremien und ich als Sprecher der Physik 1-Gruppe gewählt. Wir durften Anträge für Geräte stellen, was ich mit meinen Kollegen auch gemacht habe. Sie waren alle sehr fleißig und wir haben dann, so viel Geld eingeworben, dass uns alle beneideten. Wir waren wirklich sehr gut ausgerüstet. Es war aber nicht immer ganz einfach gewesen. Unsere Anträge wurden alle von Kommissionen begutachtet und als ich einmal meine Sachen vorgetragen habe, sagte ein Mitglied der Kommission „Dann sind Sie ja besser ausgerüstet als wir!“ „Und wäre das so schlimm?“ fragte ich. Aber es gab auch richtig nette Kollegen, die sagten: „Herr Kollege, wenn Sie mal Schwierigkeiten haben, wenden Sie sich an mich.“ Auf diese Weise haben wir uns sehr gut ausstatten können, was wir sonst niemals im Leben geglaubt hätten. Interessanterweise habe ich das Lasersystem, das ich schon in Polen kennengelernt hatte, dann auch in Potsdam bekommen. Da war es schon fast ein Auslaufmodell. Polen hatte früher schon sehr gute Beziehungen nach Amerika.

Dr. Rosenberger: Aber Sie konnten gleich einsteigen.

Prof. Regenstein: So ganz einfach war es nicht, aber immerhin. Wir hatten die gleiche Technik, wie ich sie schon in Danzig kannte. Im Übrigen habe ich dann auch den ersten Personalcomputer mit IBM Software gesehen. Einer der Kollegen hatte in den USA einen Jahresaufenthalt und sich einen Computer mitgebracht.

Dr. Rosenberger: Nach Danzig?

Prof. Regenstein: Ja. Und dann hat er während der Zeit, in der ich da war, Anfang 1980, angefangen ihn sich einzurichten.

Dr. Rosenberger: 1980?

Prof. Regenstein: Ja. Das traut man den Polen immer nicht zu.

Dr. Rosenberger: Das war wirklich in der Anfangszeit des Computers.

Prof. Regenstein: Ich hatte so etwas noch nie gesehen. Wir hatten dort in den Apparaturen einen ungarischen Computer, die Ungarn hatten auch relativ gute Computertechnik. Bei uns hatte die Akademie die ersten Computer. Meine Habilitationsarbeit habe ich an der Akademie geschrieben. Meine Frau hat sie für mich eingetippt. Immer nach dem Dienst sind wir abends nach oben, haben uns eingeschlossen und haben dann am Computer meine Arbeit...

Dr. Rosenberger: ...eingetippt.

Prof. Regenstein: Ja. Denn so etwas hatten wir nicht. Wir waren noch sehr bescheiden ausgestattet.

Dr. Rosenberger: War Ihre Frau an der Akademie angestellt?

Prof. Regenstein: Ja. Sie war vorher hier, ich habe sie hier kennengelernt und auch geheiratet. Da ich dann aber Schwierigkeiten hatte und sie das eher mitbekommen hat als ich, ist sie weggegangen. Sie meinte, sie würde mir damit helfen, was sich aber nicht bewahrheitete. Sie hat es an der Akademie besser gehabt, dort hatte Sie eine interessante Arbeit und ein anderes Leben als hier bei uns. Leider ist sie dann auch abgewickelt worden. Aber das wäre eine eigene Geschichte. Auf diese Weise konnten wir dann relativ gut an die Forschungsarbeit, die wir vorher hatten, anknüpfen, nur mit besseren Methoden. Ich hatte auch Studenten aus Stuttgart, die bei mir das Diplom gemacht haben.

Dr. Rosenberger: Erstaunlich.

Prof. Regenstein: Nein, das war nicht erstaunlich. In Stuttgart gab es, glaube ich, 70 Diplomanden und da ein Thema zu bekommen, war nicht einfach. Es haben sich welche zusammengetan und sich entschieden in den Osten zu gehen, was ich erst später mitbekommen habe. Einer war in Berlin und sein Freund war hier bei uns Stuttgart hat verlangt, dass er sich in Stuttgart exmatrikulieren muss. Er hatte eigentlich nur vor bei mir das Diplom zu machen und dann wieder zurückzugehen und das Diplom dann praktisch...

Dr. Rosenberger: ...in Stuttgart einzureichen.

Prof. Regenstein: Und das hat Stuttgart nicht zugelassen. Er musste sich exmatrikulieren und bei uns immatrikulieren. Ich habe darauf geachtet, dass er in einem Jahr wirklich pünktlich fertig wird, was die Stuttgarter meistens nicht geschafft haben. Ich habe dann so einen Druck auf ihn ausgeübt, dass er es wirklich geschafft hat. Er hat in genau dem einen Jahr abgeschlossen und hat dann sein Diplom bei uns bekommen.

Dr. Rosenberger: Das heißt alles was er in Stuttgart gemacht hatte, wurde ihm hier anerkannt?

Prof. Regenstein: Ja, aber das war so und so klar, er hatte alle Scheine und so weiter und hat dann sein Diplom an der Universität Potsdam gemacht. Der in Berlin war an der Humboldt Universität. Das war auch ein Kuriosum.

Dr. Rosenberger: Das war für die auch spannend.

Prof. Regenstein: Absolut.

Dr. Rosenberger: Wie das hier war.

Prof. Regenstein: Ja. Und der war auch noch Schwabe.

Dr. Rosenberger: Und hat er sich wohlgefühlt hier?

Prof. Regenstein: Ja, ich denke schon. Obwohl er natürlich Heimweh gehabt hat, er konnte in der Zeit nicht nach Hause, denn ich habe ihn ein bisschen getreten, damit er auch wirklich pünktlich fertig wird.

Dr. Rosenberger: Gut ausgegangen.

Prof. Regenstein: Ja. Und er hat durch mich sogar einen Amerikaaufenthalt bekommen. Er musste das Lasersystem, das wir da gerade bekommen hatten, aufbauen, testen und die ersten Messungen machen. Und dazu gehörte eine Einweisung in den USA.

Dr. Rosenberger: Das war wahrscheinlich schön für ihn.

Prof. Regenstein: Ich fragte mich wozu ich alter Mann in die USA fahren sollte. Und so ist mein Student hingefahren, und hat die Einweisung bekommen. Er war dann auch in New York. Er war also nicht nur bei der Firma, sondern es gehörte eine kleine Exkursion noch mit dazu.

Dr. Rosenberger: Schön.

Prof. Regenstein: Das ist bestimmt keinen anderen Diplomanden in Stuttgart passiert.

Dr. Rosenberger: Nein wahrscheinlich nicht. Das hat er wahrscheinlich auch nicht erwartet.

Prof. Regenstein: Nein. Ich wusste das auch nicht. Damals waren die Firmen noch reich. Der Service wurde später dann immer weniger.

Dr. Rosenberger: Und wenn Sie zurückblicken: Sie haben die Zeit vorher, die Zeit danach und den ganzen Umbau erlebt. Gibt es Dinge, bei denen Sie denken, dass Sie es schade finden, dass das verloren gegangen ist? Was hat sich verbessert, welche Veränderungen finden sie positiv?

Prof. Regenstein: Positiv finde ich auf jeden Fall die ganze Ausstattung, die wir bekommen haben. Das hätten wir vorher nie bekommen. Meine ganze Arbeit habe ich noch im Selbstbau gemacht. Ich hatte zum Glück einen Studenten, der von Haus aus Elektroniker war und mir unheimlich geholfen hat. Wir haben unheimlich viel selbst gebaut, was man heute alles kaufen kann. Das würde man heute nicht mehr machen.

Dr. Rosenberger: Aber das dauert natürlich länger.

Prof. Regenstein: Ja. Aber ohne mich vergleichen zu wollen: Mössbauer hat seine gesamte Apparatur auch selbst gebaut, und er hat einen Nobelpreis bekommen. Das war zwar fünfzig Jahre früher, aber immerhin. Es war damals ebenso.

Dr. Rosenberger: Dann ist es eben genauso wie man es braucht.

Prof. Regenstein: Genau. Das ist auf jeden Fall positiv. Natürlich haben wir das Spektrum des Angebotes damals erweitert. Das ist heute nicht mehr so und das bedauere ich.

Dr. Rosenberger: Das Angebot in der Lehre?

Prof. Regenstein: Ja. Ich habe jede Menge Skripte für alle möglichen Lehrveranstaltungen verfasst. Zum Beispiel habe ich Strahlenschutz für Biologen gemacht, mit einem Chemiker zusammen Kernchemie: Er hat die Chemie gemacht, ich die Physik. Alles Lehrveranstaltungen, die man heute nicht mehr anbieten kann, weil kein Student mehr kommen würde, weil sie gar keine Zeit mehr dafür haben. Die sind so festgelegt, dass sie gar keine Freiräume für so etwas haben.

Dann beschwerte sich 1989 ein Student weil er im Müll Leuchtstoffröhren gesehen hatte, die, so behauptete er, dort nicht hingehörten. Er hielt es für Umweltschweinerei und es leuchtete mich ein, dass er eigentlich Recht hatte. Ich fragte mich, was die Physik zum Umweltschutz beitragen könnte. Das war in der Gründungsphase oder in der Umorientierungsphase. Und es gab die Idee, die Universität könnte sich doch in diese Richtung orientieren. Das wurde von verschiedenen Richtungen aus angestrebt. Ich habe mir überlegt, was die Physik dazu eigentlich alles beitragen kann. Ich habe dann eine Vorlesung zur Physik des Umweltschutzes in jedem Semester bis 2002 durchgeführt. Bis 2002, weil am Anfang der Hörsaal voll war und mit jedem Jahr wurden das weniger. Wie mit einer Exponentialfunktion nahm das Interesse ab. Ich fand es schade, und habe mir dann noch überlegt, ob ich ein Buch draus machen sollte. Ich hatte zwar jede Menge Material, aber ich habe es dann doch nicht mehr geschafft, es ist jetzt schon so viel passiert und alle Prognosen die ich 1990 oder 1995 gegeben hätte, haben sich Gott sei Dank überholt. Was wir damals zu der Frage gesagt haben, wie lange wird es noch Steinkohle geben, oder wie lange wird es noch Braunkohletagebau geben, ist ja heutzutage Gott sei Dank schon alles vorbei.

Dr. Rosenberger: Was haben Sie denn gesagt?

Prof. Regenstein: Viel länger. Es war nicht abzusehen, dass so große Konzerne wie Vattenfall sich auf Alternativenenergien umstellen. Die Meinung war damals, dass die großen Konzerne sich nicht davon abbringen ließen, denn mit Alternativenenergien könne man kein Geld verdienen. Das ändert sich aber gerade. Und wahrscheinlich geht das noch viel schneller, als sie es jetzt sagen.

Dr. Rosenberger: Das hoffe ich auch.

Prof. Regenstein: Ich denke der Druck wird immer größer werden.

Dr. Rosenberger: Das denke ich auch.

Prof. Regenstein: Man sieht und spürt es ja jetzt selbst.

Dr. Rosenberger: Ja. Letztendlich ist die Veränderung dann auch viel schneller.

Prof. Regenstein: Aber es ist auch Veränderung da. Und ich als Segler merke es vor allem auch am Wind. Wir haben niemals so viel starken Wind gehabt wie im letzten Jahr. Und vor allem auch Wind, hier in unseren Breiten, der nicht so gleichmäßig ist, wie man das beim Segeln gerne haben möchte, sondern der auch ziemlich abrupt einsetzt und wieder abfallen kann, sodass man auch schneller reagieren muss.

Dr. Rosenberger: Vielleicht noch ganz konkret: Wie haben Sie denn den Mauerfall direkt erlebt?

Prof. Regenstein: Da muss ich wirklich ganz scharf nachdenken.

Dr. Rosenberger: Sie waren direkt vorher in Köln?

Prof. Regenstein: Ja. Ich war auf keinen Fall an dem Abend irgendwo. Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich es richtig mitbekommen habe. Ich bin sehr spät nach Hause gekommen, wie eigentlich immer zu dieser Zeit. Und spätabends in den Nachrichten habe ich dann, glaube ich, das über Schabowski erfahren. Am nächsten Morgen war ich, wie meine Frau auch, pünktlich im Institut, weil wir Lehrveranstaltungen hatten. Das Leben ging weiter und ich hatte auch keine Vorstellung was dann kommt. Ich habe zwar geahnt, dass es nicht so weitergehen würde wie bisher, aber dass es so kommt, hätte ich nicht gedacht. Wie viele andere auch, haben wir immer noch gedacht, wir könnten das Beste der DDR retten.

Dr. Rosenberger: Den Staat selbst erneuern.

Prof. Regenstein: Ja. Das haben wir eigentlich vorher schon versucht.

Dr. Rosenberger: Ja, das hatten Sie erzählt.

Prof. Regenstein: Das haben wir nicht geschafft, aber jetzt gab es viel mehr Freiräume. Das tollste war die Übernahme von Herrn Gzik, der die Gebäude kassiert hat, als auf einmal die Stasi nicht mehr hier war.

Dr. Rosenberger: Sie meinen hier in Golm?

Prof. Regenstein: Ja. Es war ganz wichtig, dass wir die Gebäude hier hatten. Er hat noch mehr im Auge gehabt. Das war mehr oder minder ein Piratenzug. Denn es gab niemanden, der sich darum gekümmert hätte. Es war so eine Art gesetzloser Zustand.

Dr. Rosenberger: Es stand dann einfach leer und er hat gesagt...

Prof. Regenstein: Genau. Er hatte noch mehr im Auge. Dort wo jetzt das Kommando ist....

Dr. Rosenberger: Das hatte er sich auch noch erhofft?

Prof. Regenstein: Und die Kaserne hier vorn. Das hätte gut gepasst.

Dr. Rosenberger: Ja. Das wäre schön gewesen.

Prof. Regenstein: Das einzige was wir erst einmal wirklich brauchten, waren Räume. Leute waren wir genug, aber Räume hatten wir nicht genug, schon damals nicht. Wir mussten von früh bis abends Lehrveranstaltungen machen, damit alle ihre Lehrveranstaltungen absolvieren konnten. Das war ein ganz toller Schachzug, das kann man nicht hoch genug würdigen. Damit hatten wir erst einmal Raum.

Dr. Rosenberger: Und dann ging es weiter.

Prof. Regenstein: Diese Demokratie dauerte solange bis die Universität gegründet wurde, dann gab es andere Strukturen. Ich hatte wieder das Pech, dass ich nicht zugeordnet wurde. Es gab die Zuordnung zu Stellen und die Molekülphysik gab es dann nicht mehr, die wurde in der Struktur nicht mehr berücksichtigt.

Dr. Rosenberger: Es gab dann einen Strukturplan?

Prof. Regenstein: Einen Strukturplan, den sich die Gründungskommission ausgedacht hat. Es gab dann aus welchen Gründen auch immer keine Molekülphysik mehr. Es war wieder eine Zeit der Ungewissheit und ich habe mich überall beworben. Am Ende war ich so verzweifelt, dass ich überall hingegangen wäre, aber nirgendwo hat es geklappt. Erst 1997 glaube ich, hat der Rektor beschlossen, dass die Leute, die nicht zugeordnet wurden, jetzt zugeordnet werden sollten und ich bin durch Dekret des Rektors der Photonik zugeordnet worden. Das Schreiben habe ich noch da und seit dieser Zeit hatte ich eine feste Stelle. Damit hörte das Zittern auf. Bis dahin kam immer Weihnachten noch ein Briefchen, noch eine Evaluierung.

Dr. Rosenberger: Eine lange Zeit. Sieben, acht Jahre.

Prof. Regenstein: Ja. Das ging immer hin und her. Und immer Weihnachten kamen Briefe, dass man sich in der Personalabteilung zu melden oder irgendwelche Unterlagen einzureichen hätte. Ich weiß nicht, wie oft ich evaluiert worden bin, immer wieder Lebensläufe und was weiß ich noch. Das war alles ziemlich unsicher.

Dr. Rosenberger: Schwierige Zeit.

Prof. Regenstein: Und dann mit der Zuordnung war endlich alles klar.

Dr. Rosenberger: Interessant. Wollen Sie noch irgendetwas erzählen oder irgendetwas sagen, ein Schlusswort?

Prof. Regenstein: Ich mache heute noch Vorlesungen in den Geowissenschaften. Das macht unheimlich Spaß, denn man beobachtet, wie die jungen Leute sich verändern, sie könnten meine Enkel sein. Ich habe das Glück, dass ich nur ausgewählte Studenten habe. Das sind Studenten, die sich diese Lehrveranstaltung aussuchen.

Dr. Rosenberger: Wie heißt die?

Prof. Regenstein: Experimentalphysik 3, das ist Molekülphysik, Kernphysik, mein Liebling, und Atomphysik. Da kommen nur die Studenten hin, die wirklich gerne Physik machen. Vorher hatte ich Experimentalphysik 2 bei den Geowissenschaften und das war eine Pflichtveranstaltung. Das waren viel mehr Studierende und nicht alle hatten Lust Physik zu machen.

Dr. Rosenberger: Das ist wahrscheinlich eine ganz andere Atmosphäre.

Prof. Regenstein: Dann hatte man Nachklausuren und all sowas. Das habe ich jetzt alles nicht mehr. Diejenigen, die ich zurzeit habe, sind interessiert und es macht Spaß. Es sind auch nicht mehr so viele, manchmal sind sie zu wenige. Im letzten Jahr hatte ich zehn, sonst hatte ich zwanzig-und zwanzig möchten es schon sein. Dann macht es mehr Spaß. Ich versuche mich so viel wie möglich geowissenschaftlich zu orientieren, damit sie auch sehen, wozu Physik gut ist. Das ist nicht immer ganz klar. Obwohl es eine Geophysik gibt, aber die ist meiner Ansicht nach ziemlich eingegrenzt gegenüber dem, was ich mache. Also auch gewisse Grundlagen und Allgemeinbildung des Aspektes, wie Atomphysik und bis hoch zur Kernphysik, wo dann auch Anwendung dazu kommt.

Dr. Rosenberger: Ja. Dann vielen Dank für das Gespräch. Ich fand es sehr spannend und es hat mich auch sehr gefreut.

Interview mit Dr. Reinhard Tiebel

Biodaten:

Dr. Reinhard Tiebel

1954 – 1958 Studium der Mathematik und Physik, Pädagogische Hochschule

1963 – 1966 Fernstudium Physik, Pädagogische Hochschule

Seit 1965 an der Pädagogische Hochschule und der Universität Potsdam tätig

1987 Habilitation, Fachgebiet Theoretische Physik

1997 Privatdozent für Quantenoptik

Das Interview fand am 13. Februar 2019 statt.

Transkript

Rosenberger: Ja, Guten Tag Herr Dr. Tiebel. Ich freue mich, dass Sie hier sind und sich zu diesem Interview zu unserem Projekt: "Zeitzeugen der Wende an der Universität Potsdam" bereitgefunden haben. Sie sind schon lange in Potsdam. Erst an der Pädagogischen Hochschule und dann an der Universität...haben Sie hier schon studiert?

Dr. Tiebel: Ja, ich habe hier schon studiert. Von 1954 bis 1958. Ich gehöre also zum alten Eisen dieser Einrichtung und habe Mathematik und Physik studiert, Mathematik als erstes Fach, Physik als Zweitfach. Und nach dem Studium bin ich dann an eine polytechnische Oberschule gekommen und habe dort und auch an der Volkshochschule unterrichtet.

Rosenberger: In Potsdam?

Dr. Tiebel: Nein, in der Lausitz. Und dann hatte ich auch Fachkommissionsvorsitz der Physik, in diesem Kreisgebiet. Diese Kommission ist für die Qualität der Lehre der Lehrer, die da beschäftigt sind, verantwortlich. Und 1963 gab es die Möglichkeit ein zweites, also ein Fernstudium, hier in Potsdam, zu machen.

Rosenberger: Neben der schulischen Tätigkeit?

Dr. Tiebel: Ja, neben der schulischen Tätigkeit. Das ging drei Jahre, also bis '66 und dann hatte ich im Fach Physik noch die Lehrbefähigung bis Klasse 12 erreicht.

Rosenberger: Also wie so ein Aufbaustudium?

Dr. Tiebel: Ja, das ist so ein Zusatzstudium gewesen. In der Zwischenzeit wurde ich durch diese Tätigkeit in Dresden – als wir da Konsultationen hatten, während des Fernstudiums – angesprochen, ob ich nicht Interesse an einer Assistententätigkeit im Fernstudium hätte. Wir hatten viele Fächer im Fernstudium damals hier an der Hochschule. So bin ich in diese Abteilung Fernstudium 1965 gekommen. Und seitdem bin ich nicht mehr aus dieser Universität, aus dieser Hochschule, entwichen.

Rosenberger: Also nur sieben Jahre...

Dr. Tiebel: ...mal sieben Jahre im Schuldienst gewesen, Ja.

Rosenberger: Und dann waren Sie im Rahmen des Fernstudiums hier und haben praktisch die Übungsaufgaben erstellt und betreut?

Dr. Tiel: Ich hatte zunächst einmal eine Mentorentätigkeit. Das lief so ab, dass ich nach Cottbus fuhr, sehr oft, aller vierzehn Tage. Dort waren auch Studenten der Hochschule, in diesem Außenbereich Cottbus und für diese Studenten habe ich in der Mathematik und Physik, also praktisch das ganze Studium durch, Lehrveranstaltungen gemacht Und als diese Studiengruppe ihr Studium beendet hatte, brauchte man einen neuen Mentor in Berlin, im Haus des Lehrers und da ich dann Möglichkeiten hatte, habe ich das dann gemacht.

Rosenberger: Also in Berlin waren Sie dann...

Dr. Tiel: In Berlin, am Haus des Lehrers. Das gab eine Zusammenkunft alle vierzehn Tage jeweils sechs Stunden, eine interessante Tätigkeit war. Da waren Lehrer, die schon tätig im Fach waren, die aber noch keine fertige Ausbildung hatten.

Rosenberger: Und die haben dann für höhere Klassen...

Dr. Tiel: Ja. Bis zur Klasse zehn ging die polytechnische Oberschule in der DDR. Die hatten noch nicht diesen Abschluss bekommen. Das war immer ein langwieriges Studium, weil die erst einmal durch die ganze Mathematik gebracht werden mussten und anschließend Physik, Experimentalphysik und dann die theoretische Physik. In einem gewissen Rahmen natürlich. Da habe ich dann mehrere Kurse, drei glaube ich, geführt.

Rosenberger: Interessant. Und ihre eigene Tätigkeit hier, Sie waren dann in der...

Dr. Tiel: Ich war Assistent.

Rosenberger: ...in der Pädagogischen Hochschule als Assistent angestellt. Und hatten Sie dann nur Lehraufgaben, oder...?

Dr. Tiel: Nein. Ich kam in eine Forschungsgruppe hinein. Die wurde da erst gebildet. Im Zusammenhang mit der Laserphysik hatte Zeiß in Jena den Wunsch, hier an der Uni eine Forschung zur Nichtlinearen Optik zu entwickeln. Ich bin gerade zu diesem Zeitpunkt gekommen und habe Arbeiten in diesem Gebiet gemacht. Aber das war für mich völlig neu und ich musste mich da, wie fast alle, in dieses Gebiet einarbeiten. Das war damals frisch gekommen, als man Laser entwickelt hatte und da theoretische Studien zu gebraucht wurden. Die Forschungsgruppe bestand aus mehreren festangestellten Mitarbeitern, einem Professor und ich war der Assistent. Das ging dann einige Jahre.

Rosenberger: Also Sie waren dann '65 wieder nach Potsdam gekommen und waren dann auch gleich in dieser Forschungsgruppe?

Dr. Tiel: Die wurde dann erst langsam gebildet. Das war ein Wunsch, der von Zeiß kam, die optische Geräte herstellten und auch Laserphysik machten. Dafür wollten sie eine theoretische Grundlage haben und die konnten wir liefern. In unserer Gruppe waren alles theoretisch arbeitende Physiker.

Rosenberger: Ach so, das war eine theoretische Gruppe. Ich hatte mir vorgestellt, Sie hatten Laseraufbauten.

Dr. Tiel: Nein. Als die Studentenausbildung dazukam, bin ich mit den Studenten auch ins Fachpraktikum nach Jena gefahren. Wir hatten da eine Kooperation mit der Universität in Jena. Und die [Studenten] mussten natürlich auch theoretisch auf diesem Gebiet ausgebildet werden.

Rosenberger: Also die praktische Kooperation von Zeiß war eher mit Jena?

Dr. Tiel: Ja, mit der Universität. Die Universität hat uns da geholfen. Zeiß hat nur den Anstoß gegeben. In dieser Zeit war ich dann verantwortlich für die Literaturbeschaffung in der Gruppe "Nichtlineare Optik". Sie können sich vorstellen: Berlin ist geographisch nicht weit, aber für uns war es

immer eine Fahrt von zwei Stunden, um von Potsdam nach Berlin zu kommen. Auf dem Umweg halt. Und da waren dann Literaturbeschaffungsaufgaben jede Menge Arbeit. Damals hatte man Xerox-Kopien noch nicht. Man hätte mit Fotokopien arbeiten müssen, was immer sehr aufwändig war. Diese Abteilungen Fernstudium gab es für alle Fächer und ich war in der Abteilung Physik. Später wurden dann diese ganzen Abteilungen Fernstudium aufgelöst und wir kamen mit den ganzen Mitarbeitern in die Theoriegruppe, die in der Sektion Physik arbeitete. Die Sektion Mathematik/Physik hatte dann einige Mitarbeiter in ihre Bereiche wiederaufzunehmen und das ging eigentlich alles ganz nahtlos.

Rosenberger: Und wann wurde das wieder aufgelöst?

Dr. Tiebel: Das weiß ich nicht mehr ganz genau, das war in den achtziger Jahren. Es gab kein großes Theater darum, es wurden einfach die Mitarbeiter – in Biologie, Chemie, in verschiedenen Fächern, gab es auch diese Fernstudienabteilungen – und diese Mitarbeiter waren alle fest angestellt, und das war nur eine...

Rosenberger: ...nur eine Umstrukturierung in gewisser Weise.

Dr. Tiebel: Eine Umstrukturierung innerhalb der damaligen Hochschule, und da gab eigentlich keine Schwierigkeiten.

Rosenberger: Aber gab es noch solange dieses Fernstudium?

Dr. Tiebel: Das endete dann. Als man glaubte man hätte genügend Lehrer, wurde das aufgelöst und das war dann gut. Dann war ich eben in der theoretischen Gruppe.

Rosenberger: Sie waren ja seit 1965 hier, das heißt Sie haben dann auch die Wende hier an der Pädagogischen Hochschule erlebt, beziehungsweise...später Universität Potsdam. Wie haben Sie das so erlebt, persönlich, und wie würden Sie sagen, hat sich die Wende auf das Institut ausgewirkt?

Dr. Tiebel: Also, ich kann ja nur von mir ausgehen und mir war kam das sehr entgegen. Es war schon ein Befreiungserlebnis, weil man dann schon fahren konnte. Die Charlottenburger Universität, die TU, war nahe, und da konnte man Literatur ausleihen, sich als Fotokopie beschaffen, in der Hinsicht eine echte Befreiung, dass man einen kurzen Weg zur Literatur hatte. Der Weg zur Staatsbibliothek war immer recht umständlich, weil man diesen Weg um Berlin herumfahren musste.

Rosenberger: Beziehungsweise dann auch nur noch einmal quer durch.

Dr. Tiebel: Ja. Das war schon gut. Und in Bezug auf die Mitarbeiter hat sich dann einiges ergeben. Wir haben auch eine Evaluierung erlebt. In dem naturwissenschaftlichen Bereich wurden die Mitarbeiter von unabhängigen Kommissionen evaluiert. Es war nicht so, dass die Hochschule oder dann die Universität selbst entschieden hat, wer bleibt und wer gehen müsse, das wurde in Kommissionen, in denen auch viele Universitätsangehörige aus dem westlichen Deutschland saßen, erledigt. Ich kann nicht sagen, dass die Evaluierung nichts bedeutet hätte. Jeder musste seine Publikationsliste einreichen und die wissenschaftlichen Arbeiten und die Vorlesungen, die er gemacht hat. Bei mir war die Sache so, dass ich bleiben durfte.

Rosenberger: Aber das war schon eine Unsicherheit.

Dr. Tiebel: Ja, sicher. Man hat sich schon einmal woanders umgeschaut, wie es da aussieht. Es gab auch Hochschulen in der DDR, Erfurt zum Beispiel, die vollständig abgewickelt wurden. Da gingen dann einige Mitarbeiter der mathematischen Bereiche an die Jenaer Universität. Aber hier hatte man das Bestreben – und das ist sehr gut so – dass man die alte Brandenburgische Landeshochschule und Pädagogische Hochschule irgendwie erhalten wollte. Und es war meines Erachtens auch nötig, denn

man brauchte die Lehrer. Und man stand hier mit einigen tausend Lehrern zur Zeit der Wende frei und musste die Arbeit doch weiterführen.

Rosenberger: Und hier ist ja die einzige Lehrerausbildung in dem Bereich Brandenburg. Insofern war es vielleicht eine andere Entscheidung. Und wie haben Sie die Zeit vorher so erlebt, seit 1989? Und vielleicht auch direkt den Mauerfall?

Dr. Tiel: Den Mauerfall habe ich zu Hause erlebt. Ich hatte mir für viel Geld einen Atari-Computer gekauft und hatte an dem Abend im November am Rechner gesessen und meine Frau hatte ferngesehen. So haben wir das mitbekommen. An dem Freitag darauf holte ich gleich den Stempel für die Ausweise, dass man über die Glienicker Brücke – das war ja der nächste Weg – mal einen Spaziergang machen konnte und das war wunderbar. Und wir haben dann gleich unseren späteren Freund kennengelernt. Wir kannten uns zwar nicht, aber er hatte uns auf der Berliner Seite als Spaziergänger angesprochen und gefragt: „Was machen Sie hier?“. Mit dem haben wir jetzt noch gute Verbindungen. Und an dem Sonntag darauf sind wir gleich in die Charlottenburger Schlösser gegangen und haben uns da Bilder angeschaut, von der Romantik...

Rosenberger: Das war da glaube ich die Galerie der Romantik.

Dr. Tiel: Ja. Da sind wir gleich am Sonntag hingefahren. Das war lückenlos. Das wurde alles gleich in Beschlag genommen. Und in Steglitz gab es die guten Geschäfte für Computerliteratur und Computertechnik. Software war auch vorhanden. Also war ich fast jede Woche in Steglitz am Bierpinsel und habe versucht irgendwas zu bekommen. Das ging auch immer alles gut.

Rosenberger: Also es war für Sie schon auch eine Befreiung...?

Dr. Tiel: Ja, in dieser Hinsicht war das war eine Befreiung.

Rosenberger: In dieser Hinsicht, klar. War das voll, bei der Glienicker Brücke? Waren da viele?

Dr. Tiel: Ja. Das war in dieser ersten Zeit sehr voll, ein richtiger Ansturm. Am Abend, auf dem Rückweg, gab es ein riesiges Gedränge.

Rosenberger: Weil dann die Leute wieder...

Dr. Tiel: ...aus Potsdam dann wieder in ihre Stadt wollten. Das war damals noch mit Kontrollen verbunden.

Rosenberger: Fuhr da ein Bus?

Dr. Tiel: Vom Bassinplatz in Potsdam fuhr ein Bus zum S-Bahnhof Wannsee.

Rosenberger: Der fuhr dann direkt rüber?

Dr. Tiel: Ja, aber er musste über die Kontrollstelle Drewitz fahren, über die Autobahn.

Rosenberger: Ach so, er ist da außen herumgefahren.

Dr. Tiel: Es wurden dort die Ausweise noch gezeigt. Und dann fuhr der Bus nach Wannsee an den Bahnhof und dann konnte man mit der S-Bahn nach Charlottenburg fahren oder woanders hin.

Rosenberger: Sie haben gesagt, am Anfang war es auch eine Unsicherheit, arbeitstechnisch etwas unsicher, aber mehr eine Befreiung und neue Möglichkeiten....

Dr. Tiel: Eine Befreiung. Da war natürlich immer ein gewisses Bedenken, weil man nicht wusste, ob die Universität, oder damals Hochschule irgendwie erhalten bleibt. Diese Universität hätte es aber nicht gegeben, wenn es nicht vorher die Pädagogische Hochschule gegeben hätte.

Rosenberger: Ja, klar. Das war nicht in dem Sinne eine Neugründung, dass da nichts war.

Dr. Tiel: Es wird immer so betont, es ist eine neue –es ist ja auch eine neue Universität – aber sie fußt auf der Tatsache, dass es vorher etwas Vernünftiges gegeben hat.

Rosenberger: Klar. Und wenn Sie jetzt zurückdenken: im Bereich der Lehre wie es vor der Wende war und später dann, gab es Veränderungen und gibt es etwas von dem Sie denken, das hätte mehr bewahrt werden müssen?

Dr. Tiel: Es gibt schon einen Punkt, den man vielleicht hätte bewahren müssen und das ist die Kollegialität zwischen den Mitarbeitern. Denn die war innerhalb der einzelnen Wissenschaftsbereiche natürlicherweise ziemlich eng gewesen. Man kannte sich halt über viele Jahrzehnte. Und mit der Wende kamen dann natürlich Umstrukturierungen und auch neue Leute, die sich dann auch eingepasst haben. Es gab dann manchmal, in manchen Bereichen, ich habe es nicht erlebt, einige Konflikte.

Rosenberger: Also mit den neuen Mitarbeitern, die jetzt aus Westdeutschland dazukamen?

Dr. Tiel: Ja, zum Beispiel, das-denke ich schon. Also ich habe nichts dergleichen erlebt. Ich war in der Physik, Naturwissenschaft und da gab es eigentlich keine Komplikationen. Ich war auch in den Berufungskommissionen dann mehrfach tätig.

Rosenberger: Also für den Aufwuchs dann. Es gab ja eine Erweiterung.

Dr. Tiel: Es gab neue Stellen, ja. Also in der theoretischen Physik gab es einen neuen Professor, zur Nichtlinearen Dynamik gab es einen neuen Professor. In der Experimentalphysik gab es verschiedene neue Professorenstellen, die ausgeschrieben wurden. Und in zwei dieser Kommissionen, nein, drei glaube ich, war ich als Mitarbeiter beteiligt.

Rosenberger: Fanden Sie das Verfahren gut?

Dr. Tiel: Ja, ausgezeichnet, aber es gab ja auch viele Bewerber. Auch auf den Lehrstuhl Theoretische Physik gab es unheimlich viele Bewerber. Und einer konnte nur gewinnen

Rosenberger: Und nochmal zur Lehre, würden Sie sagen, das hat sich verbessert?

Dr. Tiel: Auf jeden Fall. Der Umfang der angebotenen Lehrveranstaltungen sowieso. Ich habe dann auch spezielle Vorlesungen genommen. Nach der Habilitation hatte ich freie Wahl Vorlesungen anzubieten und das habe ich dann hauptsächlich auf dem Gebiet der Quantenoptik und Theoretischen Physik gemacht. In allen vorkommenden Disziplinen habe ich die Lehre und Seminare durchgeführt. Und damit wurde das ganze Gebiet der Physik breiter aufgestellt. Das fand ich herrlich.

Rosenberger: Also dadurch, dass dann auch mehr Diplomstudierende da waren?

Dr. Tiel: Das Diplomstudium haben wir alle als überaus positiv empfunden, nicht so sehr das, was sich dann nachher abgespielt hat, dass man nachher dann wieder diese Bachelor- und Masterstudiengänge einführt. Wo die alten Professoren alle sagten: wofür das? Das Diplomstudium hat sich an den alten Universitäten, ob Ost oder West über viele Jahrzehnte bewährt. Warum muss man das grundsätzlich ändern?

Rosenberger: Das ist sicherlich ein Thema, was aber jetzt unabhängig von der Wende ist. Das wird glaube ich an den westdeutschen Universitäten genauso gesehen, dass das vielleicht Vor- und Nachteile hatte, aber nicht unbedingt dringend notwendig war.

Dr. Tiel: Man muss natürlich sehen, die Studenten müssen beweglich sein. Die können von Jahr zu Jahr ihren Studienort wechseln. Aber das muss man vielleicht nicht an diese Zwänge der strengen

Leistungsnachweise in Form von Belegaufgaben richten, dass man dann Punkte verteilt und dann festlegt, ob der Bachelor zu Ende ist, ob der Master beginnen kann, das finde ich etwas streng.

Rosenberger: Das ist halt sehr fixiert, mit diesen Leistungspunkten. Zum Teil ist es sogar so, dass sie nicht mehr machen dürfen, selbst wenn sie interessiert wären, das stimmt. Und wie lange waren Sie dann eigentlich noch hier?

Dr. Tiebel: Ich habe nach der Wende verschiedenen Tätigkeiten gehabt, also ich hatte Vorlesungen und Übungen, wahlobligatorische Ausbildung im Bereich der Quantenoptik. Dann habe ich im Lauf der Jahre ungefähr achtzig Publikationen geschrieben, auch mit auswärtigen Mitarbeitern zusammen eine wesentliche Arbeit gemacht. Als ich dann im Ruhestand war, habe ich noch ein Lehrbuch geschrieben.

Rosenberger: Als Sie dann Zeit hatten.

Dr. Tiebel: Als ich dann Zeit hatte, habe ich ein Lehrbuch, eine Aufgabensammlung zur Theoretischen Mechanik, bei Riley, geschrieben. Vom Verlag habe ich auch noch das Angebot bekommen, bestimmte Bücher, die da erscheinen sollten, zu begutachten, was ich auch gemacht habe. Und vorher hatte ich auch eine Gutachtertätigkeit für "Physical Review" und "Physical Review Letters". Da schrieb mich ein Professor aus Bologna an, ob ich nicht noch die und die Arbeiten begutachten könnte, zur Optik, was ich auch dann auch gemacht habe.

Rosenberger: Also Optik und Quantenoptik.

Dr. Tiebel: Ja. Das war alles Quantenoptik.

Rosenberger: Hatten Sie in der Quantenoptik dann auch mit der Humboldt-Uni Kooperationen?

Dr. Tiebel: Wir haben – aber das war auch schon vor der Wende – Frühjahrsschulen organisiert. Da trafen sich an irgendeiner Stelle der DDR einmal im Jahr, Mitarbeiter der Universität Jena, der ehemaligen Akademie der Wissenschaften, des ZOS Institut – des Zentralinstituts für Optik und Spektroskopie in Berlin-Adlershof und einige andere. Mit denen hatten wir einige Kooperationen, aber nichts Festes.

Rosenberger: Aber Sie sind immer zu diesen Treffen gefahren?

Dr. Tiebel: Wir sind immer zu den Treffen gefahren und haben sie auch oft organisiert. Es war immer jemand anderes zuständig für die Organisation und dort gab es immer schon wissenschaftlichen Austausch über Entwicklungen. Auch Vorträge wurden auf diesen Konferenzen gehalten.

Rosenberger: Und nach der Wende hat sich das dann erweitert?

Dr. Tiebel: Das wurde etwas eingeschränkter, weil das Zentralinstitut für Optik und Spektroskopie abgewickelt wurde.

Rosenberger: War das ein Teil der Akademie?

Dr. Tiebel: Ja, das war ein Teil der Akademie und die Mitarbeiter dort wurden auf andere Universitäten verteilt. Zu uns, also zur Hochschule, kam, glaube ich, niemand. Die gingen in andere Institutionen. Es wurden auch bestimmte blaue Listen organisiert. Es waren dann einige Wissenschaftler in diesen fortbestehenden kleinen Gruppen tätig. Das hat uns nicht so sehr betroffen.

Rosenberger: Was heißt blaue Listen?

Dr. Tiebel: Blaue Listen: Es wurden neue Arbeitsgruppen gebildet und einige Mitarbeiter der Akademie der Wissenschaften in diese neuen Arbeitsgruppen – Einzelheiten weiß ich nicht – eingeteilt und die

wurden dann an andere Universitäten und Institute angegliedert und konnten dort eine gewisse Zeit wenigstens, arbeiten, eine Übergangszeit. Aber auf diesem Gebiet weiß ich nicht gut Bescheid.

Rosenberger: Ans Institut für Physik kamen also einerseits Neuberufenen, aber kamen auch Leute aus der Akademie der Wissenschaften?

Dr. Tiebel: Ja, ich denke schon. Zwar nicht so sehr zur theoretischen, sondern eher auf dem Gebiet der praktischen Experimentalphysik.

Rosenberger: Wie stark hat sich denn dieses Institut verändert? Es wurde deutlich größer.

Dr. Tiebel: Das wurde enorm groß! Es kamen auch viele junge Leute, die hier ihre Qualifikation machen wollten. Da gab es große Bereiche. Herr Brehmer zum Beispiel hatte einen großen Bereich an Leuten, die ihre Arbeit auf dem experimentellen Gebiet schrieben und forschten, zur Polymerchemie, Polymerphysik und ähnlichen Gebieten, neue Materialien. Ich persönlich war immer eher in dem theoretischen Bereich tätig.

Rosenberger: Und hat sich der Theorie-Bereich auch vergrößert?

Dr. Tiebel: Nicht wesentlich. Ein bisschen schon. Es kamen ein paar junge Leute hinzu, ältere kaum noch und wir hatten einen Professor, der jetzt immer noch in der Theoretischen Physik arbeitet. Er hat dann eine kleine Gruppe um sich geschart. Da-war alles bestens, würde ich sagen. Die Zusammenarbeit war einwandfrei.

Rosenberger: Also auch danach noch?

Dr. Tiebel: Ja.

Rosenberger: Wie groß war die Theoretische Physik vor der Wende? Wie viele Mitarbeiter gab es?

Dr. Tiebel: Ungefähr sechs bis acht und nachher waren es auch nicht wesentlich mehr. Fluktuiert hat das immer. Es kamen immer junge Leute hinzu, die machten ihre Arbeit und waren nach einiger Zeit dann auch wieder weg oder haben sich woanders weiter qualifiziert. Aber an der Zahl der Personen hat sich glaube ich nicht viel geändert.

Rosenberger: Also die Experimentalphysik war dann der große Bereich.

Dr. Tiebel: Ja. Aber in der Experimentalphysik gab es auch verschiedene Forschungsgruppen. Sie war breit angelegt. Auch Laserphysik und nichtlinearen Optik gab es-dort.

Rosenberger: Also hat sich in der Theorie gar nicht so viel verändert.

Dr. Tiebel: Personell schon, weil die älteren Kollegen, die damals noch da waren, also etwas älter als ich, dann in den Ruhestand gingen.

Rosenberger: Sie gingen ganz normal. Das hatte dann nichts mit der...

Dr. Tiebel: Es gab einige Entlassungen wohl auch im Bereich der Physik von Personen, die Mitglied der Staatssicherheit waren. Solche Fälle gab es. Die wurden dann sofort entlassen, rechtzeitig.

Rosenberger: In dem Institut.

Dr. Tiebel: Ja. In dem Institut. Das passierte aber sehr rechtzeitig und nicht erst...

Rosenberger: Also '90...

Dr. Tiesel: Ja. '90, '91, als der ganze Verwaltungsapparat neustrukturiert wurde. Wir hatten früher Sektionen, wie z.B. Mathematik, Physik. Es wurde dann gewählt. Es gab ein Institut, in der Mathematik und in der Physik Institute, und die bekamen dann neue Institutsdirektoren, Fachbereichsdirektoren; gewählte!

Rosenberger: Im Gegensatz zu vorher.

Dr. Tiesel: Ja!

Rosenberger: Wenn Sie sagen, da wurden einige Personen gleich entlassen, waren das denn welche von denen Sie vorher bereits dachten...

Dr. Tiesel: Das waren Unbekannte, also in dieser Hinsicht unbekannte Personen.

Rosenberger: Also Unbekannte heißt, Sie kannten sie nicht?

Dr. Tiesel: Doch, wir kannten sie, aber wir wussten nicht, dass sie Zugehörigkeit zur Staatssicherheit hatten.

Rosenberger: Es war also nicht so, dass vorher alle schon wussten, dass...?

Dr. Tiesel: Nein. Es war wirklich geheim, wer dazu gehörte. Meines Wissens nach wurden alle entlassen, die dazu gehörten. Ein Sektionsdirektor, ein Professor der Physikdidaktik, wurde sehr schnell entlassen, aber das lag an der fachlichen Qualifikation.

Rosenberger: Also das war nicht politisch?

Dr. Tiesel: Auch, aber nicht so sehr. Mehr fachlich. Es wurde neu gewählt und dann kamen neue Leitungsstrukturen zustande. Das fanden wir alle gut.

Rosenberger: Sie hatten vorhin gesagt, dass die Atmosphäre vorher besser, kollegialer war.

Dr. Tiesel: Sie war vielleicht nicht besser, aber etwas intimer, wenn das Wort passt.

Rosenberger: Weil es kleiner war oder weil Sie sich besser kannten?

Dr. Tiesel: Es waren Bereiche, in denen man sich öfter sah und auch gemeinsame Feiern oder gemeinsame Zusammenkünfte machte. Das fiel dann nachher weg, weil man die neuen Leute persönlich nicht weiter kannte, und da gab es diesen Zusammenhalt nicht mehr. Aber ich habe das nicht als etwas Schlimmes empfunden.

Rosenberger: Also es war nicht negativ, es war trotzdem eine gute Atmosphäre?

Dr. Tiesel: Nein, man muss sich an neue Sachen gewöhnen. Wenn die Umstände neu sind, dann muss man auch damit leben können.

Rosenberger: Und vorher, wenn Sie sagen, Sie wussten gar nicht wer bei der Staatssicherheit ist, aber Sie dachten sich vielleicht...

Dr. Tiesel: Es gibt welche!

Rosenberger: ...irgendwo wird wohl schon jemand sein. Hat das dann die Atmosphäre im Institut auch beeinflusst oder würden Sie sagen, da ging man drüber hinweg?

Dr. Tiesel: Da ging man drüber hinweg. Man wusste: Die waren nicht mehr da und nun ist gut.

Rosenberger: Und vorher? Als sie noch da waren? Sie wussten, was Sie sagen dürfen und was nicht?

Dr. Tiebel: Ja. Man hat auch nicht so viel gesagt, Politisch meine ich. Politisch waren alle Mitarbeiter sehr zurückhaltend in ihren Äußerungen.

Rosenberger: Also es war einerseits eine sehr enge Verbindung und andererseits hielt man sich in bestimmten Themen zurück.

Dr. Tiebel: Ja. Es wurden auch gewisse Drücke ausgeübt. Als mein Professor in den Ruhestand ging, hatte ich gerade habilitiert.

Rosenberger: Wann war das?

Dr. Tiebel: 1987. Da wurde ich zum damaligen Sektionsdirektor bestellt und der fragte mich, ob ich die Forschungsgruppe weiterführen wollte. Und ich sagte: Natürlich. Es war allerdings schon klar, dass es schwierig werden würde, denn es waren kaum noch Leute da. Wir hatten ein paar Forschungsstudenten, die ihre Arbeit gemacht haben, aber die hatten dann auch die Tendenz wegzugehen, etwas Anderes zu machen. Aber ich habe zugesagt, dass, ich gerne diese Gruppe weiter fortführen möchte, auch wenn sie klein ist, auf bescheidenem Niveau. Wir hatten auch verschiedene Veröffentlichungen noch in Arbeit. Aber dann teilte er mir schriftlich mit, dass das nicht geht. Er hat mich in den fachlichen Ruhestand versetzen wollen: Für Sie gibt es das nicht mehr. Ich habe dann zwar noch auf anderem Wege wieder gearbeitet. Ich hatte das schon gehaut, dass das diese Auswirkungen haben würde. Er war eben Genosse und hat gesagt: Ach, der Tiebel, den brauchen wir hier nicht, der kann hier keine Forschungsgruppe leiten und weg war ich.

Rosenberger: Und mit welcher Begründung, oder was glauben Sie, was der Grund war?

Dr. Tiebel: Er sagte die Kapazität sei nicht ausreichend dafür. Womit er nicht ganz Unrecht hatte, nur die Begründung dafür ist... Aber er war dann auch nicht mehr da. Er ist dann auch im Rahmen der Wende abgelöst worden und da konnte ich dann frei machen was ich wollte.

Rosenberger: Also das waren dann drei Jahre...

Dr. Tiebel: Das war eine Befreiung, das sage ich nur immer wieder.

Rosenberger: Es ist immer wieder diese Mischung...

Dr. Tiebel: Es hat keinen krassen Bruch in meiner Entwicklung gegeben. Ich habe '87 habilitiert und dann kam die Frage auf, ob das auch als *venia legendi* gelten könnte, um auf eine Privatdozentur hinarbeiten. Ich habe mich dann darauf beworben. Die damaligen Professoren kannten mich alle, ich war auch für verschiedenen Sachen zuständig. Zum Beispiel für das Fachkolloquium Physik. Wir haben monatlich ein Kolloquium im Fach Physik gemacht und es war dann damals die Meinung dieser Professoren: Warum nicht, das können wir ihm doch geben.

Rosenberger: Und wie lange bestand die Unsicherheit? Ab wann hatten Sie wieder eine feste Stelle?

Dr. Tiebel: Ich hatte eigentlich immer eine feste Stelle.

Interviewerin: Durchgängig? Also das war gar nicht...? Sie erzählten von dieser Evaluation?

Dr. Tiebel: Ja, da mussten alle Mitarbeiter, die habilitiert waren, die betraf es, glaube ich, ihre Forschungsarbeit einreichen, ihre Publikationsliste, Tätigkeiten, die sie hatten, die Vorlesungen und was sie fachlich gemacht hatten. Und da wurde meines Erachtens, ein großer Teil dieser Leute positiv in der Naturwissenschaft evaluiert. Und das ist ja unabhängig von Mitarbeitern der Universität entschieden worden. Das haben Kommissionen entschieden, die auch Professoren aus anderen Bundesländern enthielten.

Rosenberger: Also das heißt, dass lief relativ glatt durch?

Dr. Tiebel: Fachlich hat sich für mich eigentlich nichts geändert. Ich habe dann den Einwurf meines ehemaligen Sektionsdirektors links liegen gelassen – ich machte sowieso was ich will - und ich konnte das dann auch.

Rosenberger: Haben Sie noch etwas, das Ihnen noch einfällt, oder irgendwas, das Ihnen noch auf dem Herzen liegt?

Dr. Tiebel: Ja, einen Punkt hätte ich noch anzubringen und zwar über die öffentliche Meinung über diese Evaluierungsperiode und die Gründung der Universität. Es hat Äußerungen gegeben, auch in der Zeitung, in der PNN. Dort hatte Herr Kixmüller eine Publikation rausgebracht, in der er den Herrn Görtemaker zitierte und meinte der Herr Görtemaker hätte recherchiert und festgestellt, dass die Wissenschaftler der Universität Potsdam viel zu wenige Publikationen hätten und hat das auf den OPAC Katalog bezogen. Das hat mich nicht in Ruhe gelassen, denn in meiner Liste im OPAC Katalog stehen vier Publikationen. Aber insgesamt habe ich etwa 80. Wahrscheinlich Mal zwanzig muss man die Zahl im OPAC Katalog nehmen, um auf die wahre Zahl zu kommen. Bei anderen wird es ähnlich sein. Man kann doch die Mitarbeiter nicht darüber einschätzen, wie viele ihrer Publikationen in dem OPAC Katalog enthalten sind. Ich habe daraufhin zum 25-jährigen Geschehen zur Gründung der Universität dann auch einen Artikel geschrieben, also den gleichen Artikel, der in der PNN erschien, er erschien auch hier in unserem Bereich, auf dieser Seite der Geschichte der Hochschule.

Rosenberger: Und Sie haben das da nochmal richtiggestellt?

Dr. Tiebel: Ich konnte das noch mal darlegen. Es gab da einige ähnliche Artikel auf dieser Seite.

Rosenberger: Das ist auch eine Ansicht. Gut. Dann danke ich für das Gespräch.

Dr. Tiebel: Gern.

Rosenberger: Es war sehr interessant einmal wieder die verschiedenen Lebensläufe und die Entwicklungen zu sehen.

Dr. Tiebel: Vielen Dank.

Rosenberger: Vielen Dank.

Danksagung

Wir bedanken uns bei der Universität Potsdam, der Deutschen Mathematiker-Vereinigung und Math+ Berlin Mathematics Research Center für ihre finanzielle Unterstützung.



Berlin Mathematics Research Center

